

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-262057](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-262057)



Glück zum neuen Jahre!

Das ruft der Rheinländ. Hausfreund so recht von Grund aus seinen Lesern auch diesmal wieder beim Jahreswechsel zu. Er hat ein weiches Herz und meint es gut mit seinen Freunden. Es wird ihm jedesmal wohl und weh, wenn er den alten trauten Gruß wieder hineinruft in Stadt und Land. So mancherlei Gedanken kommen ihm, während er von Haus zu Haus geht und sein „Grüßgott“ und „Glückauf zum neuen Jahr“ vernehmen läßt. Er sinnt darüber nach, wie wohl sein Wunsch im vergangenen Jahrlein bei dem und jenem alten Bekannten in Erfüllung gegangen ist. Gewiß manchem hat das 1898er Jahr sein Glück gebracht. Und für jeden von diesen hats wohl wieder ein besonderes und anderes Nöcklein angehabt. Da hat vielleicht mancher abgearbeitete Gymnasiast am letzten Neujahr bei sich gedacht: O du lieber rheinländischer Hausfreund, brächtest du mir zugleich mit deinem Glückwunsch und deinen schönen Bildern und Geschichten ein Papier, auf dem geschrieben steht: „Wird mit dem Zeugnis der Reise zur Universität entlassen!“ Und heuer kennt ihn der alte Hausfreund gar nicht mehr, den Bruder Studio, so gut ist ihm das erste Semester bekommen, und so martialisch ist ihm der Schnurrbart gewachsen. Oder eine holbe, junge Maid von 17 Jahren hat vielleicht am letzten Sylvesterabend mit der Stecknadel in des Hausfreunds Taschen herumgestöbert, ob sich nicht ein günstiges Drafel finden werde, vielleicht des Inhalts: „Jung gefreit hat Niemand gereut“ und hat sich alle die zarten Liebespäpchen, die da im Conterfei zu sehen sind, gar gründlich und schmachtenden Blickes angeschaut und dabei

so ganz leis vor sich hingefummt: „Kein Feuer, keine Kohle, kann brennen so heiß, als heimliche Liebe, von der Niemand nichts weiß.“ Und heute begrüßt sie den guten, alten Freund mit hellem Lachen und streichelt ihn und sagt ihm ins Ohr: „Du sollst auch dabei sein, wenn wir in unser neues Häusle einziehen, mein Friedrich und ich.“ Das thut dem Alten gar wohl, er macht sein freundlichstes Gesicht und denkt sich das Beste dabei. So sind die guten Wünsche doch nicht ganz umsonst gewesen, so haben sie doch da und dort eine schöne Erfüllung erlebt. Ja, und auch wenn er ans ganze, liebe deutsche Vaterland denkt, wird ihm wohl ums Herz. Gottlob und Dank, auch da ist der gute Wunsch kein vergeblicher gewesen. Freilich Allen hats der liebe Gott auch im Jahr 1898 nicht recht gemacht. Wie könnte er auch. So vielerlei Köpfe und dazu harte deutsche Schädel, die bekanntlich aus besonders hartem Stoff geformt sind — unter einen Hut zu bringen, das ist eben ein Ding der Unmöglichkeit. So hats denn auch im vergangenen Jahr nicht an solchen gefehlt, die gern alles anders und besser gehabt hätten, nur daß sie selber nicht wußten wie.

Und doch haben wir uns wieder eines Friedensjahres erfreut. Und doch sind wir in diesem Jahre ein gut Stück weiter gekommen in unserem nationalen Leben und in unserer nationalen Ehre. Denn was man auch sagen mag: Die chinesische Erwerbung unseres Kaisers dort im fernen Osten hat sich eben doch als eine erfreuliche und richtige bewährt. Auch sonst stehen wir geachtet unter den Großmächten da und keine wagt es, uns, wenn man so sagen darf, „an den Wimpern zu klimpern.“

Im Innern freilich dürfte vielleicht noch manches anders sein. Da ist drum ein Glückwunsch zum Jahr 1899 recht angebracht. Doch wir wollen auch da nicht unzufrieden sein und uns dankbar des vielen Guten erfreuen, das uns das verflossene Jahr gebracht hat. Die liebe Sonne hat doch wieder geschienen, unsere deutschen Wälder haben doch wieder gegrünt, und gerade unser Heimatland Baden hat uns in seinem Frühlings- und Sommerschmuck wieder eine recht lebendige Illustration gegeben zu dem Lied: „Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt.“ Sonst ist in der Welt nicht so friedlich her-

gegangen im vergangenen Jahr. Sind sich doch die Amerikaner und Spanier bös in den Haaren gelegen und haben um den Zankapfel Cuba gerauft, daß der Boden gezittert hat bis zu uns herüber. Denn heutzutage ist nicht mehr so, daß es uns einerlei sein kann, wenn hinten in der Türkei, oder auch drüben „im Amerika“ (wie die Bayern sagen) die Leute aufeinander schlagen. Merkt mans doch meist alsbald an dem Artikel, den das Vaterunser nicht ohne Grund als den Hauptlebensartikel täglich vom lieben Gott erbittet: am Brot. Und doch — alles in allem genommen denkt der Kleinländische Hausfreund gern an das alte Jahr zurück. Freilich — keine Freude ist auf Erden ungemischt. Während so seine Augen zurückschweifen in die Vergangenheit, fehlt ihm manches liebe Gesicht, das er früher gewohnt war, unter seinen Freunden zu erblicken und das nun nimmer da ist. So mancher liebe, alte Mann im weißen Haar, der ein Jährlein um das andere zusammen mit dem Hausfreund gewandert ist und sich immer mehr mit ihm befreundet hat, so manches zittrige, alte Großmütterlein, das die Brille auf der Nase zurecht geschoben hat, wenn es hieß, der Hausfreund kommt und ihn studiert hat mit großem Eifer, um den kleinen Enkelkindern davon zu erzählen, was für schöne, neue Geschichten der alte Gast mitgebracht hat — sie sind fortgezogen, weit, weit fort. Da schleicht dem guten Grünrod ein Thränlein über die Wangen und im Stillen spricht er: hawe pia anima (lebe wohl liebe Seele) und denkt bei sich: Im Grund ist für die mein Wunsch vom vorigen Jahr besser in Erfüllung gegangen, als bei all den anderen. Aber er ist kein sentimentalischer Gesell, er weiß, daß es nichts taugt, gar zu sehr in Erinnerungen zu schwelgen, seien es gute, seien es schlimme. Und so schattet er denn sein Auge mit der Hand und schaut hinaus in die helle Ferne, die so schimmernd und unbetreten vor ihm liegt, in das Jahr 1899.

„Glück zum neuen Jahr.“ Was läßt sich nicht alles in die wenigen Worte hineinlegen. Ja, das möchten wir ja alle so gern haben, Glück, recht viel Glück, am liebsten das Glück, so wie es uns der Maler Spangenberg auf seinem schönen Gemälde gemalt hat: als ein schönes, jugendliches Weib, lächelnden Blickes, mit vollen, blühenden Wangen. Aber freilich der Künstler hat uns gleich dazu gemalt, wo diese Sorte von Glück, die weiter nichts ist als Schönheit und Jugend und Reichtum, wohin die führt — nämlich in den Abgrund, und worüber sie geht — nämlich über Leichen, über Lug und Trug.

Also das kanns nicht sein, was der Hausfreund meint, wenn er sagt: Glück zum neuen Jahr.

Dies gläserne Glück, von dem das Sprichwort schon sagt: „Glück und Glas, wie bald bricht das“. Allerdings, Gesundheit des Leibes, ein ordentliches Auskommen, Segen auf Feld und Flur, in Küche und Keller, in Handel, Handwerk und Landwirtschaft, das gehört mit zu den guten Wünschen. Aber es ist noch nicht alles, um das Glück voll zu machen. Dazu gehört vor allem Zufriedenheit, Häuslichkeit, Ehrbarkeit, Zucht und Sitte und nicht am wenigsten — Gottesfurcht. Wenn der Hausfreund in so manches Haus kommt, in dem sich die Eheleute nicht vertragen, in dem die Kinder ungezogen und ungewaschen am inneren und am äußeren Menschen herumlaufen, oder in dem die Diensthöfen die Herrschaft wo sie nur können, anschwindeln, da möcht' er am liebsten „Rechtsumkehrt“ machen und wieder hinauslaufen. Denn da weiß er, daß auch seiner kein guter Empfang harret. Da greift man ihn mit fettigen, schmutzigen Fingern an und schiebt ihn von einem Winkel in den andern. Dort zerren ihn die Kinder in der ganzen Stube herum und reißen einzelne Seiten mitten draus heraus. Da hebt man nur den Rahm, d. h. die paar lustigen Geschichten ab und läßt die gute Milch darunter versauern, da behandelt man ihn nicht wie einen lieben Gast und alten Freund, sondern wie einen alten Rock, der einem zu nichts schlecht genug ist.

Dagegen wie wohl thut es ihm, wenn er in eine saubere Häuslichkeit darf einkehren, wenn rofige, wohlgeordnete Kinder ihn in ihre kleinen, runden Hände nehmen und sich in seine Schätze vertiefen, wenn ihn abends der Vater vom Bücherbrett herabnimmt und den Seinen eine lustige Historie daraus vorliest, oder nachrechnet, wie lange es noch ist bis Ostern oder bis Michaeli, oder wenn er die Bauernregel studiert und sich dann so seine eigenen Gedanken macht über dies und das. Mit einem Wort, wenn er Zucht und Ordnung in einem Hauswesen findet und einen guten Geist, in dessen Luft sich gut leben läßt. Da ruft er seinen Neujahrswunsch mit doppelt heller Stimme: „Glück zum neuen Jahr.“ Denn da weiß er, ist dieser Gruß gewiß am Platz. Da muß er sich in irgend einer Weise erfüllen, denn da hat er sich schon erfüllt, da war das Glück schon im alten Jahr, da wird es im neuen sein, weil es drinnen in den Herzen wohnt und darum gar nicht verloren gehen kann.

Nun Gott sei Dank, es giebt noch manches Haus und manches Herz im deutschen Vaterland, in dem es so bestellt ist. Noch manches stille, friedliche Daheim giebt es, in dem man bei aller Unruhe des Geschäfts und des Lebens nach

dem bekannten Dichterwort lebt: „Tages Arbeit, Abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste.“

Oft könnte es scheinen, wenn man alte Leute hört, die auf eine längere Vergangenheit zurückschauen, heute sei alles schlechter geworden, die Menschen und die Verhältnisse. Aber in Wahrheit steht doch anders. Wenn man freilich auch den Spieß nicht umbrehen darf und nicht behaupten kann, es sei alles besser geworden, so wird man doch in aller Bescheidenheit sagen können, es hat sich vieles gebessert, und es sind die Anzeichen vorhanden, daß sich noch manches bessern wird. Und ist auch das Menschenherz an sich natürlich heute nicht aus einem anderen, besseren Wachs geknetet, als vor fünfzig Jahren, so ist dies Wachs eben auch nicht schlechter geworden. Vielmehr giebt es auch heute noch wie ehemals und wie je und je gute Menschen. Natürlich nicht Engel, an denen alles vollkommen ist, die mit ihren rothigen Füßen über die Erde dahinschweben und Lilien in den Händen tragen, aber doch gute, reine Menschenkinder, die ihr Teil der Lust und ihr Teil der Last tragen, ohne zu murren, die gerne helfen, wo es nötig ist, deren Hände der Wunschelrute gleichen, die alles, womit sie in Berührung kam, in lauterer Gold verwandelte.

Ehegatten giebt es, die einander so lieb haben, daß sie sich allmählig ganz ähnlich werden und zwei Baumstämmen gleichen, wie man sie manchmal droben im Gebirg sieht, die aus denselben Wurzeln hervordachsen und doch aussehen wie zwei verschiedene Bäume.

Und Kinder laufen in unseren Straßen und auf unseren Plätzen umher, denen man ansieht, daß sie brav und wohlherzogen sind, daß sie gerne lernen, aber auch gerne spielen und herumtollen, wie das beides zusammen sein muß, wann's eine rechte Mischung geben soll.

Und ebenso geht es in unserem öffentlichen Leben voran. Man denke sich einmal den gewaltigen Fortschritt, der allein in dieses unser neunzehntes Jahrhundert hineinfällt. In tausend Jahren sind sonst die Menschen auf den Gebieten der Industrie, des Handels und des Verkehrs nicht so weit fortgeschritten, wie wir in den hundert Jahrlein, die nun eben zur Reize gehen. Kehren wir im Geist ein in eine deutsche Stadt zu Anfang unseres Jahrhunderts. Wie eng sind da noch die Straßen, wie gering ist der Raum, durch den das liebe Sonnenlicht hereinfließen darf. Einfach, man könnte fast sagen dürftig, sieht es nun auch in den Häusern aus. Da treten wir in niedrige Stuben mit weißgeschwärttem Fußboden — man hört den Sand knirschen unter den Füßen. An den geweißten Wänden stehen die wenigen ein-

fachen Möbel umher, ein altväterisches Kanapee, ein hellpolierter Tisch davor, ein paar Pfeilerschränken mit schwarzen Holzsäulen und beinernten Schloßverzierungen. Der Bilderschnud geht klein zusammen, einige Silhouetten, die Familienglieder darstellend, ein buntes Jagdbild, ein Stich, der den großen Napoleon darstellt und vielleicht noch ein Bild des Landesherrn, das ist alles.

Dagegen vergleiche man unsere heutigen Einrichtungen. Wo man hinkommt, Bequemlichkeit, Geschmac, Behagen. Anstatt der ehemals beliebten Schachtelform, in der die Häuser gebaut wurden, eines wie das andere, langweilig und eintönig, kehrt man heute zu den alten Stilarten zurück. So gewinnen unsere neueren Stadttheile wieder ein malerisches Aussehen. Freilich muthets einen oft auch drollig an, wenn man durch die eleganten Straßen geht und meint, man sei mit einem Mal ins Mittelalter oder nach Japan und China versetzt.

Aber auch in den geringeren Vierteln baut man heute besser als ehemals. Es kann heute doch nicht jeder Hauspekulant genau so schlecht bauen, als er will — es giebt glücklicher Weise Bauverordnungen — eine Baupolizei, die darauf achtet, daß für eine genügende Menge Licht und Luft gesorgt ist. Damit wird die Gefahr immer mehr bekämpft und beseitigt, die für die Menschen aus ungesunden Wohnungsverhältnissen erwächst. So wird man sagen können, daß sich die Lebensführung und Lebenshaltung im ganzen gehoben hat. Aber nur fein demüthig! Nur nicht oben hinaus wollen! Nur nicht vergessen, daß neben dem vielen Guten auch noch viel Schatten da ist. Darum zum neuen Jahr neue Entschlüsse! Zum neuen Jahr das Gelöbniß, mit Treue und in Hingebung an der Erfüllung unseres Menschen- und Christenberufes arbeiten zu wollen, dann ist mir nicht bang um die Erfüllung des Wunsches: Glück zum neuen Jahr. Und dann nicht zu vergessen das herrliche Schillerwort: „Doch der Segen kommt von oben“. Darum die Herzen empor, darum von neuem auf Gott vertraut, der der Anfang und das Ende von allen guten Dingen ist!

So lehrt denn der Hausfreund gerne da und dort ein und ruht sich ein Stündchen aus und schöpft neuen Odem. Er weiß, seine guten Wünsche werden nicht unerhört bleiben und wenn er schließlich noch ein wenig an sich denkt, so freut er sich und schmunzelt, sind doch all die frohen Gesichter, die ihn allenthalben empfangen haben, sind sie doch das Beste, was er sich selbst wünschen konnte — sein Glück im neuen Jahr!

Friedli und Breneli.

Eine Geschichte aus dem Schwarzwald von M. Barad.

Hoch oben, auf einem das herrliche Thal der Wiese im Schwarzwald begrenzenden Berggrücken, unweit des Dorfes Hausen, der Heimath Johann Peter Hebels, liegt das Dorf S. . . . mitten in prächtig grünen Matten und halb versteckt in einem wahren Wald von Obstbäumen, deren Ertragniß einen Haupttheil der Einnahmen der Bewohner des freundlichen Dorfes ausmacht. Wie eine verkörperte Idylle liegt es da inmitten des heiteren Plateaus und idyllisch ist auch das Leben daselbst, denn die Einwohnerschaft — sie beläuft sich auf etwa 1000 Seelen — bildet in ihrer Gesamtheit nur eine große glückliche Familie, als deren Haupt der Pfarrer und in rein weltlichen Angelegenheiten auch der Bürgermeister anzusehen ist — oder vielmehr war, denn seit der Zeit, in der unsere kleine Geschichte spielt, hat sich hierin auch gar manches verändert. Damals aber — gegen Ende des Jahres 1846 — war noch keinerlei Mißklang in dies glückliche Familienleben gebrungen: alle waren nur einerlei Sinnes und einerlei Meinung.

Pfarrer war zu jener Zeit Herr Johannes Braun, ein noch in den besten Lebensjahren stehender Mann, der gleich dem Apostel, dessen Namen er trug, in seiner Gemeinde nicht nur stets Liebe und Eintracht predigte, sondern hierin auch mit gutem Beispiel voranging, ganz besonders in seiner eigenen, aus seiner Frau und einem siebzehnjährigen Sohn bestehenden Familie, die er mit der ganzen Liebe seiner acht christlichen Seele umfaßte. Bürgermeister dagegen war Johann Georg — oder nach dem alemannischen Dialekt jener Gegend „Hans Jerg“ — Braunwarth, der größte Defonom und als solcher der reichste Mann im Dorfe, dabei brav, rechtschaffen und stets darauf bedacht, in seiner Gemeinde wie in seinem Hause die strengste Ordnung zu erhalten, denn „Ordnung mueß sy!“ war sein Wahlspruch. Auch er war Familienvater; er hatte eine trotz ihrer fünfundsiebzehnjährigen Jahre noch immer hübsche und besonders tüchtige, schaffensfreudige Frau — die Chüangi (Kunigunde) — und ein vierzehnjähriges Töchterlein — das Breneli (Veronika) — und wäre im Besitz dieser seiner Familie ein beneidenswerth glücklicher Mann gewesen, wenn das Breneli nicht das Unglück gehabt hätte, von Geburt an — blind zu sein. Dies Unglück seines einzigen Kindes aber ging dem wackeren Bürgermeister so sehr zu Herzen, daß er das Breneli nie ansehen konnte, ohne dabei leise vor sich hinzusagen: „Du armi Chind, 's Augeli chent entbehre, d'Sunne nit z' seh' und der Tageschi (Schein) und allwil nume in Nacht und Dunkel siße — 's aruust Ein!“

Diese Stoßseufzer des Vaters der armen Blinden hatten nun allerdings und um so größere Berechtigung, als das Breneli ein außergewöhnlich liebliches und lebenswürdiges Geschöpf war. Als ob die Natur selbst Breneli für das mangelnde Augenlicht hätte entschädigen wollen, so war sie durch größte Schönheit des Körpers und ebensolche des Geistes und Herzens ausgezeichnet. Sie glück auf's Haar ihrer von Hebel besungenen Namenschwester, hatte — wie diese — „e S'ichtli, wie Milch und Bluet“ und Augen — wenn gleich todt — doch immerhin glänzende „wie ne Stern“. Dabei war sie seelengut und hatte — ebenfalls wie jenes Breneli — „allwil e frohe Mueth“, denn da sie niemals gesehen hatte, so wußte sie auch nicht, was Sehen war, und erkannte demzufolge auch die ganze Größe ihres Unglücks nicht. Immer war

sie heiter und Alles, Alt und Jung im Dorfe, hatte sie darum gern und wer in ihre schönen Augen sah, konnte nicht begreifen, daß diese glänzenden Sterne nicht sahen. Viele gab es darum auch in den ersten Lebensjahren Brenelis, welche meinten, ärztliche Hilfe könne ihr zum Augenlicht verhelfen und redeten deshalb dem Vater zu, doch einmal einen kundigen Arzt darüber zu befragen; aber alle diese Leute wußten nicht, daß der Bürgermeister schon bald nach Brenelis Geburt mit ihm bei einem Arzt in Basel gewesen war, doch dieser hatte ihm das gleiche gesagt, was ein schon vorher zu Rathe gezogener Schöpfheimer Arzt erklärt hatte: das Kind habe den angeborenen grauen Starr und außerdem sei der Sehnerv ohne Zweifel in Folge des mangelnden Gebrauchs todt, so daß so gut wie gar keine Aussicht vorhanden sei, ihm durch eine Operation das Sehvermögen zu verleihen. Mit diesem trostlosen Bescheid war der Bürgermeister heimgekehrt und hatte es selbstverständlich seither unterlassen, nochmals einen Arzt zu Rathe zu ziehen: es wäre ja doch umsonst gewesen.

Seither waren vierzehn Jahre vergangen und Niemand im Dorfe wagte mehr zu hoffen, daß dem Breneli geholfen werden könne, Niemand — mit Ausnahme eines Einzigen: des Pfarrers Sohn, Friedli. Dieser war nämlich der treueste Freund der armen Blinden. Seit ihren ersten Kinderjahren waren beide als Nachbarinder — das Pfarrhaus und der städtische Hof des Bürgermeisters lagen, nur durch den Pfarrgarten getrennt, dicht neben einander — unzertrennliche Spielgefährten. Immer sah man sie bei einander, stets führte der Friedli das kleine Mädchen, das ja nicht sehen konnte, und trug mit fast komischer Achtsamkeit Sorge dafür, daß es nicht fiel oder an einen Stein oder Baum stieß. Er pflückte dem Breneli die schönsten Blumen, die reiften Erdbeeren, Kirschchen und anderes Obst, schob es ihr ins kleine Mäulchen und freute sich königlich, wenn es ihr recht gut schmeckte. Gar oft auch hatten sie zusammen „g'vätterlet“ und Friedli hatte dann nicht veräußt, der hilflosen Blinden zu sagen: „Weisch, Breneli, wem mer emol groß sin, d'rno (nachher) geb' i d'r eis (eines) vo mini Auge, aß Du au sehe chasch (faßt) wie i — gelt, Breneli?“ — Und das Breneli hatte ihm stets herzlich dafür gedankt, doch stets mit dem Weißigen, er möge nur seine beiden Augen behalten, sie wolle keines davon, denn es genüge ihr ja, wenn er sie führe, dann brauche sie keine Augen. — So traten die Kinder, ohne daß ihre Freundschaft je die geringste Einbuße erlitt, allmählich in die Jahre, in welchen gewöhnlich „vom Mädch n reißt sich stolz der Knabe“, aber auf Friedli brachten sie keinerlei Aenderung hervor und obgleich er nunmehr nach Freiburg zum Besuche des dortigen Speeums kam, so galt doch jeweils, wenn er wieder heim in die Ferien kam, sein erster Besuch seiner blinden Freundin, wie auch sein letzter, wenn er wieder schied.

Selbstverständlich bemerkten sowohl Friedlis als auch Brenelis Eltern die stets sich gleichbleibende, mit den Jahren sogar fast noch wachsende Anhänglichkeit ihrer Kinder und freuten sich darob: ihre Freundschaft war ja so harmlos, und wenn auch die beiden Mütter bisweilen die Röpfe schüttelten und meinten, es ginge jetzt eigentlich doch nicht mehr an, daß Friedli und Breneli so fortwährend beisammen seien, denn dafür seien sie nunmehr schon zu groß, so meinten die beiden Väter dagegen, insbesondere der Pfarrer, man solle die Kinder in ihrer Harmlosigkeit belassen und ihnen den Sinn für ihre ideale Freundschaft nicht durch unnötige Aengstlichkeit zerstören. Dem stimmte auch

der Bürgermeister bei, der seiner blinden Tochter das Einzige, was in ihrem an Freuden so armen Leben Reiz für sie hatte, nicht nehmen wollte. „Hent (habt) sei Sorg“ pflegte er zu sagen — „s isch Alles in der Ordnung und so wird's au bliebe: do bin i weger (wadrlich) der Ma d'r für!“

So blieb Alles beim Alten, auch als Friedli in die Jünglingsjahre und Breneli in die der beginnenden Jungfräulichkeit trat. Nun aber kam für Friedli, nach Beendigung seiner Vcealstudien, die Zeit, in der er sich für einen künftigen Beruf entscheiden mußte. Der Pfarrer war ein kluger Mann und wollte seinen Sohn in der Wahl eines solchen in keiner Weise beeinflussen, wemglieh er im Stillen hoffte, Friedli werde sich für seinen eigenen Beruf, der ihm selbst bei einem stillen und bescheidenen Glück stets innere Befriedigung gewährt hatte, entscheiden. Wie erkannte er aber, als Friedli ihm erklärte, er wolle Arzt werden und das Spezialfach der Augenheilkunde zum Beruf erwählen.

„Augenarzt willst Du werden?“ rief der Pfarrer überrascht aus. „Friedli — Friedli, bestimm Dich etwa gar Brenelis Blindheit zu dieser Wahl?“

Friedli nickte. „So gibst Du Dich der Hoffnung hin, dem armen Mädchen — das Sehvermögen herzustellen zu können?“

„Ja, Vater,“ erwiderte Friedli, der seinem Vater gegenüber stets hochdeutsch, im Verkehr mit Anderen aber nur alemannisch sprach, „dies hoffe ich!“

Der Vater schüttelte betrübt das Haupt. „So, weißt Du nicht, was der Basler Arzt seiner Zeit dem Bürgermeister erklärt hat?“

„Ich weiß es, Vater — aber dennoch hoffe ich!“ „Armer Sohn, ich fürchte sehr, Dein Hoffen ist vergeblich!“

„Vielleicht, Vater,“ erwiderte Friedli bedächtig, „vielleicht aber auch nicht. Der Basler Arzt sah Breneli nur als ganz kleines Kind, als sie noch nicht sprechen und fagen konnte, was — sie mir gesagt hat!“

„Und was wäre dies?“ fragte der Pfarrer ungläubig lächelnd.

„Nächle nicht, Vater,“ entgegnete Friedli ernst. „Es ist ja möglich, daß ich an einen an und für sich vielleicht bedeutungslosen Umstand zu große Hoffnungen knüpfte, aber Breneli sagte mir — und ich selbst fand es durch vielfache Versuche bestätigt — daß sie gegen die Sonne gestellt ein gewisses Gefühl von Helle hat, welches sie, mit dem Antlitz nach der entgegengesetzten Seite gekehrt, niemals empfindet.“

Unwillkürlich nahmen des Vaters Züge den Ausdruck geschärften Interesses an. „Und — was folgerst Du hieraus?“ fragte er.

Friedli zögerte einen Moment mit der Antwort, dann aber begann er: „Ich weiß aus verschiedenen Büchern, die ich mir in Freiburg zu verschaffen wußte, daß diese mir auffällig gewesene Erscheinung vermin-

derter oder stärkerer Dunkelheit nur durch Vermittlung des Sehnervs zum Gehirn, also zum Bewußtsein gelangen konnte. Daraus aber folgerte ich, daß dieser Nerv nicht — wie der Basler Arzt annahm — todt ist, sondern lebt, wenn auch vielleicht nur schwach lebt. Ist dies aber der Fall, dann muß es — und dies hoffe ich zuversichtlich — an der Hand der Wissenschaft auch möglich sein, dieses schwache Leben des Nervs mehr und mehr zu kräftigen und Breneli sodann sehend zu machen, denn die Operation des angeborenen grauen Staars ist — wie ich gleichfalls aus den mir zur Verfügung gestandenen Büchern ersah — fast immer möglich.“

Der Pfarrer war mit wachsender Verwunderung diesen — wie er sich

logischen Folgerungen seines Sohnes gefolgt und wenn er auch nicht sofort dessen Hoffnungsfreudigkeit für Breneli zu theilen im Stande war, so konnte er sich doch nicht verhehlen, daß die Ansicht Friedlis zum mindesten beachtenswerth sei. Außerdem aber erkannte er, daß sein Sohn, der neben Vcealstudien noch Zeit und Lust zur Sammlung von Kenntnissen im Gebiete der Augenheilkunde fand, jedenfalls hiefür großes Interesse und darum wahrscheinlich auch große Befähigung haben müsse. Er beschloß deshalb, dessen Wünsche bezüglich der Wahl des augenärztlichen Berufes nicht entgegen zu sein.

„Nun denn“ — sprach er nach längerem Nachdenken — „ich kann und will die Möglichkeit, daß Deine Meinung über den Zustand der Augen Brenelis richtig sei, nicht bestreiten. Aber für den Fall, daß Du wirklich Recht hättest, hielte ich es für ein an der

unglücklichen Blinden begangenes Unrecht, wenn die Operation verzögert werden sollte, bis Du Deine Studien vollendet und Dir die Befähigung zur Ausübung des augenärztlichen Berufes erworben hättest. Ich müßte es vielmehr als eine ihr schuldige Pflicht betrachten, daß die Operation so bald wie möglich vorgenommen würde und zwar von einem bereits approbirten, hervorragenden Augenarzt, dem Du Deine gemachten Beobachtungen mittheilen magst.“

„Nein, Vater,“ unterbrach ihn hier Friedli, „wenn nur allein die Operation zu machen, das heißt der Staar zu stechen wäre, dann hättest Du freilich Recht und ich wäre der Erste, der zur sofortigen Vornahme derselben rathen würde. Aber meiner Meinung nach handelt es sich mehr um eine künstliche Steigerung der schwachen Lebensthätigkeit des Sehnervs. Ob dies überhaupt möglich ist, weiß ich nicht — es ist ja nur eine vielleicht illusorische Vermuthung von mir, daß dies Ziel durch fortgesetzte systematische Uebung des so viele Jahre schon jeglichen Gebrauchs entbehrenden Nervs erreicht werden könne. Wenn es aber möglich ist, so gehört — freilich ebenfalls nur meiner vielleicht illusorischen Meinung nach — hiezu die Mitwirkung der Patientin selbst durch Entgegenbringen eines un-



Weiß Breneli, wenn mi amol groß si

bedingten und unbegrenzten Vertrauens, es gehört ihr fester, zuverlässiger Glaube hiezu, daß das Erstrebte erreicht werde. Diese — ich möchte sagen — seelische Mitwirkung aber wird Breneli nur mir und niemals einem Andern entgegenbringen, denn — mir gehört ihre Seele, mir, mir allein!"

Der Pfarrer riß die Augen weit auf. „So — so liebt Dich Breneli?“ fragte er fast erschreckt. „Du hast ihr von Liebe gesprochen?“

Friedli lächelte. „Niemals, Vater, that ich dies,“ sprach er ruhig. „Ihre Seele ist die eines vollkommenen Kindes, unvermögend andere als rein kindliche Eindrücke in sich aufzunehmen. Ebenso sind alle ihre Begriffe und Vorstellungen vollständig kindlicher Natur: sie hört ja nur, sie sieht nicht und — meiner Ueberzeugung nach zieht Liebe nicht durchs Ohr, sondern durch's Auge ins Herz. Breneli vermag also nur Zuneigung zu fassen, nicht aber in dem von Dir gemeinten Sinne zu lieben. Darum ist sie auch mir nur zugeneigt, wie sie ihrem Vater und ihrer Mutter zugeneigt ist, freilich aber im denkbar höchsten Grade, denn ich bilde ja in ihrem der sinnlichen Eindrücke entbehrenden Leben und bei allen ihren Erlebnissen stets den Haupt- und Mittelpunkt dadurch, daß ich von Kindheit an stets um sie war, ihre Schritte leitete und beßhalb unzertrennlich von ihrem gesammten Denken, Empfinden und Thun war. Darum — und nur darum — sagte ich auch, daß ihre Seele mir gehöre und beßhalb wird sie auch nur mir das für die erwähnte seelische Mitwirkung bei der vielleicht möglichen Operation entgegenbringen können: mir und nur mir!“

Jetzt war es der Pfarrer, der lächelte: „Und wenn Du durch Brenelis seelische Mitwirkung bei der Operation — wie Du hoffst — ihr wirklich das Augenlicht solltest geben können: was dann?“

„Dann, Vater“ — entgegnete Friedli — „hoffe ich — nein, ich bin es fest und sicher überzeugt — dann wird Brenelis Gefühl der Zuneigung zu mir sich wandeln in Liebe und ich — ich selbst werde dann glücklich sein, denn ich, Vater, ich liebe sie herzlichst und innigst!“

Da legte der Pfarrer segnend die Hand auf Friedlis Haupt und sprach mit vor Rührung zitternder Stimme: „So gehe denn, mein Sohn, und Gott der allmächtige und allgütige gebe seinen Segen zu Deinem Bestreben. Er, der Urquell alles Lichts, wird Dir seinen Beistand leihen und dereinst durch Deine Hand einen Strahl desselben in Brenelis todtes Auge gelangen lassen: geh' mit Gott, mein Sohn, seine Gnade führe und leite Dich — Amen!“

Die Augenheilkunde stand zu jener Zeit bei weitem nicht auf der hohen Stufe, die sie heut zu Tage einnimmt. Von Alters her bis etwa in die Mitte des vorigen Jahrhunderts war sie überhaupt als Wissenschaft ganz darniedergelegen, denn sie befand sich in den Händen unwissender, meist in Barbierstuben erzogener Marktchreier, deren Kunst sich hauptsächlich um das „Staarstechen“ drehte. Die Aerzte aber gaben sich mit ihr gar nicht ab, denn sie betrachteten dieselbe als ein ihrer unwürdiges Studium. Erst um den genannten Zeitpunkt fingen die Aerzte an, sich des Auges anzunehmen und den Krankheiten desselben eine besondere Berücksichtigung zu schenken. Aber die marktchreierischen Staarstecher konnten dessen ungeachtet ihr Unwesen weiter bis in den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts treiben. Dann erst, und zwar zuerst in Frankreich, machte die Augenheilkunde erfreulichere Fortschritte. In Deutschland jedoch blieb

sie noch längere Zeit zurück, dann aber übernahm es auch die Pflege derselben mit allem der deutschen Nation eigenthümlichen Ernst und Eifer. In fast allen deutschen Universitätsstädten wurden Augenkliniken errichtet, in welchen die Augenheilkunde zunächst zwar allerdings nur als ein der Chirurgie untergeordneter Zweig betrachtet und betrieben wurde, bald aber wurden solche auch zur Behandlung und Heilung sämtlicher „innerer“ Augenkrankheiten errichtet. Die zwei ersten und bedeutendsten entstanden in Wien unter der Leitung der beiden ausgezeichneten Physiologen Beer und Jäger. Dahin beschloß Friedli mit Einwilligung seines Vaters zur gründlichen Absolvierung seiner Studien sich zu begeben —

Es war ein schmerzlicher Abschied, den Friedli und Breneli von einander im Pfarrgarten nahmen. Der armen Blinden besonders fiel es ungemein schwer, den treuen Freund und Leiter ihrer Schritte für so lange, auch so schrecklich lange Zeit entbehren zu sollen. Hier bis fünf Jahre, hatte Friedli ja gesagt, müsse er fortbleiben, ohne auch nur ein einziges Mal wiederkommen zu können, denn Wien war weit — sehr weit entfernt. Breneli konnte sich zwar keine rechte Vorstellung weder von der genannten Zeitdauer, noch von der räumlichen Entfernung machen, aber sie suchte sich beides klar zu machen, indem sie Friedli befragte, wie oft sie zu Bette gehen und wieder aufstehen müsse, bis er wiedertäme, und ebenso erkundigte sie sich, wie vielmal weiter der Weg nach Wien als die zwischen dem Pfarrhause und der Bürgermeisterei befindliche Entfernung sei. Als ihr Friedli aber sagte, es müsse fünf Mal Frühling, Sommer, Herbst und Winter bis zu seiner Heimkehr werden und er selbst müsse mehrere Tage und Nächte hindurch in einem rauch wie der Wind gehenden Wagen fahren, um nach Wien zu gelangen: da erschrad sie und fing bitterlich zu weinen an.

„O Friedli, des mueß jo grausam wit sy!“ sagte sie schluchzend. „Gha me denn au so wit denke — und finde di mini Sidanke dört? Oher wirsch es obbe gar nit inne, wenn i an di denk? O Friedli, i mein', es chönn' schier gar nit sy, aß d'furt willsch go und — mi so gar allei lo!“

Und wieder sählten sich ihre armen lichtlosen Augen mit Thränen und neuerdings schluchzte sie schmerzlich. Friedli aber faßte liebevoll ihre Hände und sprach: „Du guete Ghind — 's isch frili wit und lang schtoht's a, bis i wieder chumm. Aber 's goht jo alles umme in der Welt, au so ne paar Jährli — und allei und verlasse bisch jo nit: di Aetti und di Mütterli werde di führe und leite —“

„D 's cha 's kein' jo guet wie Du,“ unterbrach ihn Breneli traurig, „und wenn Du mer feisch (schliff), se mein' i grad, 's feit mer der Chopf und d'Hand und d'Füß! Aber warum witt denn numme furt (willst du denn nur fort)? G'fallt der 's denn nümme bi is (nicht mehr bei uns)?“

Friedli lächelte unwillkürlich. Er hatte Breneli noch mit keinem Wörtchen gesagt, daß ihn die Hoffnung, ihr das Augenlicht geben zu können, nach Wien zum Studium der Augenheilkunde treibe. Auch jetzt wollte er es nicht thun: er hatte eine unsägliche Scheu davor, in dem armen Mädchen Hoffnungen zu erwecken, die vielleicht für alle Zeiten unerfüllbar blieben. Darum schwieg er auch jetzt hierüber und begnügte sich, Breneli nur auf ihre letzte Frage Antwort zu geben.

„Ob mer 's nümme do gfallt, frogsch mi?“ entgegnete er anscheinend heiter. „O Ghind, wie bisch jo närrisch: niene (nirgends) isch's jo lieblich, as (als) in der Heimeth. Aber meinsch, i cha so, wieni well (wie

ich wollte)? I mueß furt, nämms (etwas) ordli lehre, was i hie nit lehre (lernen) cha. Drum gang i go Wien: weisch es jezt, Du Märri, Du liebs?"

Da lächelte ihn Breneli durch ihre Thränen an und sprach: „Woher isch es frili und recht und guet isch es au, was de seisch (sagst), Friedli, aber weisch, — i möcht' halt doch, Du bliebsch do — bi mir!"

„s cha nit sy, Breneli," erwiderte Friedli tief gerührt, „aber weisch echt (wohl): denf numme sölli (sehr) viel an mi, se meinsch, i seig (sei) no do!"

„D sell thuene (thue ich) gewiß — alli Tag und jedi Stund will i an di denke: de sollsch mi erschter Gebante sy am Morn (Morgen), wenn ich uffstoh, un mi letschter am Abend, wenn i ins Bett goh!"

„Und i will's au eso mache, Breneli — liebs, liebs Breneli!"

„Und Gott, der Herr, will i bitte, aß er di glückli wieder heimfährt us 'm fremde Land, wenn d'Zeit do isch, und — aß d' mi berno au no ne Bizeli (ein wenig) lieb hesch!"

„D alliwiel und alliwiel will i di lieb ha, Breneli!"

„Friedli, mi lieber — mi gueter Friedli," schluchzte Breneli, „so gang halt in Gottsname, wies es sy mueß und — bhüet di Gott und biwahr' di Gott — und gell de schriebsch au und schicksch mer e Grüeßli, aß i merk, de denksch an mi!"

„D ha kei Sorg," entgegnete Friedli, ihre ihm überlassene Hand herzlich brügend, „alli Wuche (Woche) schrieb i emol und in jedem Briefli soll nit nummen eis — nei tausend Grüeßli sollet drin stoh an di, tausend und abertausend!"

„Dank d'r Gott!" sagte Breneli erfreut. „Und gell" — fuhr sie dann nach einer kleinen Weile fort — „wenn de berno endli und endli wiederchummsch, so bliebsch alliwiel do und berno fährsch mi wieder, aß i nit seje (fallen) cha — gell Friedli?"

„Will's Gott, der Herr, Breneli" — antwortete er mit vor Rührung zitternder Stimme — „se gang i berno nämme furt und blieb alliwiel bi d'r und — fähr' di dur's ganz Lebe!"

Natürlich verstand die kaum vierzehnjährige Blinde den eigentlichen Sinn dieser Worte nicht; sie gab ihnen nur die von ihr sehnlichst erhoffte Bedeutung einer Gewährung ihrer Bitte. Freudig lächelnd rief sie: „D dank d'r Gott — dank d'r Gott! Gern will i jezt warte und tole (dulden) und nit briegge (weinen), bis de wiederchummsch! Und wenn er endli chummt der Tag, der di wiederbringt, berno — o berno will i froh und glückli si und jucheze und rüese: Der Friedli, der Friedli isch wieder cho — Gottwilche, Gottwilche (Gott willkommen) Friedli, mi lieber Friedli!"

Da schloß sie der Jüngling in aufstrebendem Gefühl in seine Arme und drückte ihr einen innigen Kuß auf die blühenden Lippen: „Se bhüet di Gott, mi liebs, guets Breneli" — sprach er — „und geb' is (uns) ne fröhlich Wiederseh'! Bhüet di Gott — bhüet di Gott, der Her!"

Eine Viertelstunde später saß Friedli im Postwagen und Breneli mit ihren Eltern und ebenso seine eigenen Eltern winkten dem Scheidenden mit ihren Tüchern nach, so lange der Wagen in Sicht war. Alle hatten Thränen in den Augen, denn „Scheiden, aß Scheiden thut weh."

Nur Breneli lächelte: sie hatte Friedli ja versprochen, daß sie nicht „briegge" wolle.

Fünf Jahre waren vergangen, fünf lange und schwere Jahre. Der sogenannte „Hederputsch" und ebenso der Aufstand des Jahres 1849, die beide so

viel Unheil über das badische Land und speziell über den Seekreis und den oberen Schwarzwald gebracht hatten, waren verbraucht, aber viele und schwere Nothwehen hatten sie in jenen, den Heder'schen und anderen republikanischen Emisären von der benachbarten Schweiz aus besonders leicht zugänglich gewesenen Gegenden zurückgelassen. Vielsach war Glück und Wohlstand Einzelner und ganzer Familien geschädigt oder unwiederbringlich vernichtet worden, vielsach hatten Einzelne der Bethörten statt der gepredigten „Freiheit" Gefangenschaft, Noth und selbst den Tod gefunden, vielsach war statt des verheißenen Glückes Jammer



Se gang i berno nämme furt un blieb alliwiel bi d'r.

und Glend über sie hereingebrochen. Zu spät eben erkannten gar viele der Verführten und Geschädigten die Wahrheit des Wortes unseres unsterblichen Dichters Schiller:

„Wenn sich die Völker selbst befreien,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.“ —

Zu den vielsach an Glück und Wohlstand Geschädigten gehörte auch ein großer Theil der Bewohner des Dorfes S. . . . und unter diesen auch — freilich nicht durch eigenes Verschulden — der Bürgermeister Braunwarth, der Vater Brenelis. In der Gemeinde, in der so lange Jahre hindurch Einigkeit, Zufriedenheit und „Ordnung" geherrscht hatte, war dank der Bemühungen der „goldene Berge" verheißenden Heder'schen Emisäre mit einem Male Zwietracht, Unzufriedenheit und sogar Unbotmäßigkeit gegen die Anordnungen der Obrigkeit eingerissen und trotz der eindringlichen Predigten und

Ermahnungen des Pfarrers und ungeachtet des energischen Einschreitens des streng konservativ gesinnten Bürgermeisters hatte sich mehr als die Hälfte der Einwohnererschaft zu Heders Ideen bekannt und dessen Aufstand angeschlossen. In Folge davon aber hatten einige rabbierte Bursche aus dem Dorfe dem mißliebigen gewordenen Bürgermeister zu nächstlicher Zeit das Haus über dem Kopf angezündet, so daß derselbe kaum mehr im Stande gewesen war, sich mit Weib, Kind und Gefinde aus den Flammen zu retten, während sein Hof mit den Stallungen und dem gesammten Viehstand verbrannte. Dies unglückliche Ereigniß war mit so schwerer Aufregung für den braven, rechtschaffenen Mann verbunden, daß er noch in der gleichen Nacht vom Schläge getroffen und schwer erkrankt ins Pfarrhaus verbracht werden mußte. Zwar erholte er sich bald und unter Frau Chüngis liebevoller Pflege genas er wieder, aber seinem aus der Asche neuerstandenen Hofgute konnte der halbseitig gelähmte Mann nicht mehr vorstehen: er mußte den Betrieb seiner Landwirthschaft in die Hände eines Verwalters legen, ebenso wie er auch sein Amt als Bürgermeister nicht weiter zu versehen vermochte. Ersteres that der an strenge Thätigkeit gewohnt gewesene Mann nur mit schwerem Herzen, letzteres aber gerne: der ihm nach langem, segensreichen Wirken gewordene Unbath war nicht „in Ordnung“ und was nicht in Ordnung war, war ihm zuwider und darum legte er sein Amt gerne in andere Hände.

Von dem Aufstande des Jahres 1849 hatten sich die Bewohner von S ziemlich fern gehalten. Sie hatten für ihre offene Betheiligung am Hederputsch schwer büßen und „bezahlen“ müssen und — wenn's dem Bauern an den Geldbeutel geht, läßt er Politik meistens Politik sein und läßt Andere die Finger verbrennen. Darum betheiligten sich an dem diesmaligen Aufstande nur die zum „allgemeinen Aufgebot“ zählenden jungen Burschen des Dorfes, die als „Freischärler“ hatten Dienst thun müssen, und diese waren von Herzen froh, als die „Geschichte“ endlich aus und sie selbst mit heiler Haut davongekommen waren. Für die Folge aber lebten sie als ruhige und friebliche Bürger in ihrer Heimath und keiner wollte wieder etwas vom „Revoluzzen“ hören. —

Während dieser beiden stürmischen Jahre und der drei nächsten nachfolgenden war Friedli, nur mit seinen ernstlichen Studien beschäftigt, in Wien verblieben und obwohl auch dort die schreckliche Oktober-Revolution des Jahres 1848 ausgebrochen und der junge Mann wiederholt zur Theilnahme an derselben durch Eintritt in die „akademische Legion“ aufgefordert worden war, so hatte er diesen Verführungsvorhaben seiner Freunde und Comilitonen doch siegreich widerstanden und sich durch nichts von seinen Studien abwendig machen lassen. Schrittweise ging er vorwärts, seinem Ziele entgegen und endlich, im Herbst des Jahres 1850, konnte er nach abgelegtem Examen seine „summa cum laude“ (mit höchstem Lobe) erfolgte Promotion zum Doctor medicinae heimmelden. Damit aber waren Friedlis Studien nicht beendet; er hatte sich damit nur die Berechtigung zur weiteren Ausbildung in der Augenheilkunde und die Möglichkeit zum Eintritt in die berühmte Wiener Augenklinik erworben. Diesem selbst standen glücklicherweise keine Hindernisse entgegen: Friedli's mit Auszeichnung bestandenes Examen ebnete ihm den Weg hiesfür und so ward er denn unmittelbar nach erhaltenem Doctor-diplom als Assistent in die Klinik aufgenommen.

Inzwischen hatte sich in Friedli's Heimath aber

außer dem bereits Angegebenen wiederum gar manches verändert. Im Pfarrhause freilich war Alles verblieben, wie es vorher war. Der edle Pfarrer — oder wie er im Dorfe allgemein genannt wurde „der Herr“ — hatte nach wie vor Friede und Eintracht in seiner Gemeinde gepredigt und es auch glücklich erreicht, daß wieder Alles so war, wie vor dem unglücklichen Revolutionsjahr, nämlich „einerlei Sinnes und einerlei Meinung.“ Seine Gattin hatte ihn hierin stets wacker unterstützt, denn wo es — besonders in Ehefachen — eine Streit zu schlichten, wo es Noth zu lindern, wo es Kranke zu pflegen gab, da war die Pfarrerin herbeigeeilt und hatte milden Herzens Beistand und Hilfe geleistet. Darum wurden aber auch „der Herr und si liebi frummi Frau“ im Dorfe geliebt und verehrt, wie Niemand sonst: nach unserm Herrgott kam gleich der Pfarrer und seine Frau.

Weider hatte nun die Pfarrerin im leztvergangenen Jahre auch im Hause des „Altbürgermeisters“ — wie Brauntwarth, seit er sich vom Amte zurückgezogen hatte, genannt wurde — gar vieles zu schlichten. Der Alte war in Folge seiner steten, ihm selbst widerlichen Unthätigkeit mürrisch und streitsüchtig geworden: nichts war ihm recht zu machen, in Alles redete er hinein und Frau Chüngi, das Gefinde und besonders der Verwalter hatten ihre liebe Noth mit ihm. Auf den Bzgenannten hauptsächlich war er erbost: es ärgerte ihn, daß der junge Mann in seinem eigenen Hause den Herrn spielen dürfte, befehlen und anordnen konnte, während er selbst daneben saß und — nichts zu sagen hatte. Dazu kam noch, daß der Verwalter in lezter Zeit sich sichtlich um — Brenelis Gunst bemühte. Wo es nur immer anging, war er um die Blinde; er leistete ihr Beistand, er führte sie, kurz, er suchte sich ihr in jeder denkbaren Weise — ähnlich wie seiner Zeit Friedli — unentbehrlich zu machen. Das war nun weiter nicht zu verwundern, denn Breneli war mittlerweile achtzehn Jahre alt und bildschön geworden. Sie war groß und schlank, doch von vollen Formen, ihre Gesichtszüge lieblich, gleich denen eines Glenriederschen Engels, umrahmt von prachtvollem, lichtblondem Haar, das über der Stirne einfach nach rückwärts gestrichen und am Hinterhaupt in zwei breite Zöpfe geflochten war, die fast bis zur Erde herabhingen. So war sie das weitans schönste Mädchen im Dorfe und der ganzen Umgegend geworden nur war sie eben leider blind.

Aber trotz des Mangels des Augenlichts, dieser „edlen Himmelsgabe“, wäre gar mancher Bauernsohn gerne bereit gewesen, das schöne Mädchen zu seinem Weibe zu nehmen, denn Breneli war ja die einstige alleinige Erbin des stattlichen Hofgutes wie auch des übrigen reichen Besitztums ihres Vaters: dafür konnte man sich schon über die Blindheit derselben hinwegsetzen. So hatte, wie gesagt, in den lezten Jahren schon mancher gedacht und sich mehr oder weniger offen um Brenelis Herz und Hand beworben. Aber das Auge Mädchen hatte allen diesen Bewerbungen gegenüber erklärt, es könne Niemand eine blinde Frau und sie selbst — keinen Mann brauchen, der mit ihrer Hand nur ihren künftigen Besitz erheirathen wolle. Deshalb und weil sie unmöglich jemals im Stande sein werde, einem Hauswesen vorzustehen, wolle sie für alle Zeiten ledig bleiben.

Der Altbürgermeister konnte, so schwer ihm dieß auch fiel, diesen Entschluß seiner Tochter nur billigen, denn gleich ihr sah er in jedem Bewerber um Brenelis Hand nur den Liebhaber für — sein Hofgut. Um so mehr ärgerte er sich deshalb, als er mit einemmale

auch die Annäherungsversuche des Verwalters an Breneli bemerkte. „Des ging m'r jetz grad no ab und sell chönn' ich brauche, aß so ne lustige Kerle W'iß nahn' vo mim Hus und Guet!“ dachte er. „Kei wegerte (wahrlich), das g'schieht nit, den bim Bluest, i lid's nit!“ Aber er hätte sich deshalb nicht so sehr zu verschwinden brauchen, denn das Breneli ließ den neuen Freier „abfahren“, wie sie die früheren hatte abfahren lassen, und entschiedener denn je erklärte sie, ledig bleiben zu wollen. Darüber freute sich nun der mährische Alte. Seiner Frau aber that es leid, denn sie hatte die Vorzüge des fleißigen und thätigen jungen Mannes längst erkannt und hätte es darum nicht ungern gesehen, wenn Breneli eingewilligt hätte, seine Frau zu werden. „Wenn's numme lust (sonst) kei Grund und kei Hägli hat,“ dachte die bekümmerte Frau. „I weiß nit, 's cha sy, 's stede dem Maidli allerhand Sidante im Chopf: der Friedli — der Friedli!“

So dachte die wackere Frau und — allzuweit hatte sie nicht vom Ziele geschossen damit, denn was Niemand in der Welt wußte und was Friedli selbst einst seinem Vater gegenüber für ein Ding der Unmöglichkeit erklärt hatte, war dennoch tatsächlich geschehen: ins Herz der Blinden war vor Jahren schon „durch's Ohr“ die Liebe gezogen, die innige, treue und unergängliche Liebe zu dem Gespielen ihrer Kinderjahre, dem treuen Führer und Reiter aller ihrer Schritte, zu Friedli, dessen Heimkehr sie ersehnte gleich einer himmlischen Gnade. Aber selbstlos, wie die arme Blinde in allem ihrem Thun war, verband sie damit keinerlei Wünsche oder Hoffnungen bezüglich ihrer Liebe: auch Friedli gegenüber war und blieb sie der Ansicht, daß er seine blinde Frau brauchen könne — auch ihm gegenüber, obwohl sie fühlte und wußte, daß er ebenfalls Liebe für sie empfand — jener Kuß in der Abschiedsstunde hatte es ihr ja verrathen. Aber gerade diese Selbstlosigkeit ihrer Liebe hatte Breneli über die ganze schwere Trennungszeit hinweggeholfen und obwohl sie aus jedem Worte Friedlis, mit denen er in seinen Briefen an seine Eltern ihrer erwähnte, herausfühlen konnte, daß er ihr noch immer gleichgültig zugethan sei, so änderte dies doch nichts in ihrem festen Entschlusse, auch ihm — falls er um sie werden sollte — das Jawort zu versagen, selbst wenn ihr darüber das Herz brechen würde. —

So ging das fünfte Jahr der Studienzeit Friedlis herum und der Tag nahte, an dem er endlich heimkehren sollte. Er selbst konnte — seinem letzten Briefe zufolge — diesen Tag kaum erwarten, denn je länger er in der Wiener Augenklinik thätig war, desto größer war seine Zuberficht geworden, daß Breneli das Sehvermögen verliehen werden könne. Hierzu hatte ganz besonders die erst vor Kurzem von dem genialen Physiologen Helmholtz gemachte hochwichtige Erfindung des Augenspiegels beigetragen, denn mittelst dieses Instrumentes war es möglich geworden, mit Sicherheit die krankhaften Abnormitäten der inneren Augenorgane zu erkennen und die zu ihrer Heilung erforderlichen Wege einzuschlagen. Friedli selbst hatte dieses Instrument schon häufig in der Klinik in Anwendung gebracht und ganz speziell in mehreren Fällen, die dem Brenelis nahezu gleich waren. Bei der Behandlung der meisten dieser Augenkranken hatte er assistirt, bei Dreien aber — auf seine dem Dozenten unter Schilderung des Grundes vorgetragene Bitte hin — die

Operation selbständig vorgenommen. Alle, mit Ausnahme einer einzigen, waren gelungen und deshalb war erheblich gesteigerte Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß dies auch bei einer Operation Brenelis der Fall sein werde. Alles dies hatte Friedli in seinem letzten Briefe an seinen Vater berichtet, zugleich aber gebeten, hiedon gegen Breneli und ihre Eltern nichts verlauten zu lassen, da er ja erst nach seiner Heimkehr und nach vorgenommener eingehender Untersuchung der Augen Brenelis über die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit des Gelingens einer Operation urtheilen könne. Vorher aber Hoffnungen in der armen Blinden zu erwecken, die sich eventuell nicht verwirklichen könnten, halte er für eine Grausamkeit. Dies sahen Friedlis Eltern auch ein und darum schwiegen



„Breneli — Breneli, mi liebs, guets Breneli!“

sie vollständig von des jungen Augenarztes Hoffnungen und begnügten sich, Breneli dessen herzlichste Grüße und Erwartung auf ein baldiges, frohes Wiedersehen auszurichten.

Breneli war glücklich über diese frohe Nachricht, aber sie hütete sich wohl, dies ihre Umgebung merken zu lassen. Ohne eine Frage zu stellen, anscheinend völlig gemüthsrühig saß sie im Hause oder im Garten an ihren gewohnten Plätzen und beschäftigte sich mit irgendeiner leichten häuslichen Arbeit, wie sie dies im Laufe der Jahre mit bewundernswerther Geschicklichkeit erlernt hatte. Dabei aber dachte sie an ihn, der endlich heimkehrte, und nahm sich vor, wenn er vor sie trete, recht — recht ruhig zu sein, damit er ja nicht merke, wie sehr ihr Herz ihm entgegenjubele.

Solchen Gedanken sich hingebend, saß die Blinde auch an dem für Friedlis Ankunft festgesetzten Tage selbst im Garten unter dem großen Birnbaum, dessen Früchte er ihr so oft gepflückt hatte. Da plötzlich lautete sie auf: sie vernahm sich nahende Tritte — ihr wohlbekanntes Tritte — seine Tritte. Mit hoch-

Klopfendem Herzen erhob sie sich und wendete das Antlitz nach der Richtung, aus der sie erklingen waren. Da, im Tone glücklichster Wiedersehens-Freude ertönte Friedlis Ruf: „Breneli — Breneli, mi liebs, guets Breneli!“

Und vergessen waren alle Vorsätze; sie öffnete die Arme und an seinem Herzen jubelte sie: „Friedli, mi Friedli — Gottwilche, Gottwilche in der Heimeth! O wie han i mi g'freut — wie han i mi g'lehnt: danf der Gott (Gott sei Daaf), aß d' do bisch!“

Entzückt ruhten seine Blicke auf ihrem lieblichen Antlitz und — er küßte sie, er konnte nicht anders, und sie — sie küßte ihn wieder.

„O Breneli“ — fragte er sie jetzt leise flüsternd — „Breneli — bisch m'r hold?“

Da zuckte sie erschreckt in seinen Armen zusammen und mit schmerzlich zitternder Stimme erwiderte sie: „O Friedli, was frogst mi? I cha und — darf jo Keim (Keinem) hold sy: ne blinde Frau wär' jo numme ne Huuschrüz für ne Ma!“

Friedli aber schloß sie fester an die Brust und sprach: „Breneli, weisch no, wieni (wie ich) als g'sait ha (gesagt habe) zu d'r, wie mer no chlei (klein) aß fin? Wenn' mer emol groß fin' — han i g'sait — se geb' i d'r eis vo mini Auge, aß d' au sehe chasch'. — Will's Gott, der Her, se cha i jeh vollbringe, was i d'r versproche ha und d'rno. Breneli — d'rno frog' i di wieder!“

Vierzehn Tage waren seit Friedlis Heimkehr vergangen. Gleich am Tage nach dieser hatte der junge Arzt eine gründliche Untersuchung der Augen Brenelis mittelst des Augenspiegels vorgenommen und war zu der Ueberzeugung gelangt, daß das, was er vor seinem Abgang zur Univerſität vermuthet hatte, volle, unantastbare Wahrheit sei, daß nämlich der Sehnerv nicht todt, sondern lebend sei und deßhalb dem Mädchen auf dem Wege der Operation das Augenlicht gegeben werden könne. In einer längeren Unterredung hatte er Breneli hievon Mittheilung gemacht und diese hatte selbstverständlich, wenngleich auf's höchste erregt, ihre Einwilligung für die von Friedli vorzunehmende Operation gegeben. Daraufhin hatte Friedli, da auch die Eltern des Mädchens ihre Zustimmung hiezu gegeben hatten, die Operation vorgenommen. Sie hatte auf dem Wege der „Extraktion des Staars“ — durch gänzliche Herausnahme der in eine steinige Masse verwandelten, beim gesunden Auge krystallhellen Linse — stattgefunden und war allem Anschein nach wohl gelungen, obgleich Friedli erklärt hatte, etwas sicheres hierüber erst nach Ablauf von vierzehn Tagen sagen zu können, da er zu dieser Zeit erst den zur Heilung der Augen nothwendiger Weise angelegten Verband zum erstenmale abnehmen dürfe. Dieser Zeitpunkt war jetzt endlich gekommen und in der verdunkelten Stube Brenelis sollten im Beisein der Eltern des Mädchens die operierten Augen den Strahlen eines Kerzenlichtes ausgesetzt werden.

Begreiflicherweise waren alle hieran Betheiligten

— Friedli selbst nicht zum wenigsten — höchlichst erregt, denn jetzt mußte es sich ja entscheiden, ob Breneli gleich anderen mit gesunden Augen ausgekatteten Menschen werde sehen können, oder ob sie für ihre ganze Lebensdauer werde bleiben müssen, was sie vorher war, ein armes unglückliches Geschöpf, eine bedauernswerthe Blinde.

Am meisten aufgeregt war Brenelis Vater. Er saß, seiner halbseitigen Lähmung halber, wie gewöhnlich in seinem Rollstuhl, hielt die Hand seiner zwischen Furcht und Hoffnung bangenden, weinenden „Asten“ in der seinigen und — schüttelte nur hin und wieder leise den Kopf, denn er glaubte nun einmal nicht daran, daß sein Kind nach achtzehnjährigem Blindsein plötzlich solle sehen können. Frau Chüngei aber betete, ob-



„Herr Jesis — Friedli, i sieh' — i sieh' di!“

gleich sie gleichfalls nicht recht an einen günstigen Erfolg der Operation zu glauben vermochte, vielmehr das Gegentheil fürchtete, im Stillen zu Gott, daß er Friedlis Werk segnen und glücklich zu Ende führen möge: Fürchten ist eben stets ein geheimes Hoffen, das man nicht auszusprechen wagt.

Am verhältnißmäßig ruhigsten hartete Breneli selbst dem entscheidenden Augenblick entgegen. Sie wußte ja nicht, was „Sehen“ sei, und war deßhalb weniger ihrer selbst als Friedlis wegen darauf gespannt, ob sich die von ihm gehegte Hoffnung verwirklichen werde. Nur aus einem Grunde wäre ihr das Blindbleiben tief schmerzlich gewesen: weil sie Friedli dann niemals hätte zusehen dürfen, daß sie ihm „hold“ sei, denn „e Huuschrüz“ — darin blieb sie fest bei ihrem Beschlusse — sollte er sich in ihr nicht auf den Hals laden.

Endlich, nachdem alle Vorbereitungen für den wichtigen Moment getroffen waren, nahm Friedli die Binde von Brenelis Augen und ließ den Strahl eines durch blaues Glas verdunkelten Kerzenlichtes auf dieselben einwirken: da zuckte es wie plötzlicher Schreck über Brenelis Antlitz und die Hände, wie zur Abwehr vor sich hinstreckend, rief sie aus: „Herr Jesis — Friedli, i sieh' — i sieh' di!“

Wie Erlösung überkam es bei diesen Worten alle Anwesenden. Laut schluchzend sprang Frau Chüangi auf, schloß ihr so lange blind gewesenes Kind in die Arme und herzte und küßte es jubelnd und im gleichen Athem Gott dem Herrn dankend für seine Gnade und Güte. Auch der Altbürgermeister erhob seine einzige, der Bewegung fähige Hand gen Himmel und dankte mit einem stummen Blick dem Vater aller Menschen dafür, daß sein Kind lebend geworden war. Dann aber reichte er dieselbe Hand ihm, dessen Kunst das Wunder vollbracht hatte, und nickte ihm schweigend seinen heißen Dank zu: zu sprechen war er vor Führung nicht im Stande.

Breneli selbst aber befand sich in einem schwer zu beschreibenden Zustande. Es war eine Mischung von Erstaunen, Glücks- und Dankesgefühl, denn sie keine Worte zu geben vermochte. Sie richtete die so plötzlich lebend gewordenen Augen nur immer und immer wieder abwechselnd auf Friedli und auf Vater und Mutter und rief dabei stets wiederholend: „O Friedli — Aetti — Mütterli — Herr Jesis, Herr Jesis, i cha seh!“

Endlich aber kehrte ihr Blick ganz und voll zu Friedli zurück und voll jubelnder Glückseligkeit kam es über ihre Lippen: „O Friedli, jeh bruuchsch (brauchst du) mi nümme z'froge — weißsch, jeh cha i d'r 's sage ungsfrogt: Friedli, mi Friedli, jo — i bin d'r hold — o so lang scho hold — sieder (seit) i denke cha, und wenn d' mi jeh ha witt (willst), se will i d'r 's danke all' mi Bebe lang, aß d' m'r Auge gä hesh — o du lieber, lieber Friedli, dank der Gott, dank der Gott!“

Da küßte Friedli sie innigst auf Mund und Wangen und Frau Chüangi rollte den Stuhl ihres Sattens zu dem glückseligen Paare und legte vereint mit ihm die segnende Hand auf die Häupter der Liebenben. Dann aber legte Friedli sorglich den Verband wieder um Brenelis Augen, denn der so lange unbenützt gewesene Sehnerv bedurfte der Schonung und konnte nur nach und nach zur Thätigkeit angehalten werden. Breneli fügte sich auch ohne Widerrede in Friedlis Anordnung; nur ein leiser Seufzer kam über ihre Lippen, als das kaum geöffnete Licht ihr wieder entschwand. Als Friedli aber tröstend zu ihr sagte: „Morn (morgen) berffsch mi wieder seh“, da lächelte sie und erwiderte: „Aber länger — gell, Friedli, viel — viel länger!“

Jetzt traten auch die von Frau Chüangi herbeigerufenen Eltern Friedlis in die Stube und vereinigten ihren Jubel über den glücklichen Erfolg der Operation mit dem der Eltern Brenelis. Dann aber umarmten und segneten sie die beiden Neuverlobten und der Pfarrer sprach tiefgerührt: „Ein Wunder hat Gott der Herr gethan an Dir, Breneli, und durch Deine Hand, mein Sohn, hat er es vollbracht. Darum laßt uns alle ihm danken aus brünstigem Herzen, denn er ist freundlich und von großer Güte!“

Und mit kräftiger Stimme begann er den schönen Choral „Nun dantet alle Gott“ zu singen und aus vollem, dankerfülltem Herzen stimmten alle ein in den frommen Sang und priesen Gott und sein gnädiges Walten.

Zwei Monate später aber, nachdem Brenelis Augen völlig geheilt waren, vereinigte der Pfarrer das glückliche Paar vor dem Altare zum Bunde für's Leben. Friedli wandte sich mit seiner jungen Frau zunächst wieder nach Wien, wo er sich als Augenarzt niederließ. Aber Breneli vermochte sich an das Leben in der Großstadt nicht recht zu gewöhnen und sehnte sich stets nach ihrem lieben Schwarzwaldborde und den dortigen Verwandten und Freunden zurück. Darum

zog Friedli nach Verlauf einiger Jahre mit ihr und den zwei prächtigen Buben, die sie ihm inzwischen geschenkt hatte, in das seiner Heimath benachbarte Basel, wo er sich als Arzt und Augenarzt bald eines bedeutenden Rufes erfreute.

Einer seiner Söhne wurde ebenfalls Augenarzt, der andere aber wandte sich — zur großen Befriedigung von Friedlis Vater, der diese Freude noch erlebte — dem geistlichen Berufe zu und wurde dessen Amtsnachfolger in dem heimatlichen Schwarzwaldborde. Aber es war des alten Herrn letzte Freude: ein halbes Jahr später folgte er seiner ein Jahr zuvor vorangegangenen Gattin im Tode nach, fromm und gott ergeben, wie er gelebt hatte.

Der Altbürgermeister war schon früher heimgegangen, worauf Frau Chüangi das große Hofgut verpachtete und zu ihrer Tochter nach Basel zog. Dort starb auch sie hochbetagt zu Anfang des Jahres 1878.

Des Kindes Gebet.

Eine Weihnachtsgeschichte von A. vom Rhein.

„So, nun wollen wir einmal sehen, was uns das Christkindchen beschert hat“, sagte in die Stube tretend der Wertmeister Albert Schleiden, ein stattlicher Mann mit kräftigem, dunkeln Schnurr- und Backenbart, und legte lächelnd mehrere kleine Pakete auf den Tisch. Dann trat er auf seine Frau zu, die das Jüngste, einen goldlockigen Knaben von etwa $\frac{3}{4}$ Jahren, auf den Armen trug, und gab ihr einen Kuß.

„Heute wollen wir uns des Lebens recht freuen, Mathilde. Am heiligen Abend soll nicht der leiseste Miston den Frieden und das Glück stören, das wir uns mit unsern bescheidenen Mitteln bereiten können.“

Mit diesen Worten nahm er seinem Weibe den Kleinen ab, der hüpfend und verlangend die Händchen nach ihm ausstreckte, und drückte das Kind ans Herz. „Ein Goldkerlchen“, sprach er und küßte die blonden Locken seines Knaben. „Wie gern er zu mir kommt!“

„Der wird aufgucken, wenn er den gepuzten Baum und die vielen Lichtchen sieht!“ meinte die Gattin, eine große, aber zarte Frauengestalt.

„Ist drinnen alles fertig?“

„Ja, bis aufs Anzünden.“

„Wo sind denn Heinrich und Luise?“

„Im Nebenzimmer, sie haben noch etwas an ihren Weihnachtsgeschenken zu ordnen. Ich glaube . . .“ Die Thüre flog auf und zwei Kinder stürzten ins Zimmer und hängten sich flugs an den Hals des Vaters, der sie mit dem freien Arm zärtlich umschloß und an sich preßte.

Das kleine Mädchen mochte etwa 10 Jahre zählen, der Knabe 8 bis 9. Luisechen war das getreue Ebenbild der Mutter. Dicke blonde Zöpfe hingen ihr über den Rücken hinunter, und die großen blauen Augen blickten so klug und glücklich in die Welt, als wenn es hienieden keinen Schmerz und Kummer gäbe. Das Kind war für sein Alter recht groß und von zarter Hautfarbe. Heute freilich lag eine frische Röthe auf ihren Wangen, das Zeichen einer Aufregung und des stillen Glückes. Ihr Bruder Heinrich schien aus anderm Holz geschnitzt zu sein. Nicht nur krochten seine Backen von Gesundheit, sondern er war auch für seine Jahre klein und nach Bubenart von einer gutmüthigen Wildheit, die die Väter so oft erfreut, die Mütter aber, denen die Aufgabe erwächst, die zerrissenen Kleider zu flicken, nicht selten zur Verzweiflung bringt. Seine Augen leuchteten vor Freude, und in seinen

Jügen malte sich eine solche Ungebuld, daß der Vater lachend fragte:

„Na, Heinrich, Du möchtest wohl wissen, was das Christkindchen für Dich gebracht hat? Eine Ruthe jedenfalls, die hat Mama für Dich bestellt, weil Du immer so wild bist.“

„Nein, nein,“ meinte der Wildfang treuherzig, „Mama hat mir versprochen, diesmal nichts zu sagen.“

„Nun, dann wollen wir einmal sehen, was es giebt,“ sagte Schleiden und schritt einer Seitenthür zu, nachdem er das Nesthäkchen wieder der mütterlichen Obhut überantwortet hatte. „In einer Viertelstunde rufe ich Euch.“

Im Hause des Werkmeisters hatte sich die Sitte eingebürgert, daß der Vater die letzte Hand an den Weihnachtsbaum lege, für alle Betheiligten die Zettel schrieb und die Lichtchen anzündete. Erst wenn die Tanne in vollem Glanz erstrahlte, wurden die Kinder herbeigerufen, und die Ueberraschung war dann allemal so groß, daß die Kleinen minutenlang stumm und bewegungslos dastanden.

Auch heute sollte es so sein. Albert Schleiden hatte sich zu dem angedeuteten Zwecke in die gute Stube zurückgezogen, die stets die Weihnachtsstanne aufzunehmen bestimmt war, und nach wenigen Minuten sollte die Bescheerung vor sich gehen.

Die Hälfte der Lichtchen brannte bereits, da — was war das? Feuersignal ertönte, und in wilder Hast stürmten die Menschen durch die Straßen der Stadt. Schleiden eilte ans Fenster und schaute in die Winternacht hinaus. Ein hellrother Schein wurde im Ofen sichtbar, und noch ehe er recht darüber nachgedacht hatte, wem wohl das entfesselte Element die Weihnachtsfreude stören möge, schlugen die Flammen hoch empor.

„Wo brennt?“ rief er jetzt den Vorübergehenden zu. „Bei Grafen u. Comp., in der großen Maschinenfabrik,“ antworteten einige junge Burschen und stürzten mit der Menge vorwärts.

Ein Blitzschlag hätte Albert Schleiden nicht mehr betäuben können, als diese Nachricht. Bei Grafen u. Comp., bei seinen Arbeitgebern sollte es brennen, in dem musterhaften Geschäft sollte eine Unvorsichtigkeit begangen worden sein, die Hunderte auf Wochen hinaus arbeits- und brodblos machen würde? Das war nicht möglich! Es mußte ein Irrthum sein! Und doch, die Fabrik lag genau in der Richtung, wo die Flammen schon lichterloh emporschlugen. Diese Thatsache ließ den Werkmeister seinen Weihnachtsbaum und das Christfest völlig vergessen. Hastig warf er den Hausrock ab, rief seinem Weibe und den Kindern zu, er müsse zum Brandplatz, hoffe aber bald wieder zurück zu sein; dann stürmte er hinaus.

Die Maschinenfabrik von Grafen u. Comp. beschäftigte nahezu dreihundert Arbeiter und galt als das größte Geschäft dieser Art am Plaze. Kein Wunder daher, daß die Nachricht von dem Ausbruche des Feuers, trotz des heiligen Abends, zahlreiche Menschen auf die Weine gebracht hatte. Die Zerstörung der Fabrik war für viele eine Lebensfrage und hinter diese trat selbst das Weibevolle des Christfestes zurück.

Als Schleiden auf der Brandstätte erschien, umzingelten die Flammen schon das ganze gewaltige Gebäude. Die Feuerwehren arbeiteten mit dem Aufgebote ihrer ganzen Kraft, aber welche Fälle von Wasser sie auch durch ihre Schläuche in die Gluth sandten, es half nichts, das entfesselte Element fand

in den Oelen und Fetten zu viel Nährstoff und griff immer wieder mit erneuter Heftigkeit um sich.

Die Besitzer der Fabrik hatten zu den ersten gehört, die auf der Unglücksstelle erschienen waren, und leiteten mit Ruhe und Umsicht die Rettungsarbeiten. Mit klaren, kurzen Worten bezeichneten sie die Gegenstände, deren Vergung ihnen besonders am Herzen lag, und die Feuerwehrlente hatten bis jetzt noch jeder solchen Weisung zu genügen vermocht.

Albert Schleiden war es durch die Erklärung, daß er Werkmeister bei der Firma sei, und daß sich im Gebäude auch ihm gehörige Gegenstände befänden, gelungen, den Ring, den die Feuerwehr um den Brandplatz gebildet hatte, zu durchbrechen und bis zu seinen Prinzipalen vorzubringen.

Gerade als er athemlos deren Standort erreichte, hörte er einen aus dem brennenden Gebäude kommenden Feuerwehmann sagen: „es ist nicht mehr möglich, Herr Grafen; das Zimmer ist dermaßen mit Rauch angefüllt, daß man fast erstickt, außerdem konnte ich das von Ihnen bezeichnete Fach nicht finden.“

„Das ist mir sehr, sehr leid,“ erwiderte der Chef. „Gerade diese Bücher sind für die Fortführung des Betriebes, bis ein Neubau errichtet sein wird, unerlässlich, und ich möchte Ihnen recht ans Herz legen, noch einen Versuch zu machen, wenn es irgend geht.“

„Es ist nicht möglich, Herr Grafen,“ erwiderte der Feuerwehmann; „wer jetzt noch die Bücher holen will, setzt sein Leben ernstlich in Gefahr.“

„Ich will's versuchen!“ rief Schleiden und drängte sich vor. „Ich weiß, was davon abhängt, ob der Betrieb eingestellt wird oder nicht.“

Die Umstehenden sahen den erschrockenen stattlichen Mann neugierig an und laute Bravos schallten ihm entgegen.

„Ich möchte Sie aber nicht dazu überreden haben, Schleiden,“ bemerkte der Fabrikbesitzer, „und lehne jede Verantwortung ab. Wenn Sie es versuchen, so geschieht es freiwillig.“

„Natürlich,“ sagte Schleiden; ich handle in meinem und im Interesse vieler Hundert anderer Arbeiter.“ Damit eilte er davon.

Das stolze Fabrikgebäude von Grafen u. Comp. war ein Schutt- und Aschenhaufen. Dem geschickten und thatkräftigen Eingreifen der Feuerwehr war es zwar gelungen, das Feuer auf seinen Herd zu beschränken, allein die Maschinenfabrik selbst wurde gänzlich ein Raub der Flammen.

Die Neugierigen hatten sich längst in ihre Wohnungen zurückgezogen, nur etwa ein halbes Duzend Feuerwehrlente hielten auf der Brandstätte Wache, für den Fall, daß aus der glimmernden Schuttmasse die Flammen neuerdings bedrohlich emporzüngeln sollten.

Die durch das Brandunglück in zahlreichen Familien jäh unterbrochene Weihnachtsfeier war überall wieder aufgenommen worden, nur in Albert Schleiden's Haus dachte man mit keinem Gedanken mehr an die dufende Tanne, an die Wünsche und Hoffnungen der Kinder, an das Christfest und seine köstlichen Liebesgaben.

Das Unglück hatte sich mit rauher Hand seinen Eintritt in die glückliche Familie gebahnt. Den Vater hatte man vor einer Stunde halbtodt ins Haus gebracht, und statt unter dem im Kerzenschein erstrahlenden Tannenbaum, saß die Familie wehlagend an dem Schmerzenslager ihres Ernährers.

Schleiden war mutbig in das brennende Gebäude eingedrungen, um die vermischten Bücher zu holen. Dreimal hatte ihn die Gluth und der erstickende Rauch

zurück
ob an
er sich
Kopf
wärts
und c
aber
brenn
ersch
G

Seiten
aber
nuten
lich g
ein B
Brann
Ausg
Fuß
ein m
der t
die T
ließ
Pfeil
rannt
Ausg
ten U
reicht
sind i

J
wehrl
gen i
süßn
fam i
G
des S
cher i
Trag
ging
laute
opfer

Man
für
die c
Arbe
in se
wun
men
wurd
noch
haus
ober
Drit
sich
zu m

J
gerir
Gatt
seine
Kind

nahe
hätte
Dach
gen
lich
mitt

zurückgebrängt, und schon nahm es den Anschein, als ob auch ihm die That nicht gelingen wolle, da warf er sich beim vierten Ansturm ein nasses Tuch über den Kopf und stürzte mit der Faust der Verzweiflung vorwärts. Zwar drohte ihm wiederholt Erstickungsgefahr, und auf Augenblicke schwanden ihm völlig die Sinne, aber immer wieder ermannte er sich und drang über brennende Balken und glimmende Aschenhaufen unerschrocken vorwärts.

Endlich hatte er das Bureau erreicht. Von allen Seiten schlugen ihm die Flammen knisternd entgegen, aber dennoch schritt er weiter, und nach wenigen Minuten hatte er die gewünschten Geschäftsbücher glücklich gefunden und unter seinem Rocke geborgen. Wie ein Trunkener taumelte er, bereits mit empfindlichen Brandwunden bedeckt, wieder dem Ausgang zu. Schon wollte er den Fuß auf die Treppe setzen, da — ein markerschütterndes Krachen, und der todesmuthige Mann stürzte in die Tiefe hinab. Aber auch im Fallen ließ Schleiden die Bücher nicht los. Pfeilschnell erhob er sich wieder und rannte wie ein Rasender dem nahen Ausgang zu. Seine Kleider brannten lichterloh, als er das Freie erreichte und mit dem Ausruf „hier sind sie!“ wie todt zusammenbrach.

Im Nu hoben ihn mehrere Feuerwehrlente auf ihre Arme und trugen ihn fort. Der tapfere Mann stöhnte fürchterlich, aber kein Wort kam über seine Lippen.

Grafen nahm die unter dem Rocke des Schwerverletzten verborgenen Bücher in Empfang, und während eine Tragbahre herbeigeschafft wurde, erging sich die umstehende Menge in lauten Lobeserhebungen für den opferwilligen Werkführer.

„Er ist ein tapferer, ein ganzer Mann,“ riefen die einen; „er hat für uns alle das Leben gewagt!“ die andern, und schweigend gab eine große Anzahl Arbeiter der Bahre das Geleit, als man Schleiden in seine Wohnung brachte.

Ein eiligst herbeigerufener Arzt hatte die Brandwunden für so bedenklich erklärt, daß an ein Aufkommen des Mannes nicht mehr zu denken sei. Dennoch wurde Schleiden auf Veranlassung seiner Arbeitgeber noch während der Weihnachtsnacht in das Krankenhaus gebracht, allein auch hier hielten die Aerzte einen operativen Eingriff für aussichtslos, da nahezu ein Drittel der Hautfläche zerstört sei. Man beschränkte sich darauf, die schrecklichen Schmerzen des Mannes zu mildern.

Frau Mathilde saß vier Tage und Nächte mit geringer Unterbrechung an dem Schmerzenslager ihres Gatten, am fünften erlöst der Tod den Vermissten von seinen entsetzlichen Qualen — sie war Wittve, ihre Kinder Waisen.

Seit jenem furchtbaren heiligen Abend waren nahezu drei Jahre verflossen. Albert Schleidens Wittve hatte längst ihre frühere hübsche Wohnung mit zwei Dachstübchen verkaufen müssen, Heinrichs rothe Wangen waren in Folge der spärlichen Ernährung merklich bleicher geworden, und Luise, das kleine Hausmütterchen, wie der verstorbene Papa immer gesagt

hatte, guckte so ernst in die Welt, als ob ihr das Leben eine Qual sei.

Zwar hatte die Firma Grafen u. Comp. anfänglich die Wittve ihres todesmuthigen Werkführers unterstützt, und auch die Arbeiter der Fabrik hatten es sich in der Erkenntniß, daß ihnen der Tod Schleidens zu ununterbrochener Arbeit und damit zu Verdienst verholten hatte, nicht nehmen lassen, für die beklagenswerthe Frau und ihre drei unverorgten Kleinen eine Summe zu sammeln; aber allmählich gerieth der Brand in Vergessenheit, neue Ereignisse traten in den Vordergrund, und von Tag zu Tag erlahmte das Interesse für die Hinterbliebenen mehr und mehr.

Noch nicht ein Jahr war in das Meer der Vergangenheit hinabgesunken, und schon fragte keine Seele



Zwei Kinder säugten herein.

mehr danach, ob Frau Schleiden und ihre Kinder zu essen hätten oder nicht.

Frau Mathilde war lange mit sich zu Rathe gegangen, was sie beginnen sollte, um sich und die Kinder redlich zu ernähren; schließlich entschied sie sich für die Schneiderei. Das war wenigstens ein Beruf, der ihr gestattete, zu Haus zu sein und für die Kleinen zu sorgen. Sie kaufte von ihren Ersparnissen eine Nähmaschine, nahm trotz ihres vorgerückten Alters noch einen Kursus in der Zuschneidkunst und ging mit frischem Muth an die Arbeit. Allein anfänglich fehlte es ihr an lohnender Kundschaft; die Ersparnisse früherer Jahre mußten immer wieder in Anspruch genommen werden und waren bei den sich steigenden Bedürfnissen der heranwachsenden Kinder bald aufgezehrt. Die Noth begann erst vorübergehend, dann häufiger und nachdrücklicher anzuklopfen, jede entbehrliche Ausgabe mußte vermieden und selbst die unentbehrlichsten auf das geringste Maß beschränkt werden. Das arme Weib weinte oft halbe Nächte lang ihr bitteres Weh aus, aber damit wurde nicht geholfen. Die Kinder mußten aus den besseren Schulen herausgenommen und der Volksschule überwiesen werden, sie gingen mit sadenscheinigen Kleidern und nicht selten mit gänzlich zerrissenen Schuhen einher — kurz, des Lebens Noth und Sorgen machten sich trotz der erdenklichsten

Anstrengungen der Mutter immer fähbarer. Es fehlte eben die beste Stütze, der Gatte und Vater.

Als aber endlich der Kundenkreis zu wachsen begann, als der Wittwe ihr Geschmac und ihre Geschicklichkeit nach und nach besser bezahlte Arbeit ausführten, da hatten Kummer und Seelenpein ihre ohnehin schwache Kraft nahezu gebrochen, da vermochte sie nur unter Aufbietung ihrer ganzen Willenskraft den vollen Tag und die halbe Nacht zu arbeiten, da zwang sie ein schleichernder Husten oft stundenlang die Hände in den Schooß zu legen, und die Nachtarbeit, bisher die lohnendste, weil sie Nachts ungestört die Nadel führen konnte, wurde schier eine Unmöglichkeit für sie. Und dennoch gab es keine Erholung, keine Ruhe. Die Anforderungen an das Leben waren zu groß, ihr Verdienst zu gering, sie mußte jeden Augenblick aufs sorgfältigste ausnützen, wollte sie ihre Kleinen nicht hungern sehen.

Während das arme Weib mit dem Muthe der Verzweiflung den Kampf ums Dasein führte, nahte das Unglück in veränderter Gestalt. Ihr goldlockiger Knabe erkrankte, und da weder ihre Zeit eine aufmerksame Pflege, noch ihre Mittel eine angemessene Ernährung zuließen, starb das Kind. Thränenlosen Blickes sah die gebeugte Wittwe das Kind, das Kleinod ihres Herzens, ins Grab sinken: sie klagte nicht, aber ihre glanzlosen Augen, ihre gebeugte Gestalt verriethen, was ihre Seele bewegte, daß wiederum ein Theil ihres Ich, von Mutter Erde aufgenommen worden war. Das silberhelle Lachen des unschuldigen Kindes war seit dem Tode des Gatten und Vaters ihr bester Trost, der Sonnenschein ihres Lebens gewesen — nun hatte ihr der Himmel auch dies genommen.

Maschinenmäßig that sie seit dem Tode ihres Jüngsten ihre Pflicht, wie geistesabwesend konnte sie, die Nimmermüde, seitdem ins Leere blicken. Wochenlang hielt dieser Zustand an, dann aber traten erleichternde Thränen in ihre Augen, und sie weinte bitterlich. Was sie so lange Zeit mühsam in die Brust verschlossen hatte, das machte sich nun auf einmal in einem förmlichen Thränenquell Luft. „Gott, o Gott,“ stöhnte sie, „warum prüfst Du mich so hart? Varmherziger, laß mir meine Kinder, ich will ja gerne arbeiten, Tag und Nacht, um Brod für sie zu schaffen!“

Rasloser als je rührte sie die Hände, unaufhörlich schnurrte das Rad ihrer Maschine, aber nur zu bald sollte sie spüren, daß mit ihrem Nesthäkchen auch ihre Kraft zu Grabe getragen worden war. Der Verlust von Gatte und Kind hatte zu sehr an ihrem Markt gezehrt, und schneller als man ahnte, traten Anzeichen einer tödtlichen Krankheit zu Tage, in Folge deren die arme Frau Schleiden eines Tages ohnmächtig zusammenbrach.

Sepeitscht von dem Schrecken und der Angst um ihr geliebtes Mütterchen, war Luise zum nächsten Arzt geeilt, während Heinrich bei der besinnungslosen Mutter Wache hielt.

Der Arzt, ein menschenfreundlicher älterer Herr, war der weinenden Kleinen auf dem Fuße gefolgt, und gemäß seiner Weisung wurde die Kranke vor allen Dingen zu Bett gebracht. Erst nach vielen vergeblichen Bemühungen schlug Frau Schleiden die Augen wieder auf. Theilnahmsvoll erkundigte sich der erfahrene Doktor nach allem und kopfschüttelnd hörte er von den großen Anstrengungen, die sich das zarte Weib auferlegt hatte.

„Das muß nun zunächst ganz aufhören,“ erklärte er mit Entschiedenheit. „Sie bedürfen der äußersten

Schonung und haben ganz besonders eine Menge Schlaf nachzuholen.“

Die Kranke fügte sich stillschweigend in seine Anordnungen. Der Gedanke an ihre Kinder ließ sie alles andere vergessen. Der Doktor bewog die Hausleute, nach dem frankten Weib zu sehen und griff selbst in die Tasche, um für die nächsten Tage der Noth zu begegnen.

So war es möglich geworden, daß sich Frau Schleiden ein paar Wochen schonen und ausruhen konnte.

Durch die Straßen der Stadt rollte ein feiner, mit zwei Klappen bespannter Wagen, worin zwei Damen saßen. Die eine davon, eine ältere Frau mit edeln, durchgeistigten Zügen, ließ auf den ersten Blick die Dame aus der besten Gesellschaft erkennen; die andere war nicht weniger elegant gekleidet, aber ihr feistes Gesicht mit dem Doppellinn zeigte sehr gewöhnliche Züge. Die kleinen grauen Augen rollten unstill im Kopfe umher und verriethen wenig Menschenfreundlichkeit.

„Ich werde heute nicht lange in der Sitzung bleiben können,“ sagte die Dicke, „man hat so nahe vor Weihnachten noch so mancherlei zu thun, daß die Tage doppelt so lang sein müßten.“

„Das ist richtig,“ erwiderte die ältere Dame ruhig, ohne ihre Nachbarin anzublicken, „aber mir ist die Bescherung für die Waisenkinder das Wichtigste, und diese Frage soll uns heute beschäftigen.“

„O, für diese Aermsten der Armen ist mir gewiß nichts zu viel,“ versicherte die andere eifrig, „ich bitte ganz ungeniert zu beschließen und es an nichts fehlen zu lassen; ich erhöhe recht gern meinen Beitrag für diesen Zweck um das Doppelte. Allein ich muß leider noch einige nothwendige Gänge machen und bitte daher zum Voraus um freundliche Rücksicht, wenn ich früher weggehe, als ich möchte.“

Der Wagen hielt und die Damen stiegen aus.

In einem großen, einfach aber geschmackvoll eingerichteten Saale, in dessen Mitte ein langer, mit grüner Decke belegter Tisch stand, hatten sich bereits mehrere Damen eingefunden und standen plaudernd umher. Als die Neugekommenen den Saal betraten, wurden sie aufs freundlichste begrüßt, namentlich die ältere Dame mit den intelligenten Gesichtszügen, die Vorsteherin des Frauen-Wohltätigkeitsvereins.

„Ich bitte um Entschuldigung, daß ich habe warten lassen,“ sprach die Dame und reichte allen Anwesenden die Hand, „ich wurde unerwartet aufgehalten. Wenn es Ihnen recht ist, beginnen wir die Sitzung sofort.“

Sie nahm in der Mitte der langgestreckten Tafel Platz und berührte leicht die Tischglocke. Als bald war die Verhandlung in vollem Gang und es wurde darüber verhandelt, wie viele Kinder diesmal bei der Bescherung bedacht und was für Gaben gewählt werden sollten.

„Man sollte die Zahl möglichst vergrößern,“ meinte Frau Wohlfahrt, eine Dame mit grauen Boden und sanften Zügen, „denn es ist meines Erachtens richtiger, mehr Kinderherzen zu erfreuen, als daß wenige viel bekommen. Die Waisen sind wahrlich nicht sehr anspruchsvoll; selbst die kleinste Gabe erfreut diese armen Kinder und deshalb schlage ich vor, die von der Frau Präsidentin erwähnten Namen noch unserer Liste hinzuzufügen.“

„Ganz meine Meinung,“ versetzte die Dicke, die in Begleitung der Vorstehenden gekommen war. „Ich erkläre mich gerne bereit, meinem üblichen Beitrag

noch 100 Mark zuzulegen," fügte sie wohlgefällig und ihre kalten Augen über die Anwesenden schweifen lassend, hinzu, "damit auch die bezeichneten Kinder beschenkt werden können. Das Geld, das man für Waisen ausgiebt, bringt Segen."

Durch die Versammlung ging ein Gemurmel der Ueberraschung, das die Vorsitzende damit beendete, daß sie erklärte, im Namen des Vereins die reiche Gabe der Frau Rentner Hochberg anzunehmen.

Frau Hochberg lehnte sich behäbig in ihren Sessel zurück; sie hatte jetzt augenscheinlich genug für das gute Werk gethan, denn bald schaute sie gelangweilt zum Fenster hinaus, bald betrachtete sie die Malereien der Zimmerdecke. Endlich zog sie auffällig ihre Uhr und erhob sich hastig mit der Bemerkung, daß bei den Beratungen die Zeit mit Windeiseile verstreiche, sie aber leider der interessantesten Sitzung nicht länger antwohnen könne. Mit einer schwerfälligen Verbeugung gegen die Versammlung und Worte der Entschuldigung stammelnd, daß sie störe, rauschte sie zur Thür hinaus.

Als sie die Straße erreicht hatte, holte sie tief Athem. „Langweiliger Kram, diese Wohlthätigkeitsduselei," brummte sie, „aber man muß ihn mitmachen, wenn man zur guten Gesellschaft gerechnet werden will. Da sitzen sie nun und berathschlagen, wie die Bettelkinder glücklich gemacht werden können, aber ordentlich in die Tasche greifen, das thun sie nicht."

Sie schritt rüstig vorwärts und bog, am Ende der Straße angekommen, rechts ab.

„Pah," nahm sie ihr Selbstgespräch wieder auf, „mir ist meine Zeit zu kostbar, um stundenlang zu überlegen, ob ein paar schmutzige Kleinen besser neue Strümpfe oder eine Kapuze bekommen. Ich mache das mit Geld ab, wir haben's ja."

Und das war richtig, Geld hatte der Rentner Hochberg, der frühere Tröbder und Geldverleiher. Er hatte es meisterhaft verstanden, die Nothlage zahlreicher Mitmenschen auszunutzen und noch nicht ganz zwanzigjährigem Betrieb konnte er sich vom Geschäft zurückziehen. Seine Gattin Adele, die zu seinem Erwerb treulich mitgeholfen hatte, spielte jetzt die Wohlthäterin der Armen, und wo es etwas zu thun gab, das in die Oeffentlichkeit drang, da war sie gewiß auch dabei. Um die Vergangenheit in besserem Lichte erscheinen oder ganz vergessen zu lassen, kam es ihr auf ein Ethik Geld nicht an. „Das hebt unser Ansehen," pflegte sie ihrem Manne stets entgegen zu halten, „und läßt sich an einer anderen Stelle wieder einholen."

Unter „einholen" verstand die Wohlthäterin das, was man sonst „abzwacken" nennt. Die billigsten Arbeitskräfte waren ihr noch immer nicht billig genug und mancher arme Teufel hatte schon mit einer Verwünschung auf den Lippen das elegante Haus des Herrn Rentner Hochberg verlassen.

Auch jetzt befand sich die ehrenwerthe Dame auf dem Wege zu einer der von ihr ausgenutzten Arbeitskräfte. Vor dem Hause eines Herrenkleidergeschäfts machte sie endlich Halt, trat in den Hausflur und stieg in die höher gelegenen Stockwerke hinauf.

Auf der obersten Treppe angekommen, blieb sie stehen und rang mühsam nach Athem. „Daß dieses

Hausfreund,

Volk einen zwingt, sich so anzustrengen!" keuchte sie und wischte sich die Schweißtropfen von der Stirn. „Brauchte ich das Kleid nicht so nothwendig zum heiligen Abend, und wüßte ich nicht, daß keine so billig und gut arbeitet, ich würde den Stoff einfach abholen lassen. Nun aber muß ich ruhiges Blut behalten, zumal mich keine andere Schneiderin bis morgen Abend bedienen würde."

Abermals wischte sie sich den Schweiß ab und schritt dann einer schmalen Thüre zu, wo sie energisch anklopfte und eintrat.

„Ihre Botschaft, daß Sie mir das Kleid zu morgen Abend unmöglich liefern können, ist doch wohl nur Scherz, Frau Schneiden," begrüßte die Dicke die bleiche Frau, die ihr entgegen kam. „Sie haben mir



Ihränen ersticken ihre Stimme und verzweiflungsvoll lehnte sie sich an die Schulter ihres Kindes.

das Kleid versprochen und ich verlange von Ihnen, daß Sie Wort halten."

„Ich thue das gewiß recht gerne, Frau Hochberg," entgegnete die also Begrüßte mit schwacher Stimme und faßte nach ihrer Brust, wie um einen heftigen Schmerz zu unterdrücken, „und Sie wissen auch, daß ich bis heute stets pünktlich gewesen bin. Aber mein Gesundheitszustand ist so schlecht und der Husten quält mich so schrecklich, daß ich kaum die Nadel zu führen vermag. Vierzehn volle Tage habe ich gelegen und der Arzt wollte mir auch jetzt noch nicht gestatten aufzustehen. Allein ich muß, wovon sollten wohl sonst meine Kinder — — — ein Hustenreiz unterbrach die Sprecherin; mühsam rang sie nach Athem, und krampfhaft umklammerten ihre Hände die Lehne eines Stuhles, damit sie nicht falle."

„Wovon sollten sonst meine Kinder leben," vollendete sie den Satz, als die kranke Brust ruhiger geworden war. „Ich will gewiß gern Geld verdienen, weil wir sonst dem Hunger und Elend verfallen sind, aber meine Kraft ist erlahmt, der Körper vermag dem Willen nicht mehr zu folgen."

„Ach was," versetzte die Dicke und zog die breiten Rippen zu einem geringschägigen Lächeln, „ihr Leute seid zu empfindlich und wenn euch das Geringste fehlt, legt ihr euch in's Bett. Ich habe auch den Husten und leide an einer starken Erkältung, aber ich mache

mir nichts daraus. Ich gehe nach wie vor meinen Geschäften nach und weil ich auf solche Kleinigkeiten nicht achte, geht es ohne ärztliche Hilfe vorüber.

„Kleinigkeiten?“ flüsterte die Schneiderin matt. „Ich wollte, Sie hätten recht, Frau Hochberg, aber ich fürchte, ich werde diesen Kleinigkeiten erliegen. Einen Versuch . . .“

„Unfinn!“ unterbrach die Korpulente in herzloser Weise die Sprecherin. „Wenn Sie so denken, kommen Sie nicht weiter. Denken Sie lieber an Ihr Versprechen, wie es sich für eine ordentliche, wahrheitsliebende Frau geziemt. Rühren Sie fleißig Ihre Hände, dann gibt's Geld und damit Mittel, für Ihren Husten etwas zu thun.“

„Mehr als ich arbeite, kann ich unmöglich leisten, und ich sehe wirklich keinen Weg, Ihr Kleid bis morgen Abend fertig zu bringen. Haben Sie Nachsicht.“

Frau Hochberg ließ die Kranke gar nicht ausreden. „Also Sie wollen mich wirklich stecken lassen?“ schrie sie und stampfte mit ihrem Regenschirm den Boden. „Ich soll Ihretwegen morgen zurückgehen? Das ist eine saubere Manier, die Leute in die Klemme zu bringen! Erst wird tapfer versprochen, und wenn nachher die Zeit verstrichen ist, wenn andere nicht mehr ausbelfen können, dann heißt es einfach: ich bin's nicht im Stand! Sie führen mich aber nie wieder an, Frau Schleiden, vor solchen ordinären Schlingen werde ich mich zu schützen wissen.“

Die Wangen der frankten Schneiderin überzog eine tiefe Röthe, ihre Brust wogte auf und nieder, und die matten Augen belebte ein stechender Glanz.

„Lassen Sie diese Schmähungen, Frau Hochberg, die ich um Sie am wenigsten verdient habe,“ erwiderte sie und ihre Augen leuchteten. „Wenn Sie auch kein Herz haben, das menschlich fühlt, und wenn ich auch, ohne Ihre Drohung, auf Ihre Kundschaft fernerhin gern verzichte, so will ich Ihnen doch beweisen, daß Leute unseres Sch'ages Ehre im Leibe haben, daß wir empfindlich sind für Beleidigungen, wie Sie sie eben ausgestoßen haben. Sie sollen nicht von mir glauben, daß ich Sie in eine Falle gelockt habe. Obwohl meine Brust zu zerspringen droht, und meine Hand kaum vorwärts kann, werde ich die kommende Nacht durcharbeiten, um Ihr Kleid bis morgen Mittag fertig zu bringen. Das wird Ihnen hoffentlich genügen und Ihnen beweisen, wie ungerecht Ihre Verdächtigungen sind.“

„Sehen Sie, daß es geht, wenn Sie wollen?“ lachte die andere. „Na, seien Sie zufrieden,“ fügte sie, einen sanften Ton anschlagend, hinzu, „ich werde Ihnen die Nachtarbeit gut bezahlen. Ich will keine Opfer umsonst.“

„Und ich werde nicht einen Pfennig mehr nehmen, als Sie früher bezahlt haben, Frau Hochberg. Sie sollen nicht glauben, daß ich des Geldes willen über meine Kraft arbeite oder Ihnen zu Willen bin. Ich sende Ihnen das Kleid, so bald ich fertig bin, durch meine Tochter Susse.“

Damit drehte sie der Dicken den Rücken und schritt ihrem Arbeitstisch zu.

Mit einem kurzen „adieu!“ verließ Frau Hochberg das Dachämmerchen.

Als die Thür in's Schloß gefallen war, ließ sich die franke Nähterin erschöpft auf ihren Stuhl nieder. Dann bedeckte sie ihre Augen mit beiden Händen und schluchzte laut. „Großer Gott,“ entrang es sich der gequälten Brust, „weßhalb nimmst du mir meinen treuen Gatten und Beschützer, warum den Kindern ihren Vater und Ernährer! Warum labest du auf meine schwachen Schultern so herbes Reid? Vater im

Himmel, erbarme dich der Waisen, wenn ich nicht mehr unter den Lebenden wandeln werde! Meine Stunden — das fühle ich deutlich — sind gezählt und ohne deine starke Hand gehen die armen Kleinen dem Elend und dem Verderben entgegen. Allgütiger, erhöhe meine Bitte! Du, der in die Herzen der Menschen siehst, weißt, wie gefühllos die Welt ist.“

Frau Schleiden trocknete ihre Thränen und holte tief Athem.

Heute hatte sie zum erstenmal wieder das Bett verlassen, und nun war ihr gleich eine so rücksichtslose Mahnung an ihre Pflicht und traurige Lage zu Theil geworden.

Der Arzt hatte ihr zwar für die nächste Zeit noch jede andauernde und anstrengende Thätigkeit untersagt, aber konnte sie, die arme Wittwe, sich noch länger schonen, durfte sie es auf den Verlust ihrer Kunden antommen lassen? Nein, das ging nicht; das wäre für sie erneute Sorge und Dual, für ihre Kinder aber der Hunger gewesen. Sie mußte arbeiten, mußte in den nächsten 24 Stunden sogar sehr emsig arbeiten, wenn sie ihr Wort einlösen wollte.

Rasch entschlossen griff sie zu und bald flog die Nadel hastig durch das Zeug. Die Kranke nähte, als gälte es das Leben.

„Hurtig, hurtig,“ keuchte sie, „damit ich diese Menschenfreundin los werde. Das Zeug brennt mir zwischen den Fingern und ihre harten, erbarmungslosen Worte brennen mir in der Seele. Nur diesmal, lieber Körper, halte noch Stand, wer weiß, was morgen sein wird . . .“

Die Thüre ging auf und Luise sprang in's Zimmer.

Die Kranke hob den Kopf.

„O Mamaschen, mein liebes, gutes Mamaschen,“ rief die Kleine und flog Frau Schleiden an den Hals, „bist Du wieder gesund?“ Wie ich mich freue, daß Du wieder für uns sorgen kannst, daß wir die fremden Leute nicht mehr draußen!“ Damit drückte sie ihrer Mutter einen langen Kuß auf den Mund. „Nähe nur nicht wieder zu viel, Mamaschen,“ schwächte sie allflug weiter, „sonst wirst Du von neuem krank. Wir wollen lieber weniger zu essen haben, wenn Du nur gesund und bei uns bist.“

Frau Schleiden strich die Waden des Kindes zärtlich zurück, und während sich heiße Thränen in ihre Augen stahlen, flüsterte sie: „Du bist mein kluges, liebes Töchterchen, Mamas Stütze und Engel. Sieh, mein Schätz . . .“

Thränen erstickten ihre Stimme, und verzweiflungsvoll lehnte sie den Kopf an des Kindes Schulter.

„Weine nicht, Mamaschen, weine nicht,“ schluchzte nun auch die Kleine und bedeckte der Mutter Gesicht mit zahllosen Küßen, „sonst muß ich auch weinen und habe Angst, daß Du wieder krank wirst.“

Gewaltsam richtete sich Frau Schleiden empor. „Sieh, mein Schätzchen,“ vollendete sie den vorhin begonnenen Satz. „Mama wird nur dießmal noch so angestrengt nähen. Heute Morgen war Frau Hochberg hier und hat Mama gescholten, weil das Kleid nicht fertig ist. Mama will sich aber nicht schmähen lassen, und so muß sie denn die kommende Nacht durchnähen, damit Du morgen der Frau Hochberg das Kleid bringen kannst. Dann aber wird Mama nachts nicht mehr nähen, mein Lieb, damit sie noch lange, lange bei Euch sein kann . . .“

Ein Hustenanfall zwang die Sprecherin zu schweigen.

Abermals wurde die Thüre geöffnet und ins Zimmer sprang ein rothbadiger, blonder Knabe mit dun-

selblauen Augen. Es war Heinrich, das getreue Ebenbild seines allzufrüh verstorbenen Vaters.

„Wo bleibst Du so lange, Heinrich?“ fragte Frau Schleiden und schaute nach der Uhr. „Die Schule ist doch schon lange aus.“

„Sei nicht böse, liebe Mama,“ schmeichelte der Knabe und suchte die Schwester von der Mutter Seite wegzudrängen, „ich habe mir auf dem Wege die schönsten Sachen angesehen, die alle zu Weihnachten ausgestellt sind. Bei Schmitz, Mama, stehen ganz herrliche Sachen: eine Lokomotive, eine Kanone, Pferde, Wagen und vieles andere. Morgen ist heiliger Abend, morgen kommt das Christkindchen. Kommt es auch zu uns, Mamachen?“ fragte er mit zärtlichem Ton und streichelte der Mutter die Wangen.

„O, ich hätte so gern eine Kanone!“

„Heiliger Abend,“ seufzte die Gefragte, und richtete den Blick zu Boden.

„Kommt es zu uns?“ wiederholte der Knabe.

„Ich — weiß — — — nicht — Kind,“ erwiderte Frau Schleiden langsam und suchte die Thränen zu unterdrücken; „ich glaube nein —; Christkindchen kommt — nur — zu — reichen Leuten! In unser — Dach — Kämmerchen — traust es — sich nicht hinein!“

„Aber voriges Jahr war es doch bei uns,“ warf Heinrich ein, „waren wir denn da reich?“

„Nein, nein, mein Siedling,“ belehrte die Mutter den Frager, und ein wehmüthiges Lächeln stahl sich über ihre Züge, „aber voriges Jahr war Mama nicht krank.“

„Kommt es denn nur zu Leuten, die nicht krank gewesen sind?“ forschte der Knabe.

„Zu reichen Leuten, die krank waren, kommt es schon, aber zu kranken armen Leuten sehr selten.“

„Das ist nicht recht vom Christkindchen,“ meinte Heinrich, „ich habe mich so sehr auf Weihnachten gefreut.“

Frau Schleiden vermochte die Thränen nicht länger zu wehren; in dicken Tropfen rollten sie über die blassen, hohlen Wangen und ein heftiges Schluchzen erschütterte ihren zarten Körper. Stürmisch zog sie ihre beiden Kinder an sich und presste sie ans Herz, als wenn sie sie nie wieder von sich lassen wollte.

„Du Unart,“ schalt Luise den Bruder, „Du bist Schuld, daß unser Mamachen wieder weint. Sei ruhig, Mamachen,“ tröstete sie die Mutter, „wenn Christkindchen auch nicht kommt, wir sind doch zufrieden. Wir hoffen dann auf nächstes Jahr.“

„Du bist mein großes vernünftiges Töchterchen,“ lobte die Kranke die Kleine und trodnete ihre Thränen; Christkindchen bringt auch dafür nächstes Jahr desto mehr. Nun, Kinder, laßt mich aber hübsch in Ruh, sonst bringe ich das Kleid der Frau Hochberg nicht fertig.“

Frau Schleiden griff wieder zur Nadel, und emsiger als zuvor fuhr die Rechte auf und nieder.

Der heilige Abend war angebrochen. Frau Schleiden hatte bis 4 Uhr Morgens an der Nähmaschine gelesen, um ihre ungestüme Drängerin los zu werden, aber es war ihr nicht gelungen, bis dahin die Arbeit zu beenden. Vor Erschöpfung war sie zur besagten Stunde auf ihrem Stuhle eingeschlafen und hatte, den Kopf auf die Maschine gelehnt, bis zum Anbruch des Tages geschlummert. Der erste Sonnenstrahl sah sie jedoch wieder bei der Arbeit und als die Glocken das Christfest einläuteten, erhob sie sich von ihrem Sitze und flüsterte ein erlösendes Gebet „Gott sei Dank!“ Das Kleid der Frau Hochberg war vollendet, sie konnte ihr Wort einlösen.

„Luise,“ wandte sie sich an ihr Töchterchen, „mache Dich eiligst auf den Weg zu Hochbergs. Hier steht die Pappschachtel mit dem Kleide. Heinrich wird mit Dir gehen und tragen helfen. Du bekommst für dieses Kleid genau so viel wie für andere. Sollte Frau Hochberg Dir mehr geben wollen, so sagst Du, Mama habe das verboten und verweigert höflich, aber entschieden die Annahme.“

Die Kinder verließen das Dachkämmerchen.

Draußen wirbelten die Schneeflocken lustig vom Himmel herab und geschäftig eilten die festlich gestimmten Menschen durch die Straßen. Jedermann schien sich zu freuen und jeder zweite Mensch war mit einem Paket beladen. Die nahe Bescherungsfunde schienen elektrifizierend auf die Menschheit zu wirken. Hell



Vor dem Christusbild kniete das Kind nieder.

tönt den Glocken in die Nacht hinaus, Christbäumchen wurden getragen, Wagen rollten vorüber, in den Geschäften ging es lebhaft zu — kurz, die Weihnacht mit ihren unvergleichlichen Freuden war herangekommen.

Eiligst schritten Luise und Heinrich voran. Vor einem stattlichen Hause des entgegengesetzten Stadtviertels machten sie endlich Halt und zaghaft zog das kleine Mädchen die Klingel.

Ein Dienstmädchen in blendend weißer Schürze nahm den Kindern mit einem schnippischen „endlich“ die Schachtel ab und verschwand dann hinter der Gasthüre. Fünf Minuten später reichte es der Kleinen wortlos den üblichen Macherlohn hinaus.

Frau Hochberg hatte ihre prahlerische Zusage von gestern längst vergessen, Luise kam nicht in die Lage, höflich, aber entschieden die Mehrzahlung ablehnen zu müssen.

* * *

Durch die Straßen der Stadt wanderte still und nachdenklich ein großer, schlanker Herr. Der seine Pelzmantel und die goldene Brille ließen leicht erkennen, daß er der besten Gesellschaftsclasse angehörte. Er mochte etwa 60 Jahre zählen. Sein Haar und Bart waren völlig weiß, seine Wangen hohl und bleich und seine gramdurchfurchten Züge ließen auf einen tiefen Kummer schließen.

Stumm und theilnahmslos schritt er an den fröhlichen Menschen und hellerleuchteten Schaufenstern vorüber, für ihn schien das alles nicht vorhanden zu sein.

„Allein,“ flüsterte er, „zum erstenmal ganz allein an diesem Abend. Wie der Gedanke mir das Herz zerreißt! . . . Martha, warum hast Du mich verlassen, warum hast Du mich nicht mit Dir genommen.“

Er senkte wehmüthig das Haupt und wischte eine Thräne aus den Augen. —

Justizrath Kohn, einer der reichsten Leute der Stadt, hatte vor nicht ganz drei Monaten seine Gattin und damit sein Lebensglück verloren. Was ärztliche Kunst und reichste Mittel vermögen, war versucht worden, um das fliehende Leben aufzuhalten. Umsonst, der Sensenmann war unerbittlich gewesen. In der Heimgegangenen berrauerte der Gatte seine treue, sorgende Lebensgefährtin, die Armen der Stadt eine Wohlthäterin ohnegleichen.

Obwohl der Himmel dem Herrn Justizrath keine Kinder beschert hatte, war doch in seiner langen, glücklichen Ehe kein Weihnachtsfest vorübergegangen, an dem nicht ein stattlicher Baum das kinderleere Gemach geschmückt hätte. Die beiden Gatten überboten sich an dem Feste der Liebe und des Friedens mit Aufmerksamkeit und Ueberraschungen, und wie glückliche Kinder saßen sie alljährlich vor dem strahlenden Tannenbaum.

Das hatte der Tod mit einem Schläge geändert. In der prächtigen Wohnung des Justizraths war es einsam, sehr einsam; kein Tannenduft durchzog, kein Wachslichtchen erhellte die Gemächer. Was Wunder, daß es ihn hinaustrieb auf die Straße, hinaus unter Gottes freien Himmel! Dort durfte er hoffen, seine Gedanken zu zerstreuen, seinen Schmerz zu vergessen.

Allein das wurde ihm schwer, viel schwerer, als er gedacht hatte. Zwei Stunden wanderte er nun schon durch die Straßen, aber immer wiederkehrten seine Gedanken zu seinem Weibe zurück, das aus den lichten Höhen zu ihm herabsah.

Vor einem gewaltigen Schaufenster machte er Halt. Traumverloren blickte er in die zahlreichen Richter und auf die Hunderte hübscher Sachen, die der Kaufmann ausgestellt hatte. Er sah alles und doch nichts. Während sein Fuß ausruhte, schweiften seine Gedanken hinauf zu den Sternen, zogen Jahrzehnte an seinem geistigen Auge vorüber.

„Sieh, Kuise, das ist die Kanone, auf die ich mich schon gefreut hatte,“ hörte er einen vor ihm stehenden Knaben zu einem Mädchen sagen; „es ist doch traurig, daß das Christkindchen nur zu reichen franken Beuten kommt und wir heute keinen Weihnachtsbaum haben. Ich hatte mich so sehr auf den heutigen Abend gefreut.“

„Sei ruhig, Heinrich,“ versetzte das kleine Mädchen; „Mütterchen ist krank. Wenn sie wieder gesund ist, bekommst Du sicher die Kanone noch, und ich eine neue Puppe. Jetzt aber wollen wir Christkindchen bitten, daß es Mamachen gesund werden läßt und uns hilft, daß Mütterchen nicht mehr die ganze Nacht zu arbeiten braucht und so viel weint.“

Der Justizrath wurde aufmerksam auf das Gespräch der Kinder.

„Komm, Heinrich,“ fuhr das kleine Mädchen nach einer Weile fort; nimm Du hier das Geld von Fräulein Bergs und bring es Mamachen, ich will noch schnell in die Kirche gehen und zum Christkindchen beten.“

Die Kleine drückte dem Knaben ein Geldstück in die Hand, stieß ihn an, und wandte sich mit ihm zum Gehen.

Der Justizrath folgte den Kindern in einiger Entfernung nach und als das kleine Mädchen in die Kirche einbog, betrat auch er unbemerkt das Gotteshaus und blieb in Hörweite von der Kleinen stehen.

Die Kirche war leer.

Vor dem Christusbild kniete das Kind nieder, faltete seine Händchen und betete laut:

„Liebes Christkindchen! Wenn Du heute Abend auf die Erde niedersteigst, so vergiß auch Mamachen, Heinrich und mich nicht. Wir sind zwar arm, aber du fragst doch, wie unser Herr Pfarrer sagt, nicht noch Reichthum, sondern siehst auf das Herz. Mein Herz, liebes Christkindchen, ist rein und ich wüßte wirklich nicht, womit ich dich beleidigt hätte. Ich bitte dich nicht um schöne Sachen, so gern ich noch ein Püppchen gehabt hätte, ich flehe dich an, Mamachen zu stärken, Mamachen gesund werden zu lassen, damit sie noch lange bei Heinrich und mir bleibt. O, lieber Gott, es war so schrecklich, als Mamachen krank lag! Papa hast du zu dir in den Himmel genommen, nimm uns nicht auch noch die Mama! Was sollten wir ohne unser liebes, gutes Mamachen anfangen? Die fremden Menschen sind so böse und herzlos. Sie quälen und schelten sogar unser fleißiges Mamachen, wie würden sie uns Kinder erst quälen, wenn wir ganz allein auf der Welt wären! Christkindchen, erhöre mein Flehen! Laß Mamachen gesund werden und mache uns nicht zu Waisen. Mein Herz will ich dir dafür schenken, etwas anderes hab ich nicht.“

Die Kleine schwieg. Sie senkte den Kopf auf die Kniee und blieb zusammengesauert still sitzen.

Der Justizrath war näher getreten. Dicke Thränen rollten langsam über seinen grauen Bart und seine Augen richteten sich nach oben.

„Martha,“ flüsterte er, „ich fühle Deine Nähe, ich verstehe Dich. Jetzt weiß ich, was ich am heutigen Abend zu thun habe.“

Er legte die Hand auf die Schulter des betenden Kindes. „Das Christkindchen hat Dich gehört,“ sprach er; „stehe auf, mein Kind, und gehe zu Deiner Mutter.“

Erstrocken blickte die Kleine auf.

„Komm mit mir,“ mahnte der Justizrath weich und reichte dem Mädchen die Hand.

Willenlos legte sie ihr kleines Händchen in die dargebotene Rechte und folgte dem fremden Herrn.

Draußen angekommen, fragte der Justizrath: „Wie heißt Du, mein Kind?“

„Guise Schneiden.“

„Wo wohnst Du?“

„Im Dachstübchen bei Erkmann.“

„Was fehlt Deiner Mama?“

„Sie hat schrecklichen Husten, sie weint so viel und die Brust thut ihr so sehr weh.“

„Was arbeitet Dein Mamachen?“

„Sie näht. O, lieber Herr, sie näht Tag und Nacht, damit wir Brod und ganze Kleider haben. Mamachen ist so fleißig,“ betheuerte die Kleine, „sie arbeitet sich noch todt.“

Der Justizrath sah dem Kinde in die blauen

Augensterne, die jetzt, da sie von der Mutter sprach, vor seliger Begeisterung strahlten.

„Du bist ein braves Kind,“ lobte er und drückte der Kleinen die Hand. „Brave Kinder verläßt das Christkindchen nicht.“

Eine Weile ging er schweigend neben Luise her, dann hob er abermals an:

„Seit wann ist Dein Papa todt?“

„Seit mehr als zwei Jahren.“

„Was hat ihm gefehlt?“

„Er verunglückte beim Brande der Maschinenfabrik von Grafen u. Comp.“

„Ah,“ kam es von des Justizraths Lippen, „ich erinnere mich.“

Unterdessen waren sie an dem Erkmannschen Hause angekommen, und die Kleine versuchte, ihre Hand aus der des fremden Herrn zu lösen.

„Da oben wohnen wir,“ sprach sie und deutete in die Höhe, „ich muß jetzt nach Haus, sonst sorgt sich Mamachen um mich.“

„Adieu, mein Kind, bleibe brav und gut wie bisher,“ mahnte der Justizrath und drückte Luises Hand. „Das Christkindchen vergißt Dich nicht.“

Die Kleine sprang behende davor und Justizrath Korn schritt rüstig die Straße entlang.

Vor einem glänzend erleuchteten Geschäftshause hemmte er seine Schritte, warf einen Blick auf das Schaufenster, nickte befriedigt mit dem Kopfe und trat dann ein.

„Womit kann ich dienen?“ fragte ein junges Mädchen in höflichem Ton.

„Ich möchte einen Christbaum binnen kürzester Frist fix und fertig gepußt haben. Stellen Sie gefälligst alle verfügbaren Kräfte an, wählen Sie die schönsten Sachen aus, unbekümmert um den Preis. Ich werde unterdessen hier Spielsachen aussuchen. Ich wiederhole nochmals,“ betonte der Justizrath, „daß es schnell gehen muß und daß Geschmaack entwicelt werden soll!“

„Wir werden unser Möglichstes thun,“ versicherte das Fräulein und verschwand, um dem Geschäftsinhaber von dem immerhin ungewöhnlichen Auftrag Mittheilung zu machen.

„Dazu haben wir jetzt keine Zeit,“ bemerkte der Herr des Hauses zu dem jungen Mädchen.

„Es ist ein sehr feiner Herr,“ versetzte dieses, „und es möchte vielleicht nicht zweckmäßig sein, den Auftrag abzulehnen.“

„Ich komme selbst,“ erklärte der Geschäftsinhaber.

Als er dann des Auftraggebers ansichtig wurde, verzog sich sein vorhin düsteres Gesicht zu einem überaus freundlichen Lächeln und mit einer respektvollen Verbeugung versicherte er dem Herrn Justizrath, daß binnen einer Stunde alles fertig sein werde.

Während sich die eben geschilderte Scene abspielte, saß die kleine Luise bei ihrem kranken Mamachen und erzählte von dem lieben freundlichen Herrn, den sie in der Kirche getroffen habe.

Frau Schleiden hörte aufmerksam zu. Freute sie sich auch über das Glück ihres Kindes, so dachte sie doch bei sich: Redensarten, nichts als Redensarten; ich habe ja in den beiden letzten Jahren die Menschenfreundlichkeit genügend kennen gelernt. Die Selbstsucht herrscht und beherrscht alles.

Frau Hochberg ist ja auch eine Wohlthäterin. Laut aber sagte sie zu ihren Kindern: „Seid fromm und brav wie bisher, dann werden Euch alle guten Menschen lieb haben.“

In dem Dachstübchen sah es nicht weihnachtsmäßig aus. Auf dem Tische lag ein großes Brod und daneben stand ein wenig Butter. Es war das einzige, was die Kranke hatte erschwingen können, nachdem sie von den fünf Mark der Frau Hochberg ihre Brod-



Luise, jetzt kommt das Christkindchen zu Euch, es hat Dich erhört

schuld beim Bäcker bezahlt und Heinrich nach einem Zentner Kohlen geschickt hatte, damit sie am heiligen Abend wenigstens ein behaglich erwärmtes Stübchen hätten. Der Lohn der letzten Nachtarbeit war bis auf wenige Nidel zusammengeschmolzen.

Heinrich saß zur Linken der Mutter und machte ein überaus trübes Gesicht, auch Luise hatte ihren Frohsinn mehr und mehr verloren. Obwohl durch die herbe Schule des Lebens frühzeitig gereift, war sie innerlich noch ein ganzes Kind und als in den Nachbarhäusern heller Jubel ausbrach, und rechts und links kerzenschimmernde Christbäume sichtbar wurden, krampfte sich auch ihr kleines Herz vor Schmerz zusammen und Thränen stahlen sich in ihre leuchtenden Kinderaugen. Sie stand auf und trat ans Fenster.

Frau Schleiden sprach kein Wort. Still und in sich gefehrt saß sie da. Sie mochte wohl an vergangene glücklichere Zeiten zurückdenken, an jene Tage, als ihr Gatte noch lebte und das Weihnachtsfest ihre und der Kinder höchste Freude bildete. Vorbei — unwiederbringlich vorbei! Mit aller Kraft kämpfte sie gegen den in ihrer Brust wühlenden Schmerz an, sie wollte nicht weich werden und den Kindern das Herz noch schwerer machen. Umsonst — die Wehmuth

war stärker als ihr Wille und die Thränen rollten mit einem Male über ihre bleichen Wangen. Auch jetzt kam kein Laut über ihre Rippen und keine Bewegung verrieth, was in ihrem Innern vorging.

Luise wandte sich vom Fenster in das Stübchen zurück. „Was für einen schönen Baum haben Schmits, Mamachen!“ bemerkte sie, da — gewährte die Kleine Thränen in der Mutter Augen und eine halbe Minute später lag sie laut schluchzend an ihrem Halse.

„Nicht weinen, liebes Mamachen, nicht weinen,“ jammerte sie; „wir sind ja glücklich und zufrieden, wenn Du bei uns bist. Nicht weinen, mein Herzensmamachen,“ schmeichelte das Kind und küßte der Mama die Thränen von den Augen.

Erstütert schloß Frau Schleiden ihre Kleinen in die Arme.

Weber Mutter noch Kinder hatten gehört, daß an die Thür geklopft wurde, der Schmerz und die Nöthigung hatten ihre Sinne gefangen gehalten. Erst als sich ein Räuspfern vernehmen läßt, blickten sie auf.

Im Thürrahmen steht der Justizrath und hinter diesem zwei Dienstmänner, die schwere Pakete tragen. Er ist Zeuge des Schmerzensausbruchs von vorhin gewesen. In seinen gutmüthigen Augen schimmern Thränen und seiner Stimme kaum mächtig, sagte er: „Luise, jetzt kommt das Christkindchen zu Euch, es hat Dich gehört.“

Dann heißt er die Dienstmänner die Sachen niederstellen. Ein mächtiger, aufs reichste geschmückter Tannenbaum nimmt die Mitte des Zimmers ein.

„Mamachen, Mamachen,“ jubelte Luise, „das ist der Herr, von dem ich Dir erzählte!“

Justizrath Korn kämpfte mit aller Anstrengung seine tiefe Ergrißtheit nieder, dann schreitet er auf die regungslos dastehende Frau Schleiden zu, reicht ihr die Hand und spricht: „Gestatten Sie mir, Ihren Kindern eine Freude zu bereiten, sie verdienen es. Das Christkind hat Ihres Töchterchens Gebet gehört und ich bin nur sein schwaches Werkzeug.“

Die Kranke ist noch immer keines Wortes mächtig. Stumm läßt sie alles geschehen, während ihr die Thränen unaufhaltsam über die Wangen rollen. Der Justizrath macht sich mit Hilfe der Kleinen daran, die Lichter am Baume anzuzünden. Dann geht es an das Auspacken der Pakete. Geschäftig eilte er hin und her, er ist mit einem Male wieder jung geworden und jauchzend wie ein Kind begrüßte er den Inhalt jeder gut verpackten Schachtel.

Die Kleinen haben allen Erdenjammer vergessen, endloser Jubel herrscht in dem sonst so ärmlichen und stillen Dachstübchen. Das Christkindchen hat aber auch Grund zu dem Glück gegeben, es hat rein an alles gedacht. Da ist eine blitzende Messingkanone für Heinrich, eine herrliche Puppe mit langen Zöpfen und beweglichen Augen für Luise, Wein für die kranke Mama, Kuchen und anderes Backwerk, Bonbons und Bilderbücher, Stoff zu Kleidern für Frau Schleidens verständiges Töchterchen, ein Anzug für Heinrich und noch vieles mehr.

Endlich ist alles an's Tageslicht befördert worden und steht geordnet um die prächtige, in allen Farben schillernde Tanne herum. Dann trat Justizrath Korn auf die Wittwe zu und ließ sich lange und eingehend über ihre Kinder, den Tod des Gatten, ihr Befinden, ihr Einkommen und ihre Ausichten berichten.

„Armes Weib,“ murmelte er, „Du würdest das Opfer Deiner Pflichttreue und Mutterliebe, wenn Deine kleine Luise nicht wäre und der Unwissende, dem nichts

verborgen bleiben kann, mich nicht den Kindern in den Weg geschickt hätte.“

„Seien Sie getroßt,“ mahnte er, als Frau Schleiden schweigt und sich erschöpft zurücklehnt, „ich hoffe, die Zeit der härtesten Prüfung ist nun vorüber. Hier sind 300 Mark,“ sagte er, in seine Brieftasche greifend; „sie werden über die nächsten Wochen hinüberhelfen. Machen Sie sich vor allen Dingen von allen kleinen Verbindlichkeiten, jenen das Leben zu einem Sorgenbecher gestaltenden Plagen und Mühen frei, leben Sie ganz für Ihre Kinder und geben Sie jedenfalls fürs erste Ihre seitherige Beschäftigung auf.“

Abwehrend streckt Frau Schleiden dem edeln Manne die Hand entgegen. „Ich darf eine so große Summe nicht nehmen,“ hauchte sie, „ich darf mich nicht schämen, was sollten wohl die Leute sagen!“

„Ehorthet,“ polterte der Justizrath autmüthig und legte drei Hundertmarkscheine auf den Tisch. „Lassen Sie die Leute sagen, was sie wollen, seien Sie oberständig und vergessen Sie nur nicht Ihre oberste Pflicht, die, sich Ihren Kindern zu erhalten.“ —

Der Justizrath war gegangen und botte Mutter und Kinder mit ihrem unerwarteten Glück allein gelassen. Luise und Heinrich wußten sich vor Freude kaum zu fassen, und immer wieder zeigten sie der Mutter neue prächtige Sachen, immer wieder schloß Frau Schleiden ihre Kleinen glücklich in die Arme.

Sie feierten ein wunderbares Weihnachtsfest, die drei vom Schicksal hart geprüften Menschen und als die weisevolle Stunde schlug, wo der menschgewordene Gottessohn auf die Erde niederstieg, da saß Frau Schleiden immer noch mit ihren Kindern zusammen und freute sich über deren reines Glück.

Für ihre kranke Brust indeß hatte der heilige Abend zu viel der Freude gebracht, das sollte sich nur zu bald zeigen. Die heftige Gemüthsregung ließ sie keinen Schlaf finden, und als sich gegen Morgen einer jener beklemmenden Hustenanfälle einstellte, da hatte die Aermste nur noch die Kraft, ihr Töchterchen zu wecken, dann sank sie ohnmächtig vor dem Bette zusammen.

Der Jammer der Kinder, insbesondere der kleinen Luise, war herzzerreißend. Mühsam hoben sie die besinnungslose Mutter ins Bett, dann stürzte Heinrich fort, den Arzt zu holen.

Der Doktor schüttelte bedenklich den Kopf, als er am Bette der Wittwe stand; „ich habe es befürchtet,“ murmelte er, „jedemfalls hat sie wieder zu viel gearbeitet.“

Auf sein Befragen erzählte Luise, was sich am verfloffenen Abend zugetragen hatte und theilnahmenvoll hörte der Arzt zu. „Dann habt Ihr einen guten und mächtigen Freund, Kinder,“ sagte er, „durch dessen Hilfe es wohl gelingen kann, Euch die Mutter zu erhalten. Es wird gut sein, wenn Ihr Euern Beschützer von dem Vorgefallenen benachrichtigt, er wohnt Königsstraße 4.“

Heinrich eilte davon, während Luise dem Doktor die nöthigen Handreichungen leistete.

Eine Stunde später saßen Justizrath Korn und der erfahrene Arzt im Dachstübchen in eifriger Unterhaltung beisammen.

„Sie kann gerettet werden,“ erklärte der Doktor, „wenn sie sich durchaus ruhig verhält, gute Pflege hat und vielleicht für die Wintermonate ein günstigeres Klima aufsuchen kann.“

„Welchen Kurort würden Sie vorschlagen?“ fragte der Justizrath.

„Davos. Ich bin überzeugt, daß diese Luft und

vor allem das Bewußtsein, daß Ihre mächtige Hand sie und die Kinder schützen, Wunder wirken werden.“
 „Gut, so soll das arme Weib dahin gehen, sobald sie in der Sage ist, zu reisen. Die Kinder aber bleiben bei mir.“

„Ich würde empfehlen, das kleine Mädchen mit der Mutter gehen zu lassen,“ meinte der Arzt, „eine treuere und gewissenhaftere Pflegerin kann die Krönke nicht bekommen. Das Kind hängt mit einer rührenden Zärtlichkeit an seinem Mütterchen und ist so verständig und behutsam, daß sich viele Mädchen von zwanzig und mehr Jahren ein Beispiel daran nehmen könnten.“

„Ja, es ist ein liebes Kind, dessen Herz rein wie Gold ist, und das ein unerschütterliches Gottvertrauen besitzt. Ich bin gerade durch das kleine Mädchen auf die Familie aufmerksam geworden.“

„So wären wir also einig?“ forschte der Arzt.
 „Gewiß, ordnen Sie nur alles an, das übrige ist meine Sache.“

Es ist wiederum heiliger Abend. Im Festsaal des Justizraths Korn brennt ein mächtiger Baum. Der Herr des Hauses, eine große schlanke Frau, auf deren Wangen eine leichte Röthe liegt, und zwei Kinder umstehen ihn. Christkindchen hat alle reichlich bedacht, auch der Hausherr ist nicht zu kurz gekommen. Freilich sind die für ihn bestimmten Geschenke keine solchen, die einen großen Selbwerth haben, aber sie sind mit Liebe und Dankbarkeit getränkt und das macht sie werthvoll.

Frau Schneiden, die nach viermonatlichem Aufenthalt in Davos neu gekräftigt in die Heimath zurückkehrte, ist seit einem halben Jahre Wirthschafterin im Korn'schen Hause. Die ständige Bewegung, das häufige auf und ab, bekommen ihr vortreflich und ihre Gesundheit ist besser als je. Sie hat für ihren Wohlthäter eine kunstvolle Handarbeit unter den Weihnachtstbäumen gelegt, aus der in Gold die Worte herausleuchten „Aus dankbarem Herzen.“ Luise hat gleichfalls für ihren väterlichen Freund und Beschützer die kleinen Händchen gerigt und eine reizende Börse gestrickt, und Heinrich hat um das Bild der knieenden Schwester einen geschmackvollen Rahmen geschnitzt, auf dem man liest: „Des Kindes Gebet.“

Gerührt drückt Korn allen die Hand, dann schließt er Luise, für deren wie des Bruders Erziehung er sorgt, in die Arme und sagt: „so soll es sein und bleiben, so lange Gott uns vergönnt, dieses schönste Fest der Christenheit zusammen zu feiern. Dir, mein Kind, dankt Mütterchen die Gesundheit; ich alter Mann aber danke Dir den Sonnenschein, der meine letzten Tage erhellt. Bleibe fromm und brav wie bisher, dann haben Dich Gott und die Menschen lieb.“

Beglückt führte er hierauf die Kinder zu den für sie bestimmten Geschenken, und während seine Augen wohlgefällig auf dem vor Freude strahlenden Gesicht des lieblichen kleinen Mädchens ruht, flüstern seine Lippen: „Martha's getreues Ebenbild,“ und den Blick zu den Sternen richtend, murmelt er: „Habe Dank, Geliebte, daß Du mich diesen kleinen Engel finden ließe!“

Antmanns Tadel.

Von A. vom Rhein.

„Thorheit, Kind, ohne Köchin kannst Du nicht sein,“ sagte der Medizinalrath Schild zu seiner Frau und lehnte sich nachlässig in seinen Sessel zurück. „Was sollten wohl die Leute von uns denken, wenn sie Dich

auf einmal am Herd stehen sähen? Man würde mindestens behaupten, wir hätten große Verluste erlitten, wenn man nicht sogleich annähme, wir ständen dicht vor dem Bankerott.“

„Lasse die Leute sagen, was sie wollen, Hermann, die Hauptsache ist ja, daß man sich sehr täuschen würde. Und dann, ich hätte vor allen Dingen den unaufhörlichen Aerger gewart. Die Diensthofen sind heut zu Tage so unerschämmt, daß man selbst bei einer Kammergebild nicht mit ihnen auskommen kann. Du weißt, daß ich mir es zur Pflicht gemacht habe, mein Dienstpersonal out und menschenwürdig zu behandeln und doch habe ich nun schon drei Köchinnen innerhalb eines Jahres gehabt. An der Anna glaubte ich endlich eine wirklich grobe Person gefunden zu haben, sie machte stets ein Gesicht so unerschämmt wie ein Kind, ich schenkte ihr mein ganzes Vertrauen und nun — ach es ist nicht zu glauben — befohl uns die im großen Stil. Daß die Köchinnen bei allen Einkäufen ihren Profit machen müssen, ist ja schon längst als chronisches Uebel bekannt, das weiß die Hausfrau schon gar nicht mehr anders, ebenso, daß sie ihre Liebhaber von den Vorräthen ihrer Herrschaft füttern, aber daß andere Familien völlig von dem Gelde der Dienstherrschaft unterhalten werden, ist denn doch etwas zu stark. Zu den großen materiellen Schädigungen kommt aber noch allemal die entsetzliche Aufregung, die meine geringe Nervenkraft schließlich noch ganz zerlegt. Es ist daher, um mit Deinen eigenen Worten zu reden, schon aus sanitären Gründen geboten,“ auf das Engagement einer neuen Köchin zu verzichten. Ich bin es meinem Jungen und Dir schuldig, mich zu erhalten und das, Hermann, das will ich.“

„Hababa,“ lachte der Medizinalrath lustig auf und blies den Rauch seiner Havanna in die Luft. „Das hast Du vortreflich vorgetragen, Schatzchen, namentlich den Punkt bezüglich der sanitären Gründe. Wenn ich die Macht dazu hätte, ich verschaffte Dir einen Sitz im Reichstag; ich bin überzeugt, Du gehörtest zu den hervorragenden Abgeordneten. Na, aber Scherz bei Seite, Hanschen,“ fuhr er ernster fort und drehte seinen blonden Schnurrbart, „was Du gesagt hast, glaubst Du doch selbst nicht, wie?“

„Du beleidigst mich, Hermann,“ schmolte die Gattin. „Aber Kindchen, sieh mal,“ besänftigte sie der Hausherr, „ich muß doch auch schließlich wissen, wie es mit Deiner Gesundheit steht und da bekenne ich ganz ehrlich, daß Du glücklich sein darfst, wenn die noch recht lange so bleibt, wie sie ist. Deine Nerven sind für unsere nervös aufgeregte Zeit noch hübsch fest und was den Aerger anbelangt, so kann ich Dich versichern, daß derselbe zuweilen von einer ganz vortreflichen Wirkung ist. Er befördert nämlich die Verdauung und das ist nicht so unwichtig, wie Du vielleicht meinst. Hättest Du nicht solche kleine Schammügel mit Deinen Köchinnen und Dienstmädchen, Dein Leben stöße eintönig dahin, ja, ich bin fest überzeugt, Du würdest sehr bald selbst die alten Verhältnisse herbeisehen. Was macht denn das Leben am unerträglichsten? Doch nur das ewige Einerlei, die unabänderliche Gleichmäßigkeit.“

„Du forst ja schon nach Kräften dafür, daß meine Nerven in Aufregung kommen — ich wollte sagen, daß meine Verdauung gefördert wird.“

„Ich muß in Deinem eigenen Interesse jetzt die Stelle der Köchin einnehmen. Uebrigens will ich Dich nur darauf aufmerksam machen, daß die Frau eines guten Hauses mehr zu thun hat, als Kartoffeln zu schälen und eine Suppe zu kochen. Deine Pflicht ist

es vor allen Dingen, die Honeurs zu machen; das kann keine Köchin, sondern nur Du. Eine thätige Hausfrau hat meines Erachtens nicht die Pflicht, alles selbst zu thun, sondern die schwerere, zu dirigieren. Das Bessere kann nicht jede. Die Theorie muß die Frau freilich kennen, für die Praxis hat sie Hilfskräfte. Daß Du ein guter Feldherr auf Deinem Schlachtfeld bist, muß Du eigentlich noch beweisen, daß Deine Truppen alle Augenblicke davonlaufen, spricht eigentlich dagegen. Stramme Zucht üben und doch wohlwollend sein, das ist die Zauberformel."

"Freilich, nun bin ich noch gar der schuldige Theil," unterbrach ihn die kleine Frau und drückte das feine Battisttuch an die Augen. "Die Herren der Schöpfung kennen ja Alles, auch das Küchenregiment."

"Hänschen, sei doch kein thörichtes Kind. Komme her zu mir, wir wollen uns doch das Leben nicht verbittern," schmeichelte er, "sondern es uns angenehm machen. Und gerade weil ich es für Dich angenehm gestalten will, haben wir diese Auseinandersetzung. Du brauchst mit einem Wort eine Köchin und ich bitte Dich, alsbald eine andere zu engagiren."

"Und ich will keine mehr. Ich kann unser Essen allein zubereiten."

Seit jener Auseinandersetzung zwischen den beiden Gatten sind 3 Wochen verflossen. Frau Medizinalrath Schild, geb. Hartkopf, hat während dieser Zeit in der Küche das Scepter geschwungen und mit den Kochtöpfen in höchst eigener Person hantiert. Dabei haben ihre zarten feinen Händchen freilich stark gelitten, manchmal auch — das muß nur einmal wahrheitsgemäß gesagt werden — das Essen, allein der strenge Herr und Gebieter war stets sehr nachsichtig und schon zufrieden, wenn sein Weibchen wenigstens so viel Zeit fand, mit ihm zusammen bei Tisch zu sitzen. Damit haperte es allerdings, denn die "Frau Köchin" hatte bald die Sauce, bald was Anderes vergessen und die unangenehme Folge war, daß sie fortwährend zwischen Küche und Speisezimmer hin- und herpendelte.

Darob war es gestern zu einer ähnlichen Scene gekommen.

"Der Appetit zum Essen vergeht mir," hatte Herr Dr. Schild unwillig geküßert, "wenn Du jeden Mittag zwanzigmal hin- und herläufst. Unsere ganze frühere Gemüthlichkeit ist zum Ruckuck, seitdem Du Dir in den Kopf gesetzt hast, allein zu kochen. Ständig läufst Du mit einem vor Aufregung puterrothen Gesicht umher, eine nervöse Unruhe heßt Dich von einer Ecke in die andere und Deine Hände sehen bereits aus, daß man sich schämen muß, wenn Du je in einer Gesellschaft die Handschuhe solltest ausziehen müssen. Und das alles nur aus Eigensinn. Wenn es noch so ein Weibchen fortgeht, Johanna, — er sagte Johanna statt Hänschen, wenn er ernstlich böse war — so werde ich mit Arthur im Gasthaus essen und Du magst dann die Ergebnisse Deiner Kochkunst allein vertilgen. Heute ist z. B. der Braten wiederum angebrannt. Freude macht mir das nicht. Aber ich wollte darüber noch kein Wort sagen, wenn nicht unsere ganze frühere Ordnung und Gemüthsruhe verloren gegangen wäre."

Die Gattin hatte ob dieser Strapredigt ein sehr beleidigtes Gesichtchen gemacht, nichts gegessen und schließlich thranenden Auges entgegnet: "Ist das der Dank dafür, daß ich mich so quäle? Es fällt keine Köchin vom Himmel und ich muß mich erst wieder in die Arbeit hineinleben. Es wird mit jedem Tag

besser und ehe wir drei Wochen älter sind, geht alles wie am Schnürchen."

"Ich habe einen Vorgeschnack davon, und erkläre Dir, daß ich nicht mehr mitmache. Du hast höhere Pflichten, als den Kochlöffel zu schwingen. Entweder Du gibst Deinen thörichten Troß auf, oder . . ."

"Hermann, hast Du mich denn nicht mehr lieb?" hatte sein Weibchen ihn unterbrochen und sich weinend an seine Brust geworfen. "Was ich thue, geschieht doch nur Deinetwegen."

Der Medizinalrath war ein Riese mit einem Kinderherzen. Die harten Worte, welche er eben gesprochen, bereute er bereits und den Kopf der Schluchzenden sanft streichelnd, flüsterte er: "Gerade weil ich Dich lieb habe, Hänschen, will ich, daß es anders wird. Du darfst Dich nicht so quälen und hezen, denn dadurch leidet auf die Dauer Deine Gesundheit wirklich und das darf nicht sein." Er nahm ihre Hände in die seinen. "Sieh mal, Schatz," fuhr er dann fort, "wie Deine Finger aussehen. Zu einer feinen Arbeit sind sie auf Wochen hinaus nicht mehr zu gebrauchen. Soll ich es denn mitansehen, daß meine Frau Hände wie eine Stallmagd bekommt?" — Die junge Frau betrachtete ihre Hände sorgfältig nach allen Seiten und steckte sie dann rasch unter die Schürze. "Du hast Recht, Hermann," gestand sie und lehnte ihre Wange an die des Gatten, "aber der Aerger mit den Köchinnen, der ist das Schlimmste."

"Na, es gibt auch noch ordentliche. Wir wollen sobald wie möglich einen neuen Versuch machen und ich selbst werde mich morgen einmal auf meinen Krankenbesuchen nach einer brauchbaren Person umsehen. Vielleicht ist diesmal das Glück mit uns."

Die Gattin hatte zugestimmt und darauf war die Versöhnung mittelst eines herzhaften Kusses geschlossen worden. — — —

"Hänschen," begrüßte am andern Tag der Medizinalrath seine Frau, als er von den Krankenbesuchen heimkehrte, "ich habe einen Treffer gemacht und eine gute Köchin gefunden. Frau Werther hat sie mir empfohlen und versprochen, sie noch heute zu Dir zu schicken. Sie ist bei einer Schwägerin von ihr gewesen und hat die Stelle lediglich deshalb verlassen, weil eine Verwandte ins Haus kam und das Küchenregiment übernahm. Sie soll aber nicht nur gut kochen können, sondern auch sonst ganz ordentlich sein. Eine Schwäche hat sie freilich auch, an der aber viele Deines Geschlechts kranken, sie schwärmt für zweierlei Tuch."

"Oh weh, dann ist jedenfalls wieder irgend ein hungrierer und durstiger Grenadier ihr Schatz und meine Bratenreste bekommen Weine."

"Na, Schatz," meinte Schild, "was macht es denn, wenn sie ihrem Diebsten hie und da einmal einen fetten Bissen zusteckt? Wir werden davon nicht arm und dem armen Teufel thut's gut. Sieh, Du haltest ja auch an dem zweierlei Tuch Gefallen. Erinnerst Du Dich nicht mehr, daß Du mich als Stabsarzt kennen, und wie ich hoffe, lieben lerntest? Drücken wir also bezüglich des Grenadiers ein Auge zu, wenn das Mädchen sonst ordentlich ist."

Der Hausherr hatte sich just zu einer kurzen Siesta in seinen Wiener Schaukelstuhl gelehnt, als es klingelte und das Zimmermädchen wenige Minuten später die von Frau Werther geschickte neue Köchin meldete.

"Sie soll eintreten," entschied die Hausfrau. Gleich darauf erschien im Thürrahmen ein sauberes junges Mädchen von etwa 25—26 Jahren. Auf den schwarzen Haaren sah fed ein schmales weißes Häubchen und eine weiße Schürze bedeckte das Kleid. Um Arme

trug sie nach Köchinnenart ein kleines Körbchen. Die dunkelbraunen Augen schauten unerschrocken in die Welt, um die schmalen zusammengekniffenen Lippen lag ein spöttisches Lächeln. Das Mädchen konnte für hübsch gelten und man war zu der Annahme berechtigt, daß sich auch ohne die stets erwünschte Standeseigenschaft einer Herrschaftsköchin ein schmucker Grenadier sich in dasselbe verliebt haben würde.

„Wie heißen Sie?“ fragte die Frau Medizinalrath.

„Anna Becker.“

„Haben Sie Zeugnisse?“

„Freilich, hier sind sie.“

Damit öffnete sie ihr Körbchen, holte ein Bündelchen hervor und reichte es der Fragenden.

„Um, die Zeugnisse sind gut. Darnach würde ich mich auf Ihre Erfahrung in der Küche verlassen können?“

„Ich denke ja.“

„Welchen Lohn fordern Sie?“

„Dreißig Mark, die habe ich überall bekommen.“

„Gut, ich will sie Ihnen auch geben. Haben Sie sonst noch etwas Besonderes zu bemerken?“

„Alle 14 Tagen muß ich einen freien Nachmittag haben und ich möchte auch bitten, mir Abends, wenn alles fertig ist, — sie zupfte verlegen an ihrer Schürze — ein halbes Stündchen zu gönnen, um mich — mit — meinem Schatz auszusprechen.“

„Ach ja, der Schatz, ich habe schon davon gehört,“ fiel die Hausfrau ein. „Ich will nicht dagegen sein,“ fuhr sie nach einigem Ueberlegen fort, „wenn das Verhältniß ein ernstes und ehrbares und Ihr Geliebter ein anständiger Mensch ist.“

„Mein Wilhelm, o gnädige Frau, das ist ein kreuzbraver Kerl, ein Musterknecht.“

„Natürlich,“ lachte der Medizinalrath.

„Ja, ganz gewiß, gnädiger Herr,“ betheuerte das Mädchen, und ihre Augen leuchteten förmlich.

„Sie können fragen . . .“

„Wir glauben's Ihnen schon,“ unterbrach sie die Herrin.

„Gegen ein anständiges Verhältniß haben wir nichts, aber Nachtschwärmereien und stundenlanges Edenstehen dürfen nicht vorkommen.“

„O gewiß nicht.“

„Gut denn, so treten Sie gleich morgen den Dienst an und wenn Sie ordentlich sind, so wird es Ihr Schaden nicht sein.“

Mit einem leichten Knix verschwand das Mädchen; die Gatten waren wieder allein.

„Wenn sie so gut kocht, wie sie eifrig ihren Grenadier verteidigt, dann können wir zufrieden sein,“ meinte die Frau Medizinalrath.

Der Hausherr hatte die Augen geschlossen und schaukelte leicht den Stuhl hin und her. „Hoffen wir das Beste,“ summte er, dann war alles still.

Es war Samstag, der erste Samstag im Februar und auf 8 Uhr Abends der Beginn des Kasino-Maskenballes angefeht.

Medizinalrath Schild hatte zwar längst aufgehört, ein eifriger Tänzer zu sein, zumal er das Tanzen aus mehr als einem Grunde für wenig gesundheitszuträglich hielt, allein diesen Ball pflegte er dennoch alljährlich zu besuchen. Nicht nur war er Mitglied der Kasino-Gesellschaft und infolge dessen gleichsam gezwungen, sein Scherstein zum Gelingen des Festes beizutragen, sondern er glaubte auch seiner Frau schuldig zu sein, wenigstens einen Maskenball zu besuchen. Daß er den seiner Gesellschaft wählte, der zu-

dem unstreitig der feinste der Saison war, war ganz natürlich.

Als die achte Abendstunde herannahte, berief die Hausfrau die neue Köchin, welche nunmehr seit drei Wochen zur vollen Zufriedenheit ihres Amtes waltete, zu sich und sprach: „Anna, wir gehen sogleich zu dem heutigen Maskenballe und werden kaum vor 12 $\frac{1}{2}$ bis 1 Uhr zurück sein. Ich übergebe so lange mein Kind und das ganze Haus Ihrer Obhut und hoffe, daß Sie wachsam und gewissenhaft sein werden. Gertrud hat für heute Abend, wie Sie wissen, Urlaub; Sie sind also ganz allein. Seien Sie deßhalb doppelt achtsam.“

„Verlassen Sie sich ganz auf mich und gehen Sie ruhig,“ entgegnete die Küchenfee.



Ich kann unser Essen selbst zubereiten!

Fünf Minuten später rollte der Wagen mit den Herrschaften davon. —

Anna machte einen Rundgang durch das Haus und kehrte dann zur Küche zurück. Hier blieb sie horchend stehen. „Wo bleibt er,“ brummte sie und drückte die Stirne gegen die Scheiben. In diesem Augenblick ertönte von der Straße ein leiser Pfiff, welchem bald ein zweiter und dritter folgte.

Sie öffnete das Fenster und schaute hinaus.

„Ich bin's!“ scholl es leise herauf.

„Gleich,“ erwiderte das Mädchen, das des Geliebten Stimme erkannt hatte, warf das Fenster hastig zu und eilte zur Hausthüre.

„Wilhelm, Du kannst herein kommen,“ flüsterte sie dem Soldaten zu, „wir haben das Reich für diesen Abend allein inne und da sehe ich nicht ein, daß wir draußen stehen und frieren sollen. Die Herrschaft ist zum Ball.“

Der Soldat, ein frischer schmucker Bursche, schlüpfte behende in's Haus und hatte, ehe das Mädchen sich's versah, einen Kuß auf ihre rothen Lippen gedrückt.

„Erst einen Soldatengruß,“ lachte er, „dann kommt das Uebrige.“

„Frecher Mensch,“ schalt die Kleine, „weißt Du denn, ob ich von Dir einen Kuß überhaupt haben will? Du denkst wohl, jetzt wärest Du Herr und Meister?“

„Nein, mein Schatz,“ versetzte der Soldat und schloß die leicht Widerstrebende abermals in seine Arme, „ich denke nur, eine so prächtige Gelegenheit, Dein rothes Mäulchen zu küssen, kommt so leicht nicht wieder. Soll ich vielleicht, wenn es Drei reanet, wie ein Tropf dastehn? Nennchen, was würdest Du denn von mir denken? Du hieltst mich gewiß für einen Esel und das bin ich wahrhaftig nicht. Drum her mit dem Schnäuzchen, damit ich noch einen Kuß darauf drücke.“ Er sagte den Kopf des Mädchens mit beiden Händen und küßte sie abermals.

„Der tüchtige Soldat erobert im Kriege und im Frieden,“ sagt unser Lieutenant immer,“ bellamirte Wilhelm, „und tüchtig sind wir nun einmal, was Anna?“

„Ja, wo es etwas Gutes gibt,“ spottete die Küchenfee und sprang davon. Der Grenadier eilte ihr nach. „Sag' mal, Liebchen,“ begann er wieder, als er bei seinem Schatz in der Küche stand, „hast Du nicht noch einen kleinen Happen für mich? Ich habe heute nicht viel gehabt.“

„Schon wieder hungria! Ich denke, wenn man so viel kühlt wie Du, braucht man nicht zu essen?“

„Aber Schatz, erst recht, denn die Liebe zehrt mächtig.“

„Na, ein Stück Schweinebraten nebst Sauerkraut und Kartoffelbrei ist noch da, magst Du das?“

„Schweinebraten und Sauerkraut! Nennchen,“ rief er entzückt, „das ist ja mein Leibgericht.“

„Schon wieder?“

„Schon wieder? sagst Du, habe ich denn schon einmal bei Dir etwas gegessen, was ich als mein Leibgericht bezeichnet hatte?“

„Bis jetzt noch Alles und Jedes.“

„Ach, das war sicher nicht mein Ernst, obgleich mir bei Dir jede Speise vortrefflich schmeckt. Aber Schweinebraten und Sauerkraut ist ganz gewiß mein Leibgericht,“ behauptete er.

„Heute darfst Du in der Wohnstube sitzen, Wilhelm,“ erklärte das Mädchen und langte mehrere Schüsseln aus der Speisekammer hervor, „und wenn Du brav bist, hole ich uns auch noch einen Krug Bier.“

„Engel,“ rief der Grenadier, „das ist ja himmlisch, ich gehorche jedem Deiner Winte, zunächst aber gib mir jetzt mal die Bratenschüssel,“ setzte er in materiell-irdischem Tone hinzu, „Du könntest sonst noch das Beste fallen lassen und das thäte mir noch 25 Jahre nach meinem Tode leid.“

„Naj stät! Ich schritt er mit dem Schweinebraten voran, während sein Nennchen mit den andern Sachen und einem Bierkrug hinterher trollte.“

Mit linker Hand bedeckte das Mädchen im Wohnzimmer den Tisch, zündete einen Spiritusapparat an und setzte die Schüsseln mit Sauerkraut und Kartoffelbrei darauf. „Bis das warm geworden ist, Wilhelm,“ erklärte sie, „habe ich Bier geholt. Gib aber Acht, daß die Schüsseln nicht plazen.“

„Verloffe Dich auf mich; in solchen Dingen bin ich absolut zuverlässig.“

Nach wenigen Minuten war Anna Becker wieder zur Stelle und nun begann eine halbe Stunde, während welcher sie die Kosten der Unterhaltung zu tragen hatte. Ihr Schatz ah, was die Backen halten wollten und mit einer rührenden Ausdauer. Seine Bereitwilligkeit von vorhin hatte einer tiefen Stille Platz gemacht, die nur durch das Klappern von Messer und Gabel unterbrochen wurde.

Drei Viertel des Bratens und der erwähnten Zugaben waren bereits in den einem Danaidenfaß ähn-

lichen Magen des Grenadiers gewandert, als die Hausglocke heftig gezogen wurde. Bestürzt sprang der Soldat auf und schaute sich nach einem sicheren Versteck um, und auch sein Gegenüber erblakte auf einen Moment.

„Es kann die Herrschaft nicht sein,“ erklärte aber alsbald das Mädchen, welches sich rasch von seinem Schreden erholt hatte. „Der Medizinalrath hat den Haus Schlüssel mit.“ Dann schritt sie zum Fenster und blickte hinab. „Wer ist da?“ fragte sie.

„Deine Freundinnen, Emma Stein und Agnes Hopf; öffne schnell, es ist kalt.“

„Herrgott, die beiden fehlen mir gerade jetzt noch.“ brummte sie zwischen den Zähnen. „Wilhelm, verstecke Dich,“ wandte sie sich sodann laut an ihren Schatz. „Meine Freundin Emma Strin darf Dich nicht hier sehen, sonst weiß es morgen die ganze Stadt. Räume Teller und Gläser schleunigst ab und suche Dir ein Eckchen wo Dich keine sieht; bis sie hier sind, muß jede Spur Deiner Anwesenheit verschwunden sein.“ Damit eilte sie hinaus. Verzweifelt sah sich der Grenadier nach einem sicheren und doch erträglichen Plaze um, aber wohin er auch blickte, nirgends winkte für seine lange Gestalt ein passendes Unterkommen.

Schon hörte er die drei Mädchen lachend die Treppe heraufsteigen, schon sah er sich entbedt und verläßt, da sagte er einen raschen Entschluß und schob mit Windeiseile die Schüsseln und Biergläser unter das stattliche, neben dem Ofen stehende Sopha. Nicht minder schnell kroch er selbst hinterher.

Es war die höchste Zeit gewesen, denn kaum lag er auf den Boden hinausstreckt, als sich die Thüre des Zimmers öffnete und die drei Mädchen eintraten.

„Ich habe zufällig den Medizinalrath und seine Alte vor dem Kaffee aussteigen sehen,“ eröffnete Emma Stein im Küchenjargon die Unterhaltung „und da dachte ich, ich wollte einmal nachsehen, wo Du eigentlich steckst und wie es Dir geht. Sage, wie gefällt es Dir denn hier? Ist die Madame anständig?“

„Ich bin ganz zufrieden,“ entgegnete die Gefragte, „das Essen ist gut.“

„Na, das versteht sich von selbst,“ unterbrach sie die andere, „Du lochst ja, da wirst Du doch für ordentliches Futter sorgen.“

„Die Behandlung ist eine freundliche und meinen berechtigtesten Wünschen wird bereitwilligst entsprochen.“

„Hahaha,“ lachte Emma Stein, „das sind Dinge, die ich mir denken kann. Was ich wissen möchte, ist, ob Du ordentliche Trintgelder bekommst und bei den Einkäufen gute Geschäfte machst.“

„Wau, wau, wau, wauwauwau,“ erscholl es mit einem Mal vom Sopha her und mit Ungestim fuhr ein kleiner Teller ein Stückchen zurück und dann wieder auf das Möbel los!“

„Mein Gott, woher kommt der Hund?“ fragte Anna mit vibrierender Stimme.

„Er gehört meiner Herrschaft,“ erklärte Agnes Stoppf, „ich habe ihn mitgenommen, weil das Thier heute noch nicht vor die Thüre gekommen ist.“

„Wauwauwau, wauwauwau wauwauwau,“ bellte der Teller abermals, daß die Wände dröhnten.

„Da ist etwas nicht richtig,“ versicherte Agnes, „der Hund ist furchtbar wachsam und klug. Emma wir wollen gehen.“

„Das wäre noch schöner,“ meinte diese. „Wir sind zu Dreien und ich möchte den sehen, mit dem wir nicht fertig würden.“ Sie stand auf und stemmte kampfbereit die Arme in die Seite. Ein Kochlöffel thut's freilich in diesem Falle nicht mehr, jetzt muß

größeres Geschick herbei. Bewaffnet Euch mit Schürhaken und Feuerzange, Kinder," kommandirte sie, "und dann wollen wir der Spur des Teufels folgen. Falls sich dort unten ein Dieb versteckt hält, so soll dem die Luft an seinem Handwerk auf drei Wochen vertrieben werden. so wahr ich Emma Stein heiße."

"Wauwauwau, wauwauwau, wauwauwau."

"Was zögerst Du, Anna," schalt sie diese, welche keine Miene machte, sich an dem bevorstehenden Kampf zu betheiligen.

"Du solltest gerade am meisten Muth haben, denn es gilt Deiner Herrschaft Haus. Aber ich werde den Vortrab bilden. Die Kohlenschaufel und die Lampe her und nun vorwärts!"

Beherzt schritt sie nach der Seite, wo der Hund stand, setzte die Lampe auf den Boden und bückte sich nieder.

"Allmächtiger, ein baumlanges Kerl," schrie sie auf, "aber einer mit glänzenden Knöpfen. Auch Teller und Gläser stehen unter dem Sopha. Ein Dieb scheint er nicht zu sein!" Sie trat dicht vor die Köchin des Medizinalraths hin und ihr scharf in die Augen blickend, sagte sie: "Anna, was meinst Du, sollen wir den verhauen? Hohaha, Kind, Du bist durchschaut." Also bei einem gemüthlichen Stellbischen haben wir Dich gestört, bekenne Farbe und befehl Deinem Schatz, sich uns jetzt wenigstens vorzustellen. Unter dem Sopha liegt sich's sicherlich nicht am besten und es ist auch Schade um die hübsche Uniform."

"Wilhelm, komm nur hervor," bat Anna, welche die Unmöglichkeit des Beugnens ein sah, "es hilft jetzt doch kein Verstecken spielen mehr."

Indeß Wilhelm rührte sich nicht, so viel auch der Hund bellte und die Geliebte ihm zuredete, seinen Platz zu verlassen.

"Dann müssen wir uns diesem seltsamen Schatz selbst vorstellen," erklärte Emma resolut. "Anerkne an, wir heben das Sopha fort."

Der Absicht folgte die Ausführung auf dem Fuße und ehe Anna recht erfasst hatte, was los war, hatten die beiden Freundinnen das Sopha mitten in die Stube gestellt.

Wie ein Gummiball aber schnellte nun der Grenadier empor und suchte schleunigst das Weite zu erreichen, allein die Mädchen hingen sich an seine Rockschöße und zwangen ihn, zu bleiben.

"Wilhelm, Du hier?" riefen die Freundinnen wie aus einem Munde, als sich der Soldat nunmehr ihnen zuwandte, und ihre Gesichter drückten das höchste Erstaunen aus.

"Wie kannst Du meinen Schatz mit 'Wilhelm' anreden?" fragte Anna, in deren Busen sich die Eifersucht zu regen begann.

"Deinen Schatz?" lachte diese. "Das ist ja mein Schatz und darum mein grenzenloses Erstaunen."

"Ist nicht möglich," schrie Agnes laut auf, "der hat mir ja ewige Treue geschworen und ich füttere

ihn schon seit Monaten so getreulich wie eine Mutter ihren Sohn."

"Schändlicher," zischte Anna, "also betrogen hast Du mich."

"Heuchler, Lügner, Schmarotzer," schimpfte Emma Stein, "Prügel sollst Du haben," und drohend schwang sie die Kohlenschaufel.

Der Grenadier, wohl fürchtend, sie wolle Ernst machen, fiel ihr in die Arme und versuchte ihr die Waffe zu entreißen. Die Mädchen jedoch, deren Liebe sich im Nu in glühenden Haß verwandelt hatte, hielten seine Bewegungen für einen Angriff und stürzten wuthschraubend auf den Aermsten los. Hageldicht fielen die Schläge und schon machte es den Eindruck, als ob die drei Küchenfeen das Terrain siegreich be-



„Hier geht es ja wunderbar zu!“

haupten würden, als plötzlich die Thür geöffnet wurde und — Medizinalrath Schild in's Zimmer trat. Seine Frau hatte ihr Balltuch vergessen und er war gekommen, es zu holen.

Eine Weile stand er sprachlos, dann aber rang es sich mühsam von seinen Rippen: „Hier geht es ja wunderbar zu! Das nennen Sie wohl Ordnung halten und gewissenhaft sein, Bertha? Pfui, jetzt sehe ich ein, daß meine Frau Recht hat.“

Das Mädchen stand zerknirscht vor ihrem Herrn. „Was suchen die beiden Mädchen und der Soldat hier?“

„Die Mädchen sind meine Freundinnen und der Soldat ist mein — — — Schatz.“

„Nein, mein Schatz ist er," mißachte sich Emma Stein in das Gespräch, vielmehr er war es. Ich will aber von dem Stenden nichts mehr wissen, der drei Bräute gleichzeitig hat.“

Des Medizinalraths Züge, welcher bereits den richtigen Sachverhalt ahnte, hellten sich bei diesen Worten allmählich auf.

„Und was war die Ursache der Prügelei?“
 „Wieder dieser Heuchler,“ schrieb Emma. „Wir wollten Bertha auf einige Minuten besuchen und traten ahnungslos hier ein. Augenscheinlich störten wir sie aber bei einem Stellbischen mit ihrem „Wilhelm“. — Sie betonte die beiden letzten Worte gebührend. Ihr Wilhelm kroch unter das Sopha und nahm die Bratenreste sorgsam mit dorthin. Amtmann's Tschel, den Agnes zufällig mitgenommen hatte, stöberte den sauberen Grenadier auf, wir glaubten an einen Dieb, hoben schließlich das Sopha weg und zum Vorschein kam — brrr, ich habe nicht Worte genug, diesen treulosen Menschen zu bezeichnen. Unser Erstaunen, Herr Medizinalrath, können Sie sich denken, wir stellten ihn zu Rede und ich erklärte, er habe Prügel verdient. Nun hatte der Patron die Frechheit, mich anzugreifen, aber das ist ihm schlecht bekommen. Zu Dritt waren wir im Begriffe, ihm seinen Lohn für die bewiesene Treue zu bezahlen, da traten Sie ein. Das ist die ganze Geschichte.“

Dr. Schild hatte Mühe, seinen Ernst zu bewahren. „Wie können Sie auch so schönede an den Mädchen handeln?“ wandte er sich an den Soldaten; „eine Braut können Sie doch nur haben!“

„Aber mehrmals in der Woche möchte ich doch was ordentliches essen, Herr Doktor. Mein Magen ist noch mein Unglück. Ich bin gewiß nicht so schlecht, wie mich die Weibsteute machen wollen. Im Civil hatte ich schon immer einen furchtbaren Appetit, aber jetzt, Herr Doktor, jetzt — er machte ein Gesicht wie die mater dolorosa — wo ich alle Tage den langsamen Schritt machen muß, würde ich verhungern, wenn es — keine Köchinnen gäbe.“

„Von uns bekommt er keinen Happen mehr,“ erklärten die Küchenfren einstimmig. „Er soll nur ruhig verhungern, dieser Freßack,“ fügte Emma ergrimmt hinzu, „an dem verliert die Welt nichts.“

Der verfluchte Rötter,“ brummte der Grenadier. Der Medizinalrath ging unentschlossen im Zimmer auf und ab. Endlich blieb er stehen und entschied also: „Mit dem hungrigen Vaterlandsverteidiger habt Ihr Euch auseinandersetzen, das geht mich nichts an; dagegen habe ich mit Ihnen, Bertha, abzurechnen. Ich kann Sie nach dem Geschehenen nicht mehr behalten und selbst wenn ich noch einen Milderungsgrund gelten lassen wollte, meine Frau wird es nie thun. Packen Sie daher noch in dieser Stunde Ihre Sachen und verlassen Sie das Haus. Suchen Sie sich eine neue Stelle, ich suche mir eine neue Köchin.“

„Das thue ich auch, Herr Medizinalrath,“ platzte Wilhelm heraus, „denn Schweinebraten und Sauerkraut ist mein Leibgericht und das giebt es in der Kaserne nicht. Ein strammer Soldat hat vollen Anspruch auf die Dieb- und Achtung seiner Mitmenschen,“ sagt unser Herr Lieutenant immer und Köchinnen sind doch auch Mitmenschen.“ Sprach's und machte lingsum kehrt.

„Der verdammte Rötter,“ brummte er noch, als er das Haus verließ.

Unerwartete Dankagung.

Ein Journalist, der in einem vielgelesenen Blatte gewöhnlich die Darstellungen eines der hervorragendsten Wiener Operetten-Theaters besprach, hatte es gewagt, die sehr schöne aber herzlich unbedeutende Darstellerin der „Rosa-

munde“ in der Strauß'schen reizenden Operette „die Fledermaus“ etwas scharf anzugreifen und ihr jedes Bühnentalent völlig abzusprechen. Höchlichst entrüstet über diese „Frechheit“ beschloß die also mißachtete Sängerin, sich zu rächen. Wie die meisten Künstlerinnen untergeordneteren Ranges, hatte auch sie einen „Berehrer“, der sich jedoch weder durch körperliche, noch geistige Vorzüge, sondern nur durch einen wohlklingenden Namen und großen Reichtum auszeichnete. Dieser vornehme junge Herr erklärte sich bereit, der erbotenen Sängerin als Werkzeug ihrer Rache dienen zu wollen. Einige Tage nach Erscheinen jener Kritik begegnete er dem „boshafsten“ Kritiker im Foyer eben jenes Theaters und rachedürstig trat er ihm alsbald mit vernichtender Miene entgegen. „Mein Herr,“ redete er den ahnungslosen Journalisten höhnisch und in so lautem Tone an, daß alle Umstehenden es hören konnten: „Fräulein M. . . hat mir den Auftrag erteilt, Ihnen ihren Dank für den ihren Leistungen als Rosamunde gewidmeten Artikel auszusprechen und Ihnen als Zeichen ihrer Hochachtung vor Ihrer schriftstellerischen Thätigkeit dieses Bund — Gänsefedern zu überreichen!“

Mit diejen Worten überreichte der vornehme junge Herr mit stolzem Reigen seines Kopfes das etwas eigenthümliche Geschenk und wollte sich sodann mit höhnischem Lächeln wieder entfernen. Der Beschenkte aber hielt ihn, sich höflichst verbiegend, zurück und erwiderte schlagfertig, mit freundlichem Lächeln und in verbindlichem, aber gleichfalls sehr lautem Tone: „Herr Graf, Fräulein M. . . . ist allzu gütig und liebenswürdig gegen mich; ich bitte, ihr meinen Dank für ihr sinniges Geschenk übermitteln und zugleich auszusprechen zu wollen, ich sei hoch erfreut hierüber, denn ich hätte ja niemals erwartet, daß sie mir zu Liebe — ihren Liebhaber rupfen würde!“

Verblüfft vernahm der Herr Graf diese gänzlich unerwartete Dankagung des boshafsten Kritikers. Aber in ein Wortgefecht mit dem als äußerst redegewandt bekannten Gegner sich einzulassen, hielt er für zu gefährlich und zudem — seiner nicht für würdig. Mit geringschätziger Miene wandte er sich und ging hinweg, ohne jedoch hiedurch verhindern zu können, daß ihm, der allgemein als der Liebhaber der Sängerin, also als der von ihr „Gerupfte“ bekannt war, das mehr oder weniger unterdrückte Hohnlachen der im Foyer anwesenden Theaterbesucher folgte.

Er soll sich übrigens vorgenommen haben, sich nie mehr zum Werkzeug der Rache seiner Geliebten herzugeben.

Das Weib des Luftschiffers.

Novelle von M. Barad.

Es war am 5. März des Jahres 1871, als auf dem Marsfelde zu Paris eine große Menschenmenge versammelt war, um das Aufsteigen des „La victoire“, eines von seinem Verfertiger, einem Herrn Charles Mandal, als „lenkbar“ angekündigten Riesenballons zu beobachten, denn obgleich die Einwohnerschaft der französischen Hauptstadt kaum die schweren Tage der Belagerung durch die deutschen Heere, sowie die der Besetzung durch die siegreichen „Preussens“ hinter sich hatte: in ihrer leichtlebigen Elasticität hatte sie dies alles bereits wieder vergessen und wenn es etwas Besonderes zu sehen gab, fanden sich gleich Tausende und abertausende zusammen, um ihre Schaulust zu befriedigen.

Etwas „Besonderes“ aber schien an diesem Ballon immerhin zu sein, selbst wenn man Zweifel an die angekündigte Lenkbarkeit desselben setzte, wozu allerdings einiger Grund vorhanden war: war doch selbst der berühmte Ingenieur Dapuy de Rome, der schon seit Jahresfrist sich mit der Lösung dieses Problems beschäftigt hatte, bisher nicht im Stande gewesen, einen Ballon zu konstruieren, der sich gegen den Wind hätte steuern lassen. Wie also konnte man erwarten, daß — was die erste Kapazität im Gebiete der Luftschiffahrtslehre nicht erreicht hatte — einem jungen Privatmann, der die Luftschiffahrt nur als Sport betrieb, gelungen sei? Aber gleichwohl war der Versuch allein schon interessant und der Ballon selbst wegen seines eigenthümlichen, bisher nie gesehenen Baues einer Befestigung wohl werth. Darum stand auch die Menge Kopf an Kopf auf dem ausgedehnten Platze, starrte den haushoch in Gestalt einer Riesen-Cigarre emporragenden Ballon an und prophezeigte ihm, je nach der persönlichen Meinung jedes Einzelnen, entweder Erfolg oder Mißerfolg.

Selbstverständlich war der Erbauer des Ballons selbst für die nächststehenden der Gegenstand besonderen Interesses. Er war ein Mann von etwa fünf- undzwanzig Jahren, klein und — eines Höckers wegen — mißgestaltet, dabei außerdem mit einem großen, saft unförmig zu nennenden Kopfe ausgestattet. Aber seine Züge verriethen eine seltene Energie und seine großen dunkeln Augen — das einzig schöne in diesem Gesicht — ebensoviele Geist als Leidenschaftlichkeit. Er stand neben dem Ballon, um dessen Füllung zu überwachen, aber er schien nur zum kleinsten Theile hierauf bedacht zu sein. Offenbar beschäftigte ihn während dieser Zeit irgendetwas ihn auf's höchste erregender ganz anderer Gedanke, denn mit gerunzelter Stirne und fest übereinander gebissenen Zähnen stierte er vor sich hin in's Geere, als sähe er dort ein ihm schreckliches Bild. Nur bisweilen streifte sein Blick eine seitwärts von ihm stehende junge Dame, die in etwas theatralischer, Bewunderung heischender Stellung die Füllungsarbeiten ebenfalls zu beobachten schien, aber jeweils, wenn sein Auge an ihr haftete, zuckte er zusammen, als ob er ein plötzliches Schmerzgefühl empfände.

Diese junge Dame war Mandals Gattin, die gemeinsam die Aufreise mit ihm wagen wollte. Sie war darum kaum weniger als ihr Gemahl Gegenstand des allgemeinen Interesses und wenn sie wirklich Bewunderung heischte, so ward ihr diese auch im vollsten Maße zu Theil, denn sie war von ganz ungewöhnlicher Schönheit, groß und schlank mit herrlichen Formen, feinen, jugendfrischen Gesichtszügen, tiefschwarzem, natürlich gewelltem Haar und großen, glänzen-

den, von langen Wimpern beschatteten Augen, die nur mit etwas „berufsmäßiger“ Koketterie die vordersten Reihen der Versammelten musterten und bald da, bald dort einem Bekannten zulächelten, denn Frau Mandal war eine in Paris wohlbekannte Persönlichkeit und bis zu ihrer vor Kurzem erfolgten Verheirathung eine — freilich nur mittelmäßige — Schauspielerin am Chatelet-Theater gewesen. Als solche hatte sie viele Triumphe gefeiert, die jedoch nur ihrer sieghaften Schönheit galten, denn nirgends in der Welt wird der Schönheit auf Kosten der Kunst so viel gehuldigt, als in Frankreich und speziell in Paris. Daher also — von ihrer früheren Bühnenlaufbahn — stammte die „theatralische“, Bewunderung heischende Stellung der schönen jungen Frau, daher auch „die Berufsmäßigkeit“ ihrer Koketterie, mit der sie jetzt die Umstehenden musterte und begrüßte.

Endlich war die Füllung des riesigen Ballons beendet und die Zeit der Abfahrt gekommen. Mandal schien sich mit Gewalt der ihn bedrückenden Gedanken zu entschlagen, reichte seiner Gattin die Hand und befestigte mit ihr die fahnartige, mit seidenen Stricken am Ballon befestigte Gondel. Lauter Beifall erscholl ringsum, als der Ballon sich majestätisch zu heben begann und — mit stolzem Näckeln, wie auf der Bühne, verneigte sich die ehemalige Schauspielerin, für den „Ihr“ gespendeten Applaus dankend, nach allen Seiten. Da, als die Gondel bereits in Haushöhe über den Köpfen der Zuschauer schwebte, schien die schöne Frau unter diesen plötzlich noch einen Bekannten zu entdecken, den sie bisher vergeblich gesucht haben mochte. Wie jähe Freude zuckte es bei seinem Anblick über ihr Antlitz und — die Spitzen ihrer Finger an die Lippen legend, warf sie ihm, ihm allein, einen Kuß zu.

Sie mochte wohl angenommen haben, daß dieser intime Gruß gänzlich un beobachtet von ihrem Gatten geblieben sei, oder daß er ihm wenigstens keine besondere Bedeutung zugeschrieben habe. Aber hierin irrte sie sich: er hatte das plötzliche freudige Aufleuchten ihres Angesichts wohl bemerkt und der Richtung ihrer Augen folgend, den Adressaten ihres Grußes erblickt und — erkannt: es war derselbe junge Mann, der schon während des Füllens des Ballons der Gegenstand seiner Gedanken gewesen, der Mann, den er zwar nur ein einzigesmal und nur flüchtig gesehen, ihm aber gleichwohl unvergesslich war, denn er war es, den er als den Räuber seines Glückes, als den Schänder seiner Ehre ansehen mußte.

Eine furchtbare Wuth spiegelte sich bei dieser Entdeckung auf seinem Antlitz wieder, zugleich aber auch der eiserne Entschluß, das ehrvergessene Weib, das er, der reiche Privatmann und Gelehrte, aus dem Jammer einer trostlosen Existenz gerettet, das er ungeachtet einer nicht ganz mackellosen Vergangenheit, in wahnfinniger Liebe mit seinem Namen beehrt hatte, zu bestrafen — schrecklich zu bestrafen. Aber erst sollte sie ihre Schuld, für die er unerträglich Beweise zu haben glaubte, bekennen, dann sollte sie büßen und — sterben, mit ihm sterben, dessen Leben sie durch ihren Verrath vergiftet hatte.

Inzwischen hatte Mandal sämmtlichen Ballast ausgeworfen und wie ein Pfeil war der Ballon zu einer so beträchtlichen Höhe emporgestiegen, daß die auf der Erde befindlichen Gegenstände, selbst das Häusermeer der ungeheuren Stadt Paris, mehr und mehr für das Auge ununterscheidbar wurden. Von einem leichten Ostwinde erfaßt, trieb er über das Bois de Boulogne in der Richtung gegen St. Germain hinweg. Aber noch machte Mandal keinerlei Anstalten, die am einen

Ende des Rahms angebracht, mittelst elektrischer Kraft bewegliche Schraube rotiren zu lassen, um — seiner Anfindung gemäß — hierdurch und durch ein wie ein Steuerruder wirkendes, verstellbares Segel dem Ballon eine selbstständige Bewegung zu verleihen: schweigend stand er am Barometer, um mittelst Beobachtung der mehr und mehr sinkenden Quecksilbersäule die erreichte Höhe festzustellen.

Auch seine Frau schwieg. Es war ihre erste Luftreise und die Großartigkeit der mit dem fortwährenden Steigen des Ballons verbundenen Eindrücke waren förmlich überwältigend für sie: sie konnte, nachdem sie das erste Gefühl von unwillkürlich sie erfassender Angst überwunden hatte, nur sehen und staunen. Auf dem Boden des Rahms lauernd blickte sie hin nach dem mehr und mehr ihren Augen entschwindenden „Fled“, der Paris war und dem sich wie ein Silberfaden ein Streifen entwand, der sich durch die tief unter ihr liegende grüne Fläche zog, weit — weit fort in unabherrschbare Ferne, bis er sich wie in einem schimmernden Nebel verlor: das war die Seine und der Kanal, in den sie eintauchte, war La Manche, der Kanal, der Frankreich und England von einander trennt. Es war ein Anblick, der selbst für ihre rohere Natur etwas ungemein ergreifendes, etwas zu Gott führendes — zum Gebet drängendes hatte. —

Endlich, nach geraumer Zeit, brach Mandal sein Schweigen. „Fünftausend Meter Höhe“ — sprach er mehr für sich, als zu seiner Frau gewendet — „das ist höher als die höchste Spitze des Montblanc: wer von hier auf die Erde hinabstürzte, würde sie als formlose Masse — in Atome zerschellt, erreichen!“

Erschreckt blickte die schöne Frau zu ihm auf. „Um Gott!“ rief sie. „Was sagst Du, Charles — sind wir denn in Gefahr?“

„Ja!“ erwiderte er mit seltsam gepreßter, heiser klingender Stimme. „Wir sind in höchster Gefahr, denn — ich selbst werde Dich hinabstürzen zur Strafe für Deine Treulosigkeit und Verworfenheit!“

Sie erblickte fürchtbar und stierte ihn, zum Tode erschreckt, mit weit aufgerissenen, entsehten Augen an. „Treu — losig — — fei?“ stammelte sie. „Charles — Charles, was sprichst Du da?“

„Die Wahrheit!“ entgegnete Mandal hart. „Oder willst Du leugnen, was ich mit diesen meinen eigenen Augen sah — daß Du gestern Abend, nachdem Du unter dem Vorgeben, Deine kranke Mutter besuchen zu wollen, von Hause weggegangen, an der Porte St. Martin eine Droschke bestiegst, die jedoch statt nach Reully, wo Deine Mutter wohnt, nach der entgegengesetzten Richtung, nach Glyssee fuhr? Willst Du leugnen, daß dort an der Place de la Concorde ein — junger Herr Dich erwartete, mit dem Du Dich nach einem Hause der Rue St. Honoré begabst? Willst Du leugnen endlich, daß dieser junge Mann derselbe ist, dem Du soeben — bei Auffahrt des Ballons — einen Kuß zuwarfst: sprich, schändliches Weib, willst und kannst Du dies alles leugnen?“

Er hatte sie bei den letzten Worten vom Boden emporgezerrt und mit stummem Entsetzen blickte sie ihm nun ins Antlitz: sie war verloren, wenn es ihr nicht gelang, ihren Gatten von der Harmlosigkeit ihres Besuches in der Rue St. Honoré zu überzeugen.

Alle ihre schauspielerische Begabung zusammenschleudert, zwang sie ihr Antlitz zu scheinbarer vollkommener Ruhe, als sie ihm antwortete: „Ich leugne — nichts von allem, was Du gesehen hast, Charles!“

„Glenbe,“ donnerte er jetzt mit vor Wuth fast bis

zur Unkenntlichkeit verzerrten Gesichtszügen, „so — gestehst Du Dein schändliches Verbrechen?“

Sie blickte ihm voll, mit dem ganzen Zauber ihrer wunderbaren Augen ins Antlitz. „Nein, Charles — denn ich habe keines begangen,“ gab sie mit der Miene einer Griselidis zur Antwort.

Für einen Moment stuhle er: konnten dies Antlitz — diese Augen lügen? Aber im nächsten Augenblick erfaßte ihn die Wuth von neuem: hatte er nicht selbst gesehen, nicht mit eigenen Augen sich von ihrem begangenen Verrath überzeugt?

„Schändliche Heuchlerin,“ schrie er, „Du lügst — lügst — lügst! Du hast das Verbrechen begangen und — Du sollst es büßen!“

Mit diesen Worten faßte er sie abermals heftig an und versuchte, sie emporzuheben, um sie über die Brüstung der Gondel in die entsetzliche Tiefe zu stürzen. Aber obwohl ihr das Herz im Busen erstarrte, zeigte sie doch keine Angst: ißt, wo es die Nothwendigkeit gebot, war sie eine vortreffliche Schauspielerin und nur das Zittern ihrer Stimme gab Zeugniß von ihrer fürchtbaren Aufregung, als sie ihm mit der Würde der gekränkten Unschuld erwiderte: „So höre mich wenigstens an — ehe ich sterbe — denn sonst wirst Du Dir später ewig den Vorwurf machen müssen, daß Du mich — nicht bestrafst — sondern gemordet hast!“

Wieder stuhle er: war dies die Sprache der Schuld? „So sprich!“ entgegnete er unwillkürlich etwas sanfter.

Sie athmete auf. „Charles,“ begann sie, „ich bin schuldlos an dem Verbrechen, dessen Du mich zeihst. Das einzige Unrecht, das ich beging — —“

„Also doch?“ zischte er grimmig.

„— — ist, daß ich den Besuch in der Rue St. Honoré — ohne Dein Vorwissen machte — —“

„Falsches, ehrloses Weib!“

„— und Dir verheimlichte, daß die Pflicht mich — — zu meinem Bruder dahin trieb!“

Mandal riß die Augen weit auf. „Zu Deinem Bruder?“ sprach er erstaunt. „Der junge Herr — den ich — gesehen — —“

„Ist mein Bruder — mein armer — unglücklicher Bruder!“

„Ich habe nie davon erfahren, daß Du einen Bruder hast — —“

„Weil ich — leider keinen Grund hatte, mich dieses Bruders zu rühmen,“ entgegnete sie seufzend mit verschleierten Augen, „denn er ist — ein Verbrecher — ein entflohener Sträfling, aber gleichwohl mein Bruder — —“

Er gab zunächst keine Antwort, aber der Ausdruck seiner Züge veränderte sich mit einemmale. Während bisher in ihnen alles Born und Empörung war, konnte die junge Frau jetzt deutlich erkennen, daß ihre gänzlich unerwartete Erklärung die erhoffte Wirkung nicht verfehlt, sondern Mandal plötzlich umgewandelt hatte, so daß er etwas wie Reue oder Beschränkung über sein Benehmen gegen seine Frau empfand. „Und — welchen Verbrechens wegen wurde er verurtheilt, Abele?“ fragte er fast sanft.

Ein Blitz der Freude leuchtete in ihrem Auge auf: er hatte sie mit ihrem Namen angeredet — sie war gerettet. Aber noch galt es, vorsichtig zu sein und alles zu vermeiden, was seine Eifersucht neuerdings entflammen konnte.

Ohne seine Frage zu beantworten, schlug sie die Hände vor ihr Antlitz und weinte, denn — sie wußte ja, sie war so schön, wenn sie weinte und Charles konnte ihren Thränen nicht widerstehen. Es geschah

auch, was sie gehofft: er zog ihr mit sanfter Gewalt die Hände vom Antlitz und wiederholte seine Frage.

Sie erröthete tief — denn auch dies willkürliche Vermögen gehörte zu ihrer schauspielerischen Begabung — und stüßte: „Er ist — ein Mörder — — in rasender Eifersucht erschlug er seine Geliebte!“

Er senkte das Haupt und — schwieg. Endlich, nach einer längeren Pause, die Adele abermals mit Weinen ausgefüllt hatte, erhob er das Haupt wieder: ein Zweifel an der Wahrheit ihrer Aussage schien ihm gekommen zu sein. „Aber wie kommt es, daß — der entflohene Sträfling in Paris — und zwar in einer der vornehmsten Straßen wohnt?“ fragte er.

„Vor zwei Monaten schon entfloh er von Toulon, von wo er nach Cayenne deportirt werden sollte, und

— die Polizei fahndet nun allenthalben hier, in den ärmeren Stadtteilen, nach ihm, da sie mit Recht vermutet, daß er sich nach Aufhebung der Belagerung hierher gewendet habe: in der Rue St. Honoré aber sucht sie ihn nicht, besonders da er — im Hause eines — sehr vornehmen Herrn verborgen ist —“

„Eines — sehr — vornehmen Herrn?“

„Ja — — der Portier dafelbst ist sein Freund: er hat ihn im Hause seines Herrn — in einer Bühnencammer verborgen —“

„Und wie heißt dieser sehr — vornehme Herr?“

„Marquis de — — aber mein Gott,“ unterbrach sie sich, „ich darf Dir diesen Namen ja nicht nennen — ich habe es dem Portier und — meinem unglücklichen Bruder Jean gelobt!“

„Dann verlange ich nicht, ihn zu kennen,“ entgegnete Mandal. „Aber — fuhr er nach einer abermaligen kurzen Pause fort — „Dein Bruder kann ja unmöglich längere Zeit dort bleiben — und wovon lebt er denn: hat er Geld?“

Abermals zwang sie ein Erdröthen auf ihr Antlitz. „Gerade deßhalb ging ich gestern zu ihm“ — sprach sie verlegen — „um ihm Geld zu bringen — verzeihe mir, Charles, daß ich's ohne Deine Erlaubniß that — den größten Theil des reichlichen mir von Dir bewilligten Taschengeldes: der Arme bedurfte es — so dringend zu seiner geplanten Flucht nach Amerika!“

Mandal war besiegt — er konnte nicht länger bezweifeln, daß er seinem Weibe Unrecht, bitteres Unrecht gethan hatte. Er fragte nicht einmal mehr, wie Jean unter diesen Umständen hatte wagen können, sich auf der Straße sehen zu lassen: er schlang den Arm um ihre Schultern, zog sie liebevoll an sich und küßte sie. „O meine Adele,“ sprach er dabei, „verzeihe Du mir — meine grundlose Eifersucht — meinen wahrhaftigen Born. O, wenn Du wähest, wie entsetzlich unglücklich ich mich fühlte, als ich mich von Dir ver-rath'n wähnte — wie sehr ich litt, als ich die Beweise Deiner Untreue in Händen zu haben glaubte: Du würdest mir Deine Verzeihung nicht vorenthalten, denn — ich liebe Dich ja so innig, meine süße Adele — so grenzenlos! — O, um meiner ausgestandenen Leiden und Qualen willen bitte ich Dich: verzeihe mir!“

Ein Rächeln — schnell wie ein Blitzstrahl — zuckte bei diesen Worten über das Antlitz der jungen Frau und ihre Arme um den Hals ihres Gatten schlingend, blickte sie ihn mit ihrer ganzen wunderbaren Schönheit

an und sprach: „O zweifle nie mehr an mir, mein theurer Charles — ich liebe ja nur Dich und — ich wollte lieber sterben, als Dich betrüben. Küsse mich, mein Geliebter, küsse mich und versprich mir, stets an meine Treue glauben und nie — nie mehr meine Liebe zu Dir bezweifeln zu wollen!“

Da küßte er sie glücklich wieder und wieder und gab ihr — ach so gerne — das Versprechen, das sie von ihm verlangt hatte.

Den Körper der schönen Frau aber durchzuckte ein Schauer bei dem Gedanken an die fürchtbare Gefahr, in der sie geschwebt hatte.

„O laß uns wieder hinabsteigen“ — bat sie — „mir graut in dieser fürchterlichen Höhe!“

Mandal stand auf; erst jetzt gedachte er der Absich-



„Ich theile Deine Beschränkung nicht, mein theurer Charles.“

ten, die er mit der Ballonfahrt verbunden hatte. Nach trat er an seine Maschine und suchte diese durch eine Kurbelumdrehung in Gang zu bringen. Aber der elektromagnetische Apparat, der bei früheren Probedersuchen treflich funktioniert hatte, erwies sich heute mangelhaft: die Maschinerie versagte.

Jetzt war er wieder ganz Ingenieur und Maschinenbauer. Schnell prüfte er die einzelnen Theile des krasterzeugenden Apparates und schon nach kurzer Zeit fand er die Ursache des Versagens: ein mit Quecksilber gefüllter Glasbehälter hatte vermuthlich bei der Abfahrt des Ballons einen Stoß erlitten und war zerbrochen, das Quecksilber selbst ausgelaufen. Dieser Schaden war, obschon Mandal vorsichtshalber Reservetheile mitgenommen hatte, ohne Beihilfe — seine Frau war nicht fähig, solche zu leisten — nur mit längerem Zeitaufwand gutzumachen: Mandal beschloß darum, für jetzt auf Wiederherstellung des Apparats zu verzichten und dem Wunsche seiner Gattin zu genügen. Er öffnete ein am Ballon angebrachtes Ventil und ließ das ihn erfüllende Gas ausströmen. Langsam senkte sich der Ballon. Nach Verlauf einer halben Stunde stieg Mandal in der Nähe von Mantès mit seiner tiefathmenden Gattin aus der Gondel und beide kehrten noch am gleichen Abend mit dem sorgfältig verpackten Ballon nach Paris zurück.

Acht Tage waren vergangen seit der ersten Auf-
fahrt des „La victoire“ und mit keinem Worte war
seit her zwischen den beiden Gatten der damit verbun-
denen fatalen Scene Erwähnung geschehen. Mandal
suchte durch verdoppelte Aufmerksamkeit seiner Frau
vergessen zu machen, daß er in seiner wüthenden Eifer-
sucht ihr Leben bedroht hatte, sie selbst aber bestrebte
sich, durch bezaubernde Liebenswürdigkeit jeden möglichen
neuen Zweifel an ihrer Treue in ihm schon im
Keime zu ersticken und ihm den Beweis zu liefern,
daß sie in jener Stunde der höchsten Gefahr die Wahr-
heit gesprochen und nur ihn, ihn allein liebe. Und
dies schien der schönen Frau auch vollständig gelungen
zu sein; Mandal war durchaus beruhigt — wie hätte
auch ein Zweifel sein Herz beschleichen sollen in dieser
glücklichen Zeit, in der seine Frau nur für ihn lebte
und keinen anderen Gedanken hatte, als sein Glück?
Nein, er war einmal so thöricht gewesen, sein herrliches
Weib ohne jeglichen Grund mit Eifersucht zu
quälen: es sollte nicht wieder geschehen!

Auch von Adelsens Bruder war nur ein einziges
Mal wieder die Rede gewesen, als Mandal während
des Frühstücks die Zeitung las und mit einem Male
auf eine Mittheilung stieß, die ihn Jeans wegen erschreckte.
Es hieß dort, der Polizei sei es während
der letzten Tage gelungen, einige zur Deportation verurtheilte
und während der Unglückstage des Krieges
entwickelte Sträflinge ausfindig zu machen und in Haft
zu bringen. Es lag daher für Mandal nur allzuviel
Grund zu der Befürchtung vor, daß unter der Zahl
dieser eingebrachten Sträflinge auch der unglückliche
Bruder seiner Frau sich befinde. Tiefbekümmert —
denn wie sehr mußte diese Nachricht der armen Schwester
wohl zu Herzen gehen — reichte er dieser das
Blatt mit den Worten: „Liebe Adele — erschrick
nicht — aber ich fürchte, hier steht eine schlimme —
Deinen Bruder betreffende Notiz. Dies, meine Theure
— doch fasse Dich und sei stark!“

Und der liebevolle Zuspruch Mandals hatte seine
wohlthätige Wirkung nicht verfehlt; Adele las den Ar-
tikel ohne sich aufzuregen, reichte dann das Blatt ihrem
Gatten wieder und sprach mit einem Seufzer der Befriedigung:
„Ich theile Deine Befürchtung nicht, mein
theurer Charles, denn zum guten Glück läuft mein
Bruder keine Gefahr, entdeckt zu werden. Sein Freund,
der Portier, hat ihm mittelst kosmetischer Mittel und
besonders durch Färben des Haares und Bartes ein
so verändertes Aussehen gegeben, daß man in ihm um
so weniger den entflohenen Sträfling zu erkennen ver-
mag, als Jean auch mittelst abgelegter Kleider des
Herrn Marquis das Aussehen eines vornehmen Herrn
erhalten hat. Darin besteht seine Sicherheit und eine
Entdeckung seines Verstecks ist kaum zu befürchten, weil
Niemand darum weiß, als der Portier, dessen Frau
und ich!“

In sprudelnder Lebendigkeit hatte Adele dies ihrem
Gatten berichtet und dieser hatte nicht umhin gekonnt,
ihre sanguinischen Hoffnungen bezüglich der Sicherheit
Jeans zu theilen. Gleichwohl äußerte er sein Bedenken
darüber, daß dieser es gewagt hatte, im Vertrauen
auf seine Unkenntlichkeit sich schon wiederholt öffentlich
zu zeigen — wie zum Beispiel auf dem Marsfelde
gelegentlich der Auffahrt des „La victoire“: dies sei
ein an Tollkühnheit grenzender Leichtsin, denn wie
leicht hätte es geschehen können, daß unter den vielen
Tausenden von Anwesenden Einer gewesen wäre, der
ihn trotz aller Verkleidung hätte erkennen und der
Polizei denunciren können. Adele gab ihm vollkommen
recht hierin und erklärte, sie habe ihrem Bruder schon

wiederholt deßhalb ernstliche Vorstellungen gemacht
und von ihm auch das Versprechen erhalten, daß er
es nicht wieder thun wolle. „Ob er dies halten wird,
ist freilich fraglich“ — fügte sie seufzend bei — „der
Arme steht eben in seiner einsamen Bühnenkammer
entsetzliche Dangeweile aus und diese läßt ihn bisweilen
jegliche Vorsicht vergessen. Uebrigens hoffe ich, daß
Jean in den nächsten Tagen nach Amerika wird ab-
reisen können und — wenn Du es mir gestattest,
Liebster — so möchte ich heute nach ihm sehen, um
hierüber Gewißheit zu erlangen!“

Selbstverständlich hatte Mandal diese Bitte ge-
währt. Wie hätte er sie auch versagen können? Es
war ja die Pflicht der treuen Schwester, dem unglück-
lichen, verfolgten Bruder nach Kräften und Möglich-
keit Beistand zu gewähren. Nur höchste Vorsicht em-
pfehl er ihr dabei an, sowohl ihres Bruders als ihres
eigenen Rufes wegen, der ja leicht gefährdet werden
könne, wenn man sie beim Eintritt in das vornehme
Haus erkennen würde. Aber sie beruhigte ihn mit
der Versicherung, daß sie — wie stets bei solchen Be-
suchen — nicht verschleiert direkt nach der Wohnung
des Portiers gehen werde, dessen Frau ihre ehemalige
Zofe und ihr mit Leib und Seele ergeben sei. Da-
raufhin hatte Mandal sich jeder weiteren Einwendung
enthalten: Adele hatte ihren Besuch gemacht und
Abends bei ihrer Heimkunft von demselben war Man-
dal so diskret gewesen, nicht einmal mehr eine Frage
über ihren Bruder an sie zu richten — er wollte eben
grundsätzlich nichts mit der Sache zu thun haben und
für seine Person überhaupt nichts von dem ihm leider
so nahe verwandten Sträfling wissen.

Vierzehn weitere Tage vergingen so, während wel-
cher sich in Paris die ersten denkwürdigen Ereignisse
des ausgebrochenen Kommune-Aufstandes abspielten,
die neben dem Ballonlenkbarkeits-Problem und einer
wesentlichen Verbesserung des hiefür konstruirten Ap-
parats Mandals ganzes Interesse in Anspruch nahmen,
so daß er den Bruder seiner Frau gänzlich vergessen,
ja Adele selbst einigermaßen vernachlässigt hatte, denn
er hatte sie eigentlich nur mehr bei den Mahlzeiten
gesehen.

Da, eines Nachmittags, kam er zu ungewöhnlicher
Zeit von seinem im Parterrestock gelegenen Arbeits-
zimmer herauf in seine Wohnung und verfügte sich
sogleich ins Vouloir seiner Frau, um ihr die erfreu-
liche Mittheilung zu machen, daß er sein Problem
nun mehr gelöst und die Verbesserungen seiner Maschine
endgültig fertiggestellt habe. Aber er traf Adele nicht
zu Hause: sie habe einen Brief erhalten, sagte ihm
die Zofe, und daraufhin — es sei noch keine Viertel-
stunde her — sei sie ausgegangen.

Unwillkürlich erschraf Mandal. Was war es wohl
für eine Nachricht, die seine Frau in dieser gefährli-
chen Zeit zum Ausgehen veranlaßt hatte? War viel-
leicht ihre Mutter kränker geworden? — Oder betraf
die erhaltene Mittheilung ihren Bruder? Sollte er
abermals unvorsichtig gewesen — entdeckt und — ge-
fangen genommen worden sein?

Diese Gedanken gingen ihm der Reihe nach durch
den Kopf. Aber unmittelbar darauf schalt er sich selbst
einen Thoren: warum sollte es denn gerade eine un-
angenehme Nachricht gewesen sein, die Adele zum Aus-
gehen bestimmt hatte? Konnte es nicht ebenso gut in
Folge einer Benachrichtigung ihrer Schneiderin oder
Putzmacherin geschehen sein oder —

Er unterbrach seinen Gedankengang, denn auf dem
Boden, neben Adelsens Schreibtisch, sah er etwas Weißes
liegen. Hastig bukete er sich darnach: es war ein auf-

gerissenes Briefcouvert, wahrscheinlich das, welches dem fraglichen Briefe als Umschlag gebildet hatte. Es trug — offenbar von einer männlichen Hand geschrieben — die Adresse seiner Frau: der Brief war also doch aller Wahrscheinlichkeit nach von Jean. — Aber seltsam, die Schriftzüge hatten etwas entschieden distinguirtes — vornehmes: wie kam der ehemalige Pariser Gamin und nachherige Sträfling zu solch' aristokratischer Handschrift und — er näherte das Papier seiner Nase — wie kam der in einer Bühnentrammer verborgene Flüchtling zu solch' feinem Parfüm?

Ein entsetzlicher Verdacht überkam ihn: der Brief war nicht von Abelsens Bruder, sondern — von einem vornehmen Herrn, mit dem sie intime Beziehungen unterhielt!

Doch schon im nächsten Augenblick schüttelte er lächelnd den Kopf: er hatte seiner Frau und sich selbst gelobt, nie mehr eifersüchtig zu sein und doch war er jetzt auf dem besten Wege hiezu — wegen eines parfümirten Briefcouverts! Das war mehr als thöricht, denn dies sammt dem dazu gehörigen Papier hatte Jean ohne Zweifel von seinem Freunde, dem Portier erhalten, der beides mit oder ohne Erlaubniß seines Herrn aus dessen Vorrath sich angeeignet hatte. Ja, ja, so mußte es sein — es wäre eine ebenso unnöthige, als unsinnige Selbstquälerei gewesen, wenn er etwas anderes hätte glauben wollen!

Aber die Handschrift?!

Paß! Das war auch kein Grund, sich aufzuregen: Jean war eben besonders gut zum Schönschreiben veranlagt. Das kam ja ziemlich häufig oder wenigstens bisweilen vor und — keineswegs war deshalb, weil die Adresse besser geschrieben war, als man von einem Menschen von Jeans Bildungsstufe erwarten konnte, für ihn selbst ein Grund zu beunruhigenden Schlüssen vorhanden: es kam ja gewiß auch vor, daß vornehme Herren schlecht schrieben — weshalb sollte nicht ausnahmsweise auch einmal ein gewöhnlicher Junge eine gute Handschrift besitzen?!

So suchte Mandal sich selbst die Grundlosigkeit seiner Befürchtungen einzureden, aber — es wollte ihm dessenungeachtet nicht recht gelingen, die einmal erregten eifersüchtigen Gedanken gänzlich fern zu halten. Wieder und wieder besah er sich die feinen Charaktere der Schrift — abermals und abermals vrüfte er den zarten, ätherischen Duft, der dem Papier entströmte. Der Geruch hatte für ihn etwas so Bekanntes — und gleichwohl vermochte er sich nicht zu erinnern, woher er ihn kannte, denn er selbst bediente sich niemals eines Parfüms. Da plöblich fiel es ihm bei: es war Esbouquet, das seine Parfüm, dessen sich in jenen Tagen die Mitglieder des Jockey-Clubs mit Vorliebe bedienten.

Des Jockey-Clubs!!

Die Erkenntniß dieser Thatsache war gerade nicht geeignet, die eifersüchtigen Regungen Mandals zu beschwichtigen, denn die reichen und vornehmen Mitglieder dieses Clubs waren wegen ihrer vielfachen gallanten Beziehungen zu den Frauen Anderer geradezu berühmt.

Sollte der Brief an seine Frau von einem dieser Herren herrühren? Sollte Abele mit einem solchen — Er dachte den häßlichen Gedanken, der ihm mit einem Male kam, gar nicht zu Ende: es war ja unmöglich — „ich liebe nur dich“, hatte sie ja in jener schwersten Stunde seines Lebens zu ihm gesagt, „und ich wollte lieber sterben, als dich betrüben“ — nein,

Hausfreund.

Abele war treu, sie konnte mit ihren damals ausgesprochenen Versicherungen nicht gelogen haben — es konnte nicht sein!

Mit Gewalt entschlug sich Mandal der ihn quälenden Gedanken, aber dennoch vermochte er nicht ruhig zu werden. Aus anderem Grunde fühlte er sich höchlich besorgt; in der Stadt hatten in den letzten Tagen heftige Kämpfe zwischen den Kommunalen und den Regierungstruppen stattgefunden, in welchen erstere — da das 88. Linienregiment zu den Rebellen übergegangen war — Sieger geblieben waren. Die Regierungstruppen unter General Vinoy und die Regierung selbst hatten Paris räumen müssen und ein Zustand völliger Anarchie herrschte nunmehr in der unglücklichen Stadt. Die rothe Fahne war aufgepflanzt



Hastig bückte er sich darnach.

worden und alle Gräuelp des Bürgerkrieges waren entfesselt. Begreiflicher Weise war es unter diesen Umständen höchst gefährlich, sich nach dem inneren Stadttheil, dem Herde der Revolution, zu begeben. Dahin aber, nach der Rue St. Honore, war — wie Mandal annahm — Abele ja leichtsinniger Weise gegangen: wie leicht konnte sie nun daselbst in die schlimmsten Gefahren gerathen!

Mandal malte sich, was er befürchtete, in so grellen Farben aus, daß er das Briefcouvert, das er noch immer in den Händen hielt, von sich warf und nach seinem Toilettezimmer eilte, um sich zum Ausgehen anzukleiden: er wollte Abele nachsehen, sie suchen und heimleiten. Rasch warf er einen leichten Mantel um, griff zu Hut und Stock und — blieb überlegend an der Thür stehen.

Wo sollte er sie in der Rue St. Honore suchen?

Weider kannte er das Haus nicht, in das sie damals mit ihrem Bruder eingetreten war. Er hatte beide, bevor er dies festzustellen vermochte, im Menschengewühl aus dem Auge verloren, so daß er nicht sah,

wohin Abele mit Jean gegangen war: wie also war es ihm jetzt möglich, Abele in der endlos langen Straße aufzufuchen? Wie konnte er hoffen, sie daselbst zu finden?

Gleichwohl beschloß er, einen Versuch hiezu zu wagen. Schon legte er die Hand auf die Thürklinke, als er plötzlich aus der Richtung des Vendôme-Platzes rollenden Donner — wie von Gewehrsalven — und zwischen hinein einzelne Kanorenschläge vernahm. Bestürzt eilte er ans Fenster. Mitteltst eines davor angebrachten Doppelspiegels vermochte er die ganze Straße, den Boulevard St. Michel, nach beiden Richtungen hin zu übersehen. Es wogte drunten mit Menschen, die in acht französischer Reugier, nicht achtend der damit verbundenen Gefahr, der Seine zuweilen, um die Ursache des Schießens daselbst zu erfahren. Nur eine einzige Droschke kam von dort her und hielt etwa hundert Schritte oberhalb Mandals Wohnung. Eine Dame entstieg ihr — Abele.

Mandal athmete erleichtert auf — aber neßhalb war seine Frau nicht am Hause selbst vorgeschritten?

Es gab nur eine Antwort hiefür: sie wollte nicht gesehen sein, wollte verbergen — vor ihm verbergen, daß sie ausgegangen war — also hatte sie ein böses Gewissen.

Es drängte ihn, seiner Frau gegenüber zu treten — sie zu befragen, wo sie war, aber er mäsigte seine Ungebuld: sein Erscheinen so unmittelbar nach ihrer Rückkehr hätte Abele sicher die Ueberzeugung beigebracht, daß er trotz ihrer Vorsicht ihr Heimkommen beobachtet habe und dieß hätte sie ohne Zweifel veranlaßt, seinen Fragen gegenüber auf ihrer Hut zu sein. Sie sollte aber glauben, er wisse nichts von ihrem Auszug, denn nur dann konnte er hoffen, von ihr auf sein Befragen gänzlich unbefangene Antworten zu erhalten. Darum verblieb er noch einige Zeit in seiner Parterrestube und ging erst, als die Dinerstunde gekommen war, hinauf ins erste Stockwerk, direkt in die Eßtube, wo Abele seiner bereits harrete.

Anscheinend völlig heiteren Sinnes trat er auf sie zu, begrüßte sie, wie gewöhnlich, mit einem Kusse und sprach: „Endlich, meine Theure, ist die Stunde gekommen, in der ich mich von meiner Arbeit losmachen und mich nur Dir widmen darf — wie habe ich mich darnach gesehnt!“

„Böser!“ — antwortete Abele, theatralisch schmolend, indem sie sich aus seinen umschlingenden Armen wand — immer und immer arbeitest Du und vergiffest ganz darüber, daß Du auch eine Frau hast, die — indessen sich langweilt: den ganzen Mittag liebest Du mich wieder allein!“

„Vergib mir, mein Herz,“ bat er lächelnd mit gefalteten Händen, „es geschah sehr wider meinen Wunsch und Willen — meine Maschine nimmt leider zur Zeit all' mein Denken und Thun in Anspruch. Doch sprich — fügte er bei — wie hast Du Dir denn während des ganzen langen Nachmittags die Zeit vertrieben?“

„Je nun, so gut ich eben konnte,“ erwiderte sie gleichfalls lächelnd: „ich sticte und — dachte dabei an Dich!“

„Puh!“ machte Mandal, indem er sie laut lachend an sich zog, „das muß freilich sehr — sehr langweilig gewesen sein: während fünf Stunden nur an mich zu denken! Aber bist Du denn gar nicht ausgegangen?“ fügte er bei.

Ungeachtet seiner Bemühung, die letzte Frage als eine gänzlich harmlose hinzustellen, hatte er dabei ein leichtes Beben seiner Stimme nicht völlig vermeiden können. Dies fiel Abele auf und — wie ein Blitz-

strahl durchzuckte sie der Gedanke: er weiß, daß du ausgingst — ist dir wohl gar gefolgt und hat gesehen, wo du warst. Doch ebenso schnell beruhigte sie sich bezüglich dieser ihrer Befürchtung; es war zum Glück unmöglich, daß er dies sah, denn — sonst wäre er nicht so ruhig, so liebevoll gewesen: er hatte also höchstens ihre Heimkunft beobachtet.

„Ein ganz — ganz klein wenig untreu sind Dir meine Gedanken freilich geworden,“ entgegnete sie behalt, indem sie ihm mit bezauberndem Lächeln ihre Lippen abermals zum Kusse bot, „denn ich mußte allerdings einen Ausgang machen: meine Schneiderin schickte mir nämlich heute Mittag eine — meiner Ansicht nach — ungebührlich hohe Rechnung; ich eilte darum sofort zu ihr, um ihr Vorstellungen zu machen — doch leider vergeblich: Madame Düval ließ sich zu keinem Abstrich herbei!“

Diese im natürlichsten Tone von der Welt gegebene Erklärung erschien so durchaus glaubwürdig, daß Mandal für einen Moment zu der Annahme geneigt war, es sei wirklich diese Rechnung gewesen, die als Inlage des in Abelens Zimmer gefundenen Briefcouverts heute Mittag an sie gelangte und zum Ausgehen veranlaßte. Sogar die distinguirte männliche Handschrift und das Parfüm fanden ja hierdurch ihre natürliche Erklärung: die berühmte Schneiderin hatte einen männlichen Buchhalter und — daß Damen dieses Gewerbes Parfüm gebrauchten für alles, was durch ihre Hände ging, also auch für Briefe und Rechnungen, war ja selbstverständlich. Aber Eines erschien ihm hiebei doch seltsam: weßhalb, wenn die Ursache von Abelens Auszug eine so ganz harmlose war, hatte sie dann versucht, unbemerkt wieder heimzukommen? Dies war jedenfalls eigentümlich und ließ darauf schließen, daß die erhaltene Rechnung für Abele nicht die einzige Ursache zum Ausgehen war.

Zudem — er wußte nicht weßhalb — aber er konnte nun einmal nicht daran glauben, daß diese Rechnung die Inlage des verdächtigen Couverts gebildet hatte.

Glücklicherweise gab es ein unfehlbares Mittel, dies zu erforschen: er mußte nur erst versuchen, diese Rechnung in seine Hände zu bekommen.

„Mir scheint, Liebste“ — sprach er, Aoele zärtlich umfangend — „Du bist zur Zeit nicht besonders bei Rasse, weil Du Dir's so angelegen sein liebest, Madame Düval zu einem Abstrich an ihrer Rechnung zu bewegen: habe ich recht gerathen?“

„Ach ja!“ seufzte Abele. „Du weißt ja — mein Bruder —“

Mandal nickte mit dem Kopfe. „Ach so, deßhalb? Ja, ja, mein Herz, ich weiß!“ entgegnete er. „Nun denn, da muß eben der Herr Gemahl helfen“ — fuhr er lächelnd fort — „weißt Du was? Gib mir die Rechnung, ich werde sie bezahlen!“

„Das wolltest Du?“ rief Abele, vor Vergnügen erröthend. „O wie gut Du bist, Charles — mein geliebter, theurer Charles! Tausend Dank dafür: ich gehe, Dir die Rechnung zu holen!“

Mit diesen Worten eilte sie hinweg und kehrte nach wenigen Minuten, ein Briefchen in ihren Händen haltend, zu ihm zurück. Mit einem Kusse überreichte sie es ihm.

Mandal warf einen raschen Blick darauf: die Rechnung stand — in dem Couvert, das er Mittags in Abelens Zimmer gesehen hatte.

Freudiger Schreck durchzuckte ihn: er hatte ihr also unrecht gethan mit seinem Verdacht — sie war ohne Schuld — sie war treu!

Hastig entnahm er dem Couvert seine Inlage und — wesentlich herabgestimmt ward seine freudige Stimmung, als er die Rechnung selbst zu Gesicht bekam. „Alle Wetter!“ — sagte er — „das ist freilich stark von der Dival — viertausend Franken — das kommt mir etwas unerwartet — —. Doch lassen wir uns deshalb die Saune nicht verderben, mein Herz,“ fügte er sofort wieder fröhlich werdend bei, „es ist ja nur natürlich, daß eine schöne Frau ihrem Gatten in jeder Beziehung ‚theuer‘ ist!“

Sachend steckte er mit diesen Worten die Rechnung ein, knitterte dann das Couvert zusammen und ließ es in einer andern Tasche seines Rockes verschwinden. Dann bot er seiner Frau galant den Arm und führte sie, ohne ihr triumphirendes Nücheln zu bemerken, zu Tische.

Der Triumph, den Abele über ihren Gatten errungen zu haben glaubte, war denn doch nicht ganz so groß, als sie annahm. Sie war der Meinung, ganz besonders klug gehandelt zu haben, als sie die schon vor vier Wochen erhaltene Rechnung ihrer Schneiderin in das Couvert des ihr heute zugegangenen Briefes steckte. Ohne zu ahnen, daß Mandal dies Couvert schon gesehen und sich darüber aufgeregt hatte, war es ihr dabei nur um den das Tages-Datum tragenden Poststempel zu thun, denn mit ihm konnte sie die ihrem Gatten gegenüber ausgesprochene Behauptung, daß sie die Rechnung heute Mittag empfangen habe und daraufhin ausgegangen sei, glaubwürdig machen. Daß dies Couvert einem Schreiben zum Umschlag gebient hatte, von dem ihr Gatte unter keinen Umständen etwas erfahren durfte, schreckte sie hievon nicht zurück. Mandal kannte die Handschrift nicht und zudem hoffte sie, daß er den Umschlag — seiner Gewohnheit gemäß — unbeachtet wegwerfen werde. That er dies letztere aber nicht, so hatte es auch nichts auf sich: ihr Gatte hatte in diesem Falle nichts in Händen als ein leeres Briefcouvert und — was lag denn viel an einem solchen? Es bewies nichts und Niemand hätte sie deshalb einer unerlaubten Korrespondenz zeihen können. Darum hatte sie frischweg, zur Verdeckung ihrer Büge, die Rechnung in das Couvert gesteckt und — hiebei nur einen einzigen kleinen Umstand außer Acht gelassen, der gerade das Gegentheil von dem, was sie beabsichtigte, herbeiführte und Mandals neuerdings entflammte Eifersucht aufs höchste steigerte.

Es wurde bereits gesagt, daß Mandals freudige Stimmung beim Anblick der Rechnung wesentlich vermindert wurde. Dies geschah aber weniger wegen der Höhe der zu zahlenden Summe als deshalb, weil er auf den ersten Blick ersah, daß die Rechnung unmöglich in diesem Couvert an ihre Adresse befördert worden sein konnte, denn — sie ragte etwas über den aufgerissenen Rand desselben empor, nur sehr wenig allerdings, aber immerhin so viel, daß es unmöglich gewesen wäre, das Couvert über der Einlage so zu schließen, wie es geschlossen war.

Mandal's Aufregung über diese Entdeckung war nicht gering, aber er wußte sie — wie wir gesehen haben — geschickt vor seiner Frau zu verbergen um sie nicht mißtrauisch zu machen. Mit einem Scherzwort steckte er Rechnung und Couvert — um sie von-

einander zu trennen — in zwei verschiedene Taschen seines Rockes und führte Abele zu Tische. Nach Tische aber, als er sich in sein Rauchzimmer zurückgezogen hatte, holte er beide wieder hervor und — berauch sie: dem Couvert entströmte noch immer der penetrante Geruch des Parfüms, die Rechnung aber — die zudem von anderer Hand geschrieben war — war gänzlich frei davon. Es war dies ein weiterer Beweis dafür, daß beide nicht zusammengehört hatten, denn die Rechnung hätte, wenn sie auch nur eine Stunde lang in dem Couvert gewesen wäre, den durchdringenden Geruch gleichfalls angenommen haben müssen.

Dies war unumstößlich sicher und Mandal fragte sich deshalb nur, weshalb seine Frau ihm die Rechnung gerade in diesem Couvert überreicht hatte.

Es konnte ganz zufällig, ebenso gut aber mit voller Absicht geschehen sein. Vielleicht hatte Abele — dies war ja möglich — nur blindlings das nächste beste



Hastig entnahm er dem Couvert seiner Inhalt.

Papier ergriffen, um die Rechnung hineinzulegen; vielleicht aber — und dies war wahrscheinlicher — that sie es, um durch den Poststempel die Wahrheit ihrer Behauptung, wegen der im Laufe des Mittags erhaltenen Rechnung ausgegangen zu sein, darzutun; vielleicht endlich — und dies hatte am meisten Wahrscheinlichkeit für sich — war es deshalb geschehen, weil sie von ihrer Zofe erfahren hatte, daß er selbst während ihrer Abwesenheit in ihrem Boudoir gewesen sei, das leichtsinnig weggeworfene Briefcouvert gesehen und — daraus auf eine von ihr geführte verdächtige Korrespondenz geschlossen habe. Um die Inlage dieses Couverts nun als eine ganz unverfängliche erscheinen zu lassen, dafür gab es kein besseres Mittel, als dieses selbst zum Umschlag einer Rechnung zu benutzen.

So schloß der eifersüchtige Gatte und — wie wir gesehen haben — kam er wenigstens in einem Punkte der Wahrheit sehr nahe. Aus dem Resultat seines Nachdenkens aber schloß er mit unumstößlicher Logik weiter, daß seine Frau nicht dieser Schneiderin-Rechnung wegen ausgegangen war, sondern des Briefes halber, der in diesem Couvert gesteckt hatte. Ihre Bemühungen aber, diesem Briefe in seinen Augen jeden verdächtigen Charakter zu benehmen, bewiesen

zur Genüge das Gegentheil, nämlich, daß der Brief ein seine Ehre als Ehemann höchst gefährdender, kurz — ein Liebesbrief war.

Dies erschien Mandal so zweifellos, daß er jetzt mit von Wuth und Verzweiflung erfülltem Herzen das Zimmer durchstürmte und halbblaute Verwünschungen und Drohungen gegen den ihm leider noch unbekanntem Liebhaber seiner Frau durch die fest aufeinander gebissenen Zähne austieß. Wer mochte der Glende sein, der sich unterfang, sein Weib pflicht- und ehrvergeßlich zu machen?

Er sann nach. Sollte vielleicht sein früherer Verdacht doch gerechtfertigt gewesen sein, — sollte sich der Schändliche unter der Maske dieses Bruders seiner Frau verbergen?

Nein, nein, — dies war unmöglich! Abele konnte in jener Stunde — 5000 Meter über der Erde und Angesichts der furchtbaren Gefahr, in der sie schwebte, kein Märchen erfunden und Komödie gespielt haben — eine solche schauspielerische Begabung ging ihr vollständig ab. Nein, dieser Jean — daran war nicht zu zweifeln — war in Wahrheit ihr Bruder und — der Liebhaber seiner Frau war ein anderer!

Aber wer war es und — wo war er zu finden? O, er mußte diesen Räuber seiner Ehre und seines Glückes ausfindig machen, mußte sich an ihm rächen — ihn vernichten!

Allmählich ward er ruhiger und er vermochte über die Frage, wer dieser unbekannt Feind sei, nachzudenken.

Er kannte — zum Theil wenigstens — die Vergangenheit seiner Frau und wußte, daß sie einmal, wie ja so viele schöne aber talentlose Angehörige der französischen Bühne, in intime Beziehungen zu einem vornehmen Herrn getreten war. Sollten diese nun nicht, wie Abele ihm vor ihrer Vermählung zugesprochen hatte, abgebrochen sein? Sollten sie vielmehr — im Geheimen weiter bestehen?

Dies zu erforschen, sah Mandal als seine nächste Aufgabe an. Jener Herr, ein Vicomte de Breteuil, war Kapitän — zufällig gerade in diesem 88. Vinien-Regiment, das zu den Kommunarden übergegangen war. Er kannte den jungen Offizier nicht von Person aber er wußte von ihm, daß er den Krieg mitgemacht und erst vor Kurzem aus der deutschen Gefangenenschaft heimgekehrt war. Unbekannt dagegen war ihm, wie es dem Kapitän bei dem Uebergang der Soldaten zu den Rebellen, wobei — wie behauptet wurde — viele Offiziere des Regiments erschossen wurden, ergangen war.

Hierüber beschloß Mandal vor allen Dingen Erkundigungen einzuziehen und für den Fall, daß der Kapitän noch am Leben war, in Erfahrung zu bringen, wo er wohnte. Mit diesem Vorhaben legte er sich zu Bette und am nächsten Morgen stand er mit ihm auf.

Noch ehe Abele aufgestanden war, ging er — es war der 23. März — mit der Absicht, im Stadthause bei einem ihm befreundeten Beamten Nachfrage über die letzten stattgehabten Ereignisse und speziell über das Schicksal der Offiziere des 88. Regiments zu halten, von Hause weg, der Cité zu. Aber er vermochte nicht zum Stadthause zu gelangen: alle dahin führenden Wege und Straßen waren von Abtheilungen der Nationalgarde besetzt, die unachtsamlich Jedermann zurückwiesen. Tags zuvor hatte — wie Mandal auf Befragen erfuhr — auf dem Vendomeplatz von 4000 Bürgern eine Demonstration zur Wiederherstellung der Ordnung stattgehabt, deren Teilnehmer schließlich durch Salven der Nationalgardisten — das war das von Mandal vernommene Schießen gewesen — aus-

einander gesprengt wurden. Für heute aber erwartete man ähnliche Vorgänge, die durch obengenannte, von dem sogenannten Centralkomite angeordnete Maßregel der Straßen- und Brückenbesetzung im Keime erstickt werden sollten. Underrichteter Dinge mußte Mandal deshalb nach stundenlangem Umherwandern wieder heimkehren, nicht ohne jedoch vorher noch erfahren zu haben, daß außer den Generalen Vecomte und Thomas keine anderen Offiziere erschossen worden waren: also lebte der Kapitän Vicomte de Breteuil noch — wenigstens wie alle anderen Offiziere des Regiments, die mit den Meuturern nicht gemeinschaftliche Sache gemacht hatten, von steter Gefahr bedroht, denn man suchte sie allenthalben in ihren Schlupfwinkeln, um sie dem auf ihnen ruhenden allgemeinen Hasse zu opfern.

Dies war es, was Mandal hatte in Erfahrung bringen können und er kam heim, als guter Patriot höchlichst mißstimmt über die neuen schweren Heimtückungen, die über seine unglückliche Vaterstadt herein gebrochen waren.

Er fand seine Frau in höchster Aufregung und in Hüt und Man'el.

„Du willst ausgehen?“ fragte er bestürzt.

„Ja, Charles,“ erwiderte sie mit gerungenen Händen, „ich muß — muß fort!“

„Unmöglich — ganz unmöglich!“ rief Mandal aus. „Ich komme soeben heim — man erwartet mit jedem Augenblick den Ausbruch neuer Kämpfe in der Stadt!“

„Gleichviel — ich muß versuchen, ihn zu retten — meinen armen Bruder an einen sicheren Ort zu bringen!“

„Deinen Bruder?“

Sie nickte seufzend mit dem Kopfe. „Seine Verfolger — — nämlich die Polizei, hat ihn in seinem seitherigen Asyl aufgestöbert,“ rief sie in Thränen ausbrechend, „aber glücklicherweise vermochte er sich über die Dächer der Nachbarhäuser zu flachten und trotz einer erhaltenen Wunde die Wohnung des Grafen von Bainesville zu erreichen, seines Freundes — —“

„Seines Freundes?“

Raum merklicher Schreck zuckte über ihr Antlitz, doch schnell gefaßt fuhr sie fort: „Paul Michons Wohnung, der als Koch in des Grafen Diensten steht. Dieser gewährte ihm Zuflucht in einem Versteck — aber leider ist er dort keineswegs gesichert, denn die Blutspuren bezeichnen den Weg, den Jean genommen — eine neue Razzia der Polizei wird vielleicht heute noch stattfinden, und wenn man ihn findet, ach — dann ist er verloren!“

Mandal blickte sie forschend an. „Dies alles schrieb Dir Jean?“ fragte er.

„Ja!“ entgegnete sie ohne Zögern. Und ihm den erhaltenen Brief reichend, fügte sie bei: „Dies selbst!“

Mandal warf einen Blick auf das Couvert und — konnte eine freudige Bewegung nicht unterdrücken: die Adresse war in denselben distinguirten Schriftzügen geschrieben, die ihn Tags zuvor so sehr aufgeregt hatten. Er hatte also Abele mit dem Verzweifeln ihrer Treue — mit seinem unflinigen Verdacht abermals Unrecht gethan: der Brief, den sie gestern erhalten hatte, war wie der, den er jetzt in Händen hielt, von ihrem Bruder.

Hastig entnahm er dem Couvert den Brief und las: der Inhalt entsprach genau den von Abele gemachten Angaben und war unterzeichnet: „Dein unglücklicher Bruder Jean.“

Wieder bat Mandal seiner Frau in Gedanken das gegen sie gehegte Mißtrauen ab, wieder fühlte er sich tief beschämt: es drängte ihn, ihr einen glänzenden Beweis seiner Liebe und seines Vertrauens zu geben.

„Wo ist die Wohnung des Grafen von Painesville?“ fragte er.

„In der Nähe des Hotels des Invalides!“

„Also diesseits der Seine?“ rief er erfreut. „Dann läßt sich die Rettung Deines Bruders sicher vollbringen, denn nur der jenseitige Stadttheil ist im Aufruhr und der Schauplatz der Kämpfe, diesseits ist der Verkehr ungehindert: wir wollen uns gegen Abend aufmachen, um Jean abzuholen und zu uns zu bringen!“

„Zu uns?!“ rief Abele fast erschreckt aus. „Du wolltest —?“

„Ist er nicht Dein Bruder?“ Dir zu Liebe will ich vergessen, daß er ein Verbrecher und Sträfling ist: ich werde ihm ein Asyl bei uns gewähren — ich denke, hier, in meinem Hause, sucht man ihn nicht!“

Ein freudiges Lächeln spielte um Abelens Mund.

„Ja, Du hast recht!“ sprach sie. „Hier — bei Dir — wird man ihn gewiß nicht suchen!“

„Gleichwohl müssen wir auch auf diese Möglichkeit bedacht sein,“ entgegnete Mandal. „Jean muß deßhalb thunlichst bald wieder aus dem Hause und der Stadt geschafft werden — wie dies geschehen kann, ist mir zwar für den Augenblick noch nicht klar, aber es wird sich ja ermittelbaren lassen und — an Gelde zur Reise nach Amerika soll es ihm nicht fehlen!“

„O, wie gut, wie liebevoll Du bist, mein theurer Charles,“ entgegnete Abele mit vor Rührung zitternder Stimme. „Gerne nehme ich an, was von Dir zu erbitten ich niemals den Muth gehabt hätte: es ist ein Opfer — ein großes Opfer, das Du mir bringst, wenn Du meinen unglücklichen Bruder, den von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßenen Verbrecher, den — Mörder bei Dir aufnimmst, ich weiß es wohl und danke Dir herzlichst dafür! Aber um Eines möchte ich Dich noch bitten: begleite mich nicht zur Wohnung des Grafen Painesville — wenigstens nicht ins Haus selbst, sondern lasse mich allein hingehen. Weißt Du, nicht verschleierte wie ich wieder sein werde, wird Niemand mich zu erkennen vermögen — Du selbst aber, der fühne Lustschiffer und Gelehrte, bist in ganz Paris bekannt: wie leicht könnte es deßhalb geschehen, daß Jemand, der uns zusammen das Palais des Grafen betreten und in Begleitung eines dritten — eines Verwundeten — es wieder verlassen sah, auf Jeans Spur und zur Entdeckung seines neuen Asyls geführt würde!“

Mandal überlegte; er konnte sich der Richtigkeit der von Abele gegen seine Begleitung vorgebrachten Gründe nicht verschließen.

„Du hast recht, Liebste,“ sprach er. „Dein Bruder könnte durch meine Begleitung möglicher Weise in Gefahr gerathen — weiß man doch, daß ich sein Schwager bin“ — fügte er lächelnd bei — „kann mich nicht verschleiern und unkenntlich machen, wie Du. Geh' darum allein und bringe Deinen Bruder mit beginnender Dunkelheit in einer Droschke hierher: ich werde ihn hier empfangen!“

Stürmisch warf sich Abele jetzt an seine Brust, schlang ihre Arme um seinen Nacken und bot ihm die Lippen zum Kusse: „Tausend Dank, Du geliebter, Du einziger Mann!“ rief sie dabei. „Möge Dir's der Himmel vergelten, was Du an meinem Bruder thust!“

Mit diesen Worten eilte sie hinweg, um sich für die abendliche Fahrt fertig zu machen.

Behn weitere Tage waren seit den letzterwähnten Vorgängen verstrichen. Jean war mit Abelens Beistand glücklich und ungesehen im Hause Mandals an-

gelangt und dieser hatte ihn in der Wohnung seines leihtherigen Assistenten untergebracht, eines jungen Mannes, der während des unheilvollen Krieges zur Garde mobile ausgehoben und in einem der zahlreichen Gefechte — Mandal erfuhr nicht, wo? — gefallen war. Diesen Assistenten konnte Jean im Nothfall vorstellen — denn Mandal besaß noch die Papiere des Verschollenen — und im ungünstigsten Falle war ihm aus dieser parterre gelegenen Wohnung, die ihren Eingang vom Hofraume aus hatte, noch ein geheimer Fluchtweg offen, denn eine verborgene Thüre führte durch einen Wandschrank nach Mandals Arbeitszimmer, so daß Jean — falls man nach ihm suchte — dahin und von hier aus weiter auf die Straße flüchten konnte. Von diesem Wege, der selbst Abele unbekannt war,



Mandal warf einen Blick auf das Couvert.

machte Mandal jedoch seinem Gaste vorerst keine Mittheilung: erst im Falle der Noth wollte er ihn hierüber verständigen. —

Inzwischen hatte der in Paris ausgebrochene Aufstand weitere, höchst bedenkliche Fortschritte gemacht. Die am 26. März gewählte Kommune hatte sich konstituiert und die Herrschaft war ihr nunmehr gänzlich zugefallen. Um diese zu befestigen, dekretirte sie nunmehr den Zwangsdienst in der Nationalgarde für alle militärlauglichen Männer vom neunzehnten bis zum vierzigsten Jahre und schloß in Verbindung mit dieser Verfügung sämtliche Thore, um das Entweichen der zum Dienst Verpflichteten zu verhindern. Gleichzeitig wurden Agenten in die Provinz entsendet zur Erregung von kommunistischen Aufständen zum Zwecke der Gründung einer Föderativrepublik. Diese, von den fanatischen Reitern des Aufstandes beorderten Aufwiegler arbeiteten auch mit solcher Umsicht und Energie, daß der Zweck ihrer Entsendung fast überall erreicht und dadurch in Paris selbst die kommunistische

Regierung in einer Weise befehtigt wurde, daß Niemand mehr wachte, offen oder im Geheimen gegen die herrschenden Machthaber aufzutreten: es wäre dies bei der rücksichtslosen Bestrafung solchen „Verbrechens“ so gut wie ein Selbstmord gewesen.

Jean war während der Zeit, in der sich dies alles vollzogen hatte, wegen seiner glücklicher Weise nicht schweren Verwundung am linken Oberarm im Bette und — um so wenig Personen wie nur möglich zu Mitwissern des Geheimnisses zu machen — unter Mandals eigener Pflege verblieben. Er verstand etwas von der Heilkunde, denn sein Vater war seiner Zeit ein hochberühmter Arzt gewesen und hatte den wissenschaftlichen Knaben über verschiedene heilwissenschaftliche Dinge, insbesondere auch über den Verwundeten zu leistenden ersten Beistand unterrichtet. Obwohl nun Mandal wegen seiner Kränklichkeit und unglücklichen Körperbeschaffenheit nicht zur Ausübung des anstrengenden ärztlichen Berufes geeignet war, so hatte er doch neben seinen mit Vorliebe betriebenen mathematischen und aller ins Ingenieursfach einschlägigen Studien stets ein reges Interesse für die medizinischen Wissenschaften sich bewahrt und konnte dieses nach seines Vaters Tode — da er in seinen glücklichen Vermögensverhältnissen auf kein Studium zum Zweck des Brodterwerbs angewiesen war — in der ererbten reichhaltigen väterlichen Bibliothek in einer Weise befriedigen, daß er mehr und bessere Kenntnisse in allen Gebieten der Heilkunde besaß, als mancher berufsmäßige Arzt. Diese seine Kenntnisse in der Behandlung Verwundeter kamen ihm jetzt trefflich zu statten. Die Wunde Jeans rührte von einem Geschloß her, das durch die Muskulatur des Oberarmes, glücklicher Weise ohne Verletzung des Knochens oder größerer Blutgefäße hindurchgebrungen war. Gleichwohl hatte eine starke Blutung stattgefunden und in Folge des seitherigen Mangels einer geeigneten ärztlichen Behandlung war eine starke Entzündung mit erhöhter Temperatur des verletzten Theils und Wundfieber eingetreten. Bereits hatte eine Absonderung von wässerigen Sekreten stattgefunden, die bei der ungehinderten Kommunikation mit der äußeren Luft und der wahrscheinlichen Aufnahme von Fäulniskeimen aus dieser in eine gefährliche Eiterbildung überzugehen drohte. Mandal war deshalb hauptsächlich darauf bedacht, dieser möglichen Zerfetzung der Sekrete und ihrer schädlichen Wirkung auf den Gesamtorganismus vorzubeugen und durch seine rationelle Behandlung erreichte er es auch, daß das Fieber des Patienten auf einen mäßigen Grad beschränkt blieb. Die Heilung der Wunde selbst aber schritt gut voran und der Kräftezustand des Verletzten hob sich schon nach den ersten acht Tagen beträchtlich, besonders als auch gesteigerte Ekstase — die anfänglich ganz geschwunden war — sich allmählich wieder einstellte.

Bis zu diesem Augenblick war Jean — wie bereits erwähnt — in der alleinigen Behandlung und zugleich Pflege Mandals verblieben, denn dieser hatte, um dem Fiebernden möglichst jede Aufregung zu ersparen, außer Abele — die dem Kranken die wenige Nahrung, die er zu sich nahm, verabreichte und ihm zugleich alle die kleinen Hilfeleistungen angedeihen ließ, zu deren Spende es durchaus einer weislichen Hand bedurfte — Niemand von seinen Bediensteten zu ihm gelassen. Jetzt aber, nach Verlauf von zehn Tagen, nachdem ein so günstiger Fortschritt in der Heilung der Wunde erfolgt war, zog er seinen alten getreuen Diener Jacques ins Vertrauen und übertrug ihm die Pflege und Wartung des Rekonvaleszenten. Außerdem gestattete

Mandal, daß Abele ihrem Bruder nunmehr täglich die Zeitungsberichte über die Fortschritte des Kommune-Aufstandes, für die Jean ein außerordentliches Interesse zeigte, vorlas. Diese Berichte hatten in den letzten Tagen immer bedenklicher gelautet und gerüchtwaise wurde nunmehr die Nachricht verbreitet, die Leiter des Aufstandes trügen sich nach den Erfolgen in der Provinz mit der Absicht, die gegnerische, in Versailles befindliche republikanische Regierung mit einem Schläge zu vernichten. Am 3. April — das war das Datum des nunmehr angebrochenen Tages — sollte der Plan ausgeführt werden: unter Führung des Fanatikers Flourens sollte ein massenhafter Zug der vereinigten rothen Republikaner, der Sozialisten und Kommunisten nach Versailles stattfinden, um mittelst Waffengewalt die dort tagende Regierung zu stürzen.

Von diesem Gerüchte — die Zeitungen hatten hierüber natürlich nichts veröffentlichten dürfen — hatte Mandal dem Bruder seiner Frau persönlich Mitteilung gemacht und Jean befand sich demzufolge in einer seinem Arzte geradezu unerklärlichen Aufregung. Fortwährend stellte er Fragen über die Stärke des nach Versailles ziehenden Haufens, dessen Organisation, Formation und Zusammenfassung nach Waffengattungen — lauter Fragen, die Mandal natürlich nicht zu beantworten wußte. Um aber seines Patienten Interesse hieran zu befriedigen und hauptsächlich um ihn zu beruhigen, gab er ihm das Versprechen, über alles, was er wissen wollte, Erkundigungen einzuziehen und ihm Bericht über den Ausgang der „Expedition“ zu erstatten, sobald etwas zuverlässiges hierüber zu erfahren wäre. Zur Erfüllung dieses seines Versprechens begab sich Mandal daher gleich nach dem zweiten Frühstück — wie schon einmal — nach dem Mittelpunkte der Stadt, in die Gegend des Stadthauses, da er hier, am Herde des Aufstandes und dem Sitze der kommunistischen Regierung, am besten Gelegenheit zu haben glaubte, etwas über die von Flourens geführte Schaar zu erfahren.

Eine ungeheure Menschenmenge wogte wiederum auf den Straßen und Plätzen, namentlich vor dem Palais de Justice und dem Hotel de Ville, aber so viele Umfrage Mandal auch überall hielt, etwas sicher Glaubwürdiges über die Stärke, Organisation und Formation des Flourens unterstellten Haufens vermochte er nicht in Erfahrung zu bringen: der Eine der Gefragten behauptete, die Schaar bestände aus Nationalgardien oder Waffengattungen in der Stärke von 100,000 Mann; ein Anderer sagte dagegen, es sei gar keine Nationalgarde zum Zuge nach Versailles designirt worden, da Flourens kein rechtes Vertrauen in dieselbe setze, der Haufe bestünde daher nur aus Kommunarden; ein Dritter aber erklärte, es sei eine richtige, aus Linienmilitär bestehende Angriffsmarine gebildet worden, denn — sämtliche bisher unter General Vinoy bei Versailles gestandenen Truppen seien in lektverfloßener Nacht zu den Aufständischen übergegangen und seien jetzt im Vormarsch gegen Versailles begriffen, das von allen Truppen entblößt sei, so daß an Widerstand gegen den läßt andringenden Volksmann Flourens nicht gedacht werden könne; ein Vierter endlich wollte gar wissen, die Versailler Regierung habe sich Flourens bereits auf Gnade und Ungnade ergeben und die Mitglieder derselben würden gegen Abend als Gefangene in die Stadt verbracht werden.

Alle diese Mittheilungen trugen den Stempel so vollkommener Unwahrscheinlichkeit an der Stirne, daß Mandal keiner von ihnen Glauben schenkte und — da er sich selbst für die Sache sehr interessierte — beschloß,

sich nach dem südwestlichen Stadttheil zu begeben, um hier dem Schauplatz des nach seiner Meinung unausbleiblichen Kampfes thunlichst nahe zu sein. Er bestieg deshalb am Boulevard St. Germain eine Droschke und fuhr durch die Rue de Vaugirard nach der Porte de Versailles, denn hier mußte man doch wenigstens wissen, wer und wie viele am frühen Morgen ausmarschirt waren. Aber er vermochte auch hier nicht, bis zum Ziel seiner Wünsche, dem Thore, vorzudringen. Tausende und Abertausende, Männer, Weiber und Kinder, standen daselbst auf den Straßen und lauschten dem fernher dröhnenden Kanonendonner des seit einer Stunde schon bei Versailles begonnenen Kampfes. Lauter Jubel begrüßte jeden Kanonenschlag, jede — dem Rassen einer Ankerkette vergleichbare — Detonation der Mitrailleusen, jede Infanterie-Salve, und cynische Scherzworte flogen hin und her, begleitet von schallendem Gelächter der Menge, wenn einmal ein besonders derber Witz in drastischer Weise über die Feinde der Kommune, die Versailler Regierung und ihre Truppen, gesprochen wurde.

Mandal fühlte sich angeekelt durch diese rohen Äußerungen der Parteinahme für eine Sache, der er selbst mit nichts weniger als sympathischen Gefühlen gegenüber stand. Er war im innersten Herzen ein entschiedener Gegner aller mittelst roher Gewalt zu erzwingender Umsturzbestrebungen und als Mann der Wissenschaft konservativ in allen seinen Anschauungen. Ohne eine Frage an einen der Umherstehenden gerichtet zu haben, wollte er deshalb sich wieder entfernen, als plötzlich ein Wechsel in der allgemeinen Stimmung eintrat, der ihn zu bleiben veranlaßte. Der Lärm, die rohen Späße und das Gelächter verstummten nämlich wie mit einem Zauberstrich und Alles stand schweigend, mit ernstern Mienen, und lauschte dem — näher und näher kommenden Schlachtenlärm.

Natürlich war dies ein schlimmes Zeichen für den Stand der Sache der Kommunarben, aber Keiner wagte, was er darüber dachte und fürchtete, laut auszusprechen. Als aber mit einem Male die Kanonen der vor der Porte des Versailles gelegenen Forts d'Issy und de Vanves zu donnern anfangen, da — erhob sich ringsum ein Wuthgebrüll: jetzt war es ja klar, die mit so viel Siegeszuversicht ausgezogenen Kommunarben waren zurückgeschlagen und zogen sich unter dem Schutze der Kanonen der genannten Forts nach Paris zurück.

Eine gedrückte, ängstliche Stimmung trat nunmehr an die Stelle der vorherigen Ausgelassenheit, besonders als nach Ankunft der ersten Flüchtlinge die Schreckens Kunde von Mund zu Mund flog, an 10 000 Kommunarben seien im Kampfe gefallen, unter ihnen ihr tapferer Führer, der allgemein beliebte Flourens selbst. Mit düsterem Schweigen wurde allenthalben diese Nachricht vernommen: man sah ein, das war der Anfang vom Ende der erträumten Kommunismus-Glückseligkeit.

Mandal aber hatte genug gehört und gesehen. Wiederum bestieg er eine Droschke und fuhr heim zu seinem Patienten, um ihm das, was er erfahren hatte, mitzutheilen. Er verschwieg ihm nichts, obwohl er nach der Lage der Dinge annehmen mußte, daß seine Nachrichten allen Erwartungen und Hoffnungen Jeans schroff entgegengesetzt wären, denn nur im Falle des Sieges der Umsturzpartei, bei dem allgemeinen Drunter und Drüber, konnte der verurtheilte Sträfling hoffen, unbeachtet zu bleiben und aus der Stadt zu entkommen. Wie erstaunte Mandal aber, als Jean bei Mittheilung des Sieges der Regierungstruppen

nicht nur nicht niedergebeugt, sondern über dieselbe geradezu entzückt erschien!

Wie war dies möglich? Wie kam der von der rechtmäßigen Regierung verurtheilte Verbrecher dazu, sich des Sieges derselben über seine natürlichen Freund und Genossen zu freuen?

Mit dieser ihm seltsam erscheinenden Frage beschäftigt, entfernte sich Mandal aus der Krankenstube, um sich zu seiner Frau zu begeben und ihr gleichfalls Mittheilung von den jüngsten Ereignissen zu machen. Er konnte sich dabei nicht enthalten, ihr gegenüber seine Verwunderung auszusprechen über die Aufnahme, welche die Nachricht des Sieges der Regierung bei Jean gefunden, eine Aufnahme, die im vollständigen Widerspruch mit seinen eigenen Erwartungen gestanden habe. Aber Adele — obgleich anfänglich etwas verlegen hierüber — wußte ihm doch bald alle Bedenken über diese Seltsamkeit auszureden mit der Erklärung, daß Jean als ehemaliger Soldat des Kaiserreiches stets ein Anhänger der regierungsfreundlichen Partei gewesen und deshalb auch jetzt noch, als verurtheilter Sträfling, seinen Anschauungen getreu geblieben sei. Mandal wußte nichts dagegen einzuwenden — es mußte ja wohl so sein, wie Adele sagte — und ohne sich weiter Gedanken über den ihm auffällig erschienenen Umstand zu machen, ging er hinweg nach seiner Arbeitsstube, um eine nochmalige theoretische Prüfung seines elektrischen Ballon-Motors vorzunehmen, da ihm unter den obwaltenden Umständen jede Möglichkeit zur praktischen Erprobung desselben leider mangelte.

Ganz vertieft in seine Arbeit, hatte er bald sich aller Gedanken an Jean, Kommune und Regierungstruppen entladen und nur sein Problem der sieghaften Ueberwältigung der Kraft der Luftströmung durch die dieser entgegenarbeitende noch stärkere seiner Maschine nahm ihn in Anspruch. Da, mit einem Male erhob er den Kopf: in Jeans Gemach nebenan wurde laut gesprochen und gelacht — offenbar war also Adele bei ihrem Bruder. Was aber gab Weiden Grund zu so geräuschvoller Heiterkeit?

Er wollte die beiden Unvorsichtigen scherzhafter Weise erschrecken und sie gleichzeitig dadurch ermahnen, etwas mehr auf ihrer Hut und weniger laut zu sein. Leise öffnete er deshalb die Thüre des mit dem Nebengemach in Verbindung stehenden Wandschanks und war nun von den Weiden nur durch die dünne Bretterwand der verborgenen, nach Jeans Zimmer führenden Thüre getrennt. Schon erhob er die geballte Faust, um die unmittelbar vor dieser Thüre auf dem Sopha sitzenden durch einen dröhnenden Schlag emporzuschrecken, als er plötzlich hievon abstand, denn er hörte Adele sprechen und — jedes Wort konnte er verstehen.

„Ich versichere Dich“ — sagte sie soeben — „Du hast eine große Unvorsichtigkeit begangen, als Du so offen Deine Sympathieen für die Versailler zeigtest. Natürlich mußte dich ihm auffällig erscheinen und — nur mit Mühe und Noth konnte ich ihm seine mir gegenüber geäußerten Bedenken hierüber ausreden. Ich sagte ihm, Du siehest als gewesener Soldat stets regierungsfreundlich gesinnt gewesen: dabei mußt Du jetzt bleiben, Henri, wenn er darauf zu sprechen kommen sollte!“

Mandal suchte zusammen: Adele nannte ihren Bruder „Henri“ — was hatte dies zu bedeuten?

Er hatte keine Zeit, sich hierüber Reflexionen hinzugeben, denn lachend erwiderte der Angeredete: „Sei unbesorgt! mein Schatz, er wird nicht darauf zurück-

kommen. Weßhalb sollte er dies auch? Er glaubte ja glücklicher Weise den Versicherungen seiner angebeteten Frau, die — ihn so sehr liebte! Ha, ha, ha!

Auch Adele lachte, gleichwohl aber entgeanete sie unmittelbar darauf in ernstem Tone: „Scherze nicht, Henri — Du weißt nicht, wie mißtrauisch, wie entsetzlich eifersüchtig und — wie gefährlich er dann ist! O, wenn er ahnte —“

„Daß der, den er in seinem Hause aufgenommen, nicht Dein Bruder, sondern der Kapitän Vicomte de Breteuil und Dein Geliebter ist?“ fiel er ihr lachend in die Rede. „Ja, mein Herz, ich glaube wohl, daß ihm dies eine höchst unliebsame Entdeckung wäre!“

„Es wäre schrecklich — er würde mich ermorden!“ Mandals Augen sprühten Blüthe bei diesen Worten. Drohend erhob er seine geballte Faust und schüttelte sie, am ganzen Leibe bebend, nach ihr, die dies ausgesprochen. Aber keine sonstige Bewegung oder gar ein Ausruf durfte den Lauscher verrathen: er mußte mehr noch hören.

„Habe keine Angst, meine Theure“, erwiderte der so unverhofft als Vicomte de Breteuil entpuppte vermeintliche Bruder Abdesens, „er wird diese Entdeckung nicht machen. Nur wenige Tage noch müssen wir unsere Rollen als Bruder und Schwester weiter spielen, dann wird es mir hoffentlich gelingen, aus Paris zu entweichen — denn ich muß hinaus, muß zu meinen Freunden nach Versailles! O, wenn ich nur wüßte, wie dies möglich zu machen wäre: meine skurkischen Soldaten, die nach mir geschossen, suchen mich noch immer — die Stadthore sind geschlossen — bewacht — keine Seele darf hinaus und — ich kann doch nicht darüber hinwegfliegen!“

„Vielleicht“ — entgegnete Adele — „wäre dies doch möglich!“

„Wie? — Denkst Du etwa gar an —“

„Ja, mein Henri“ — sprach sie leise — „ich denke daran — denke, daß Mandal seine Hand bieten soll, Dich — in seinem Ballon aus Paris hinauszubringen.“ „O, das wird leider nicht möglich sein: die Erlaubniß zu einer Auffahrt würde ihm in jetziger Zeit sicher verweigert werden!“

„Er bräuchte ja um eine solche nicht nachzusuchen!“

„Um! — Wie und wo könnte aber in diesem Falle der Ballon mit Gas gefüllt werden?“

„Dies wäre Mandals Sache: er, der Alles kann, würde hiefür schon Rath wissen!“

Der Kapitän schwieg und schien zu überlegen. „Glaubst Du, daß er das Wagniß einer heimlichen Auffahrt unternehmen würde?“ fragte er endlich.

Wenn ich ihn darum bitten und — ihm deren Nothwendigkeit vermittelt meiner von Dir einst so gering geachteten schauspielerischen Begabung plaufibel machen würde“, entgegnete Adele lächelnd, „ganz sicher!“

„Vergib mir, mein Herz“, erwiderte der Kapitän gleichfalls lachend — „ich habe eben nur den unbestreitbaren Werth des Weibes, nicht den der Schauspielerin in Dir erkannt. Uebrigens werde ich mich nie mehr einer solchen Versündigung an Deiner Kunst schuldig machen und — wenn Du durch sie zu erreichen vermagst, daß Mandal mich aus der Stadt bringt, werde ich Dich als die beste Schauspielerin der Welt, zugleich aber auch als — das süßeste Liebchen unter der Sonne und mich selbst in Deinem Besitze als den glücklichsten aller Menschen preisen!“

Das Geräusch mehrerer, rasch aufeinander folgender Rüsse drang zu Mandal, der todtensbleich, ein entsetzliches Röcheln auf den Rippen, stand, ohne sich zu rühren. Als aber sein treulos Weib jetzt sprach: „Ver-

lasse Dich darauf, mein Henri, ich werde es erreichen — meiner Kunst und mehr noch meiner Liebe zu Dir wird es gelingen, ihn zu dem Wagniß zu überreden;“ da zog sich der Lauscher leise ins Innere der Stube zurück — sein Entschluß war gefaßt.

„Ja“, sprach er tonlos — „spiele nur Komödie, falsches, ehrloses Weib — spiele Deine Rolle nur recht gut; ich aber werde ebenfalls Komödie spielen und wir wollen sehen, wer von uns beiden besser spielt!“

Dann aber warf er sich in einen Sehnstuhle, bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen und weinte bitterlich.

Drei Tage waren wieder vergangen.

Adele war inzwischen ihrem Gatten mit der Bitte, ihren Bruder Jean mittelst Luftballons aus der Stadt zu bringen, nabegetreten und nach anfänglichem Weigern, das Mandal mit der Unmuthigkeit, in jetziger Zeit die Erlaubniß zu einer Auffahrt zu erhalten, motivirte, war derselbe endlich, da seine schöne Frau fortfuhr, ihn mit Bitten und Rärtlichkeiten zu bestärken, auf eine heimliche, nächtliche Abfahrt eingegangen unter der Bedingung, daß Adele dieselbe mitmache. Wohl hatte nun auch diese — in Erinnerung an die Schrecken ihrer ersten Ballonfahrt — sich dessen anfänglich geweigert, aber Mandal wußte ihr in so bedrübter und zugleich liebevoller Weise auseinander zu setzen, daß er ja — falls die Flucht glücklich gelänge — erst nach dem siegreichen Eindringen des Pariser Heeres hoffen könne, wieder in die Stadt zu gelangen. Dies könne aber möglicher Weise noch Wochen lang anstehen und — so lange wolle er sich nicht von ihr, seinem „Herzensweibchen“, trennen, um so weniger, als sie während dieser Zeit vielleicht die Schrecken einer neuen Belagerung durchzumachen habe, und den Gedanken, daß sie inmitten der Gefahren einer solchen ganz alleine stehend — ohne seinen Schutz — sich befinden solle, könne er nicht ertragen. Er müsse deßhalb darauf bestehen, daß Adele ihn begleite; nach einem kürzeren oder längeren Aufenthalt auf dem Lande, wenn der Herrschaft der zur Zeit in Paris regierenden Gewaltthaber ein Ende gemacht und Jean — dem 5000 Francs Reisegeld einzuhändigen, er sie bitte — inzwischen längst in America angekommen sei, könnten sie sodann selbst unbeforgt nach der Stadt zurückkehren, denn Niemand werde von seiner Beihilfe zur heimlichen Flucht des von der Polizei verfolgten Sträflings auch nur eine Ahnung haben.

Diese im herzlichsten Tone gegebene Erklärung und besonders die ihr übergebenen 5000 Francs, die Adele natürlich als ihre eigene „gute Beute“ ansah, besiegten alle ihre heimlichen Bedenken. Mandal war ja seit jener entsetzlichen Ballonfahrt stets so rührend gut, so unendlich liebevoll und so — dumm vertrauend gewesen: er hatte sicher keine Ahnung von dem himmelstreichenden Betrug, dessen sie sich wider ihn schuldig gemacht — er wollte ihr mit seinem Verlangen nur einen neuen Beweis seiner unbegrenzten Liebe geben, sie selbst hatte also keinen Grund, ihm zu mißtrauen und in seinem so natürlichen Wunsche, mit ihr verbunden zu bleiben, eine ihr gestellte Falle zu erblicken. Sie hatte sich deßhalb schließlich bereit erklärt, seiner Bedingung sich zu fügen und — hocherfreut war Mandal darauf hinweggegangen, um alle Vorbereitungen zur geplanten Ballonfahrt zu treffen.

Hinter Mandals Wohnhause befand sich ein mit hohen Bäumen — trefflichen Schattenspendern — bepflanzt kleiner Park, in dessen Mitte ein freier Rasenplatz angelegt war. Zu Lebzeiten seines Vaters, der eine orthopädische Anstalt betrieb, war hier aller-

lei Geräthe für heilgymnastische Zwecke aufgestellt, das der Sohn hatte entfernen lassen, während der Platz unbesetzt verblieben war. Dieser Raum eignete sich vortrefflich zum Füllen des Ballons, wozu Mandal — da ihm kein Leuchtgas zur Verfügung stand — selbsterzeugtes Wasserstoffgas, das bekanntlich vierzehn Mal leichter als atmosphärische Luft ist, zu verwenden gedachte. Hierher also ließ Mandal seinen riesigen Ballon, an dem er unterhalb der fahnartigen, zur Aufnahme der von ihm selbst bedienten Maschine bestimmten Gondel an starken eisernen Ringen eine zweite solche, jedoch von runder Gestalt, für seine beiden Passagiere befestigt hatte, verbringen. Dann, nachdem der Ballon an zwölf im Kreise eingerammten Pfählen mittelst starker Taue festgebunden war, schritt er zur Füllung desselben. Er bewerkstelligte dies mit hundert kleineren Apparaten, aus welchen er das gewonnene Gas zur Reinigung und Verdichtung nach einer von ihm selbsterfundnen Methode in einen gemeinschaftlichen Kondensator und aus diesem in den Ballon selbst leitete. Auf diese Weise vermochte er in der Stunde 500 Kubikmeter reinen Wasserstoff zu erzeugen, und da er zur Füllung insgesammt 6000 Kubikmeter Gas bedurfte, so war diese genau nach 12 Stunden beendet. Er öffnete daher, da er in eifriger Morgenfrühe — wenn noch ganz Paris im Schlafe lag — abzufahren wünschte, genau Abends um 5 Uhr den großen Hahn des Kondensators und ließ das Gas in den an einem Krahn aufgehängten Ballon einströmen.

Die Apparate funktionirten trefflich, so daß schon um 7 Uhr, mit beginnender Dunkelheit, der oberste Theil des Ballons sich zu runden begann und dieser selbst nach Verlauf einer weiteren Stunde so viel Tragkraft besaß, daß er sich von selbst aus dem Krahnen des Krahn's aushängte und nun festgehalten von den um die Pfähle geschlungenen Thauen frei in der Luft schwebte. Während der folgenden Stunden machte die Füllung weitere Fortschritte und Morgens 5 Uhr — es war der 7. April — genau zur berechneten Zeit war sie vollendet.

Jetzt schloß Mandal den Hahn am Kondensator und ließ die Taue so weit hob, daß der Ballon sich so weit hob, daß die untere Gondel gerade noch den Boden berührte.

Hierauf ließ er durch seinen Diener Jacques, der ihm bei der Arbeit assistirt hatte, seine Frau und „Jean“ benachrichtigen, daß alles zur Abfahrt bereit sei.

Nach kurzer Frist schon — beim ersten Schimmer des beginnenden prachtvollen Tages — kamen Beide herbei und nach herzlichem, wohl aufrichtig gemeinten Dankesworten „Jeans“ für die ihm gewordene Rettung aus schwerer Gefahr, Aufnahme in „seines Schwagers“ gastlichem Hause und daselbst erhaltene Pflege — Worte, die Mandal nur mit einer Verbeugung erwiderte — half er „seiner Schwester“ in die Gondel und stieg dann gleichfalls nach.

Jetzt übergab Mandal seinem Diener ein versiegelttes Schreiben mit den Worten: „Besorge diesen Brief

an seine Adresse!“ Und ihm die Hand bietend, fügt er leise bei: „Wenn wir uns vielleicht nicht wiedersehen sollten, so lebe wohl, alter redlicher Freund — für Dich ist gesorgt!“

Ohne eine Antwort abzuwarten, stieg er dann mittelst einer Leiter in den Krahn, ließ die haltenden Taue eines nach dem andern losmachen und — wie ein Pfeil erhob sich der Ballon in die Lüfte.

Man hat keinen der drei Insassen je mehr gesehen. Andern Tags aber las man in sämtlichen Pariser Zeitungen nachstehende Anzeige:

Der erste Staatsanwalt macht uns Mittheilung von einem entsetzlichen, in der Frühe des gestrigen Morgens verübten Morde und Selbstmorde, eigener



„Lebe wohl, alter redlicher Freund, für Dich ist gesorgt.“

Anzeige gemäß begangen von dem in letzterer Zeit als Luftschiffer vielgenannten reichen Privatmann Charles Mandal.

Die Opfer des Mordes sind Mandals eigene Frau, die ihrer Schönheit wegen vielgepriesene ehemalige Schauspielerin am Theater Chatelet, Adele Robinet, und deren Geliebter, der vormalige Kapitän im Linieninfanterie-Regiment Nr. 88, Henri Vicomte de Breteuil.

Ueber die Gründe, die Mandal zu dem Morde bestimmte, und die Ausführung der grauenhaften That selbst sind wir in der Lage, die in der Selbstanzeige gebrauchten eigenen Worte des Mörders und Selbstmörders anzuführen. Sie lauten:

„Bezaubert von der Schönheit Adelsens und obwohl ich wußte, daß sie intime Beziehungen mit dem Kapitän Vicomte de Breteuil unterhalten hatte, reichte ich ihr — nachdem sie geschworen hatte, letztere seien gänzlich abgebrochen — vor einem halben Jahre meine Hand zum Ehebunde. Aber mein Weib hatte gelogen: die Beziehungen zu dem Vicomte waren nicht abgebrochen, sondern während der Dauer des Krieges nur unterbrochen und nach der Rückkehr des Offiziers aus der deutschen Gefangenschaft begannen sie von Neuem. Aber als ich durch Zufall hiervon Kenntniß erhielt,

wußte Adele mich vermöge ihrer nichtswürdigen schauspielerischen Begabung — durch Lug und Trug — glauben zu machen, der Mann, in dessen Gesellschaft ich sie gesehen, sei ihr Bruder, ihr unglücklicher, eines begangenen Mordes wegen zur Deportation verurtheilter Bruder.

Wie gerne glaubte ich ihr: ich war ja meiner schönen Frau mit einer an Abgötterei grenzenden Liebe zugethan! Ich schenkte ihr mein volles Vertrauen wieder, und sie wußte es sogar dahin zu bringen, daß ich ihrem Buhler, der von seinen eigenen Soldaten durch einen Schuß verwundet worden war, in meinem Hause ein Asyl, Schutz und Pflege gewährte, nachdem Adele mir erklärt hatte, ihr Bruder sei auf der Flucht vor der Polizei verwundet worden.

Wie schrecklich wurden mir die Augen endlich geöffnet, als ich Gelegenheit hatte, ein Gespräch meiner Frau mit ihrem vermeintlichen Bruder zu belauschen, das mir ihre ganze Verworfenheit enthüllte! Ich war außer mir vor Zorn und Abscheu; Komödie — eine schändliche Komödie hat sie gespielt mit mir, der sie so innig, so unaussprechlich liebte — mit ihrem Gatten, dem sie mit einem heiligen Eide Liebe und Treue gelobt hatte!

Wilde Verzweiflung erfaßte mich, aber — Gott sei Dank — der Abscheu, den ich gegen das verbrecherische Weib empfand, ließ mich den Sieg über meine leidenschaftliche Liebe erringen, so daß ich diese aus meinem empörten Herzen reißen und dem Gedanken, mich zu rächen — fürchtbar zu rächen — näher treten konnte.

Adele und ihr Buhle kamen mir darin zu Hilfe. Mein Weib ging mich mit der Bitte an, „ihren Bruder“ mittelst eines Luftballons aus Paris zu bringen. Darauf ging ich ein unter der Bedingung, daß Adele mich begleite. Nach einigem Zögern — vielleicht ahnte sie ihr Schicksal — gab sie ihre Zusage und damit lieferte sie sich mit ihm, der mein Lebensglück zerstörte, in meine Hand.

Beide werden — wie ich selbst — nur als gräßlich verstümmelte Leichen wieder auf die Erde gelangen: ich werde den Ballon entflammen und uns alle hinabstürzen und zerschmettern. Aber ehe dies geschieht, sollen beide erfahren, welchem Boose sie verfallen sind, denn es genügt mir nicht, sie einfach zu tödten: sie sollen zehnfachen Todes sterben!

In der unendlichen Höhe werde ich zu ihnen sagen: „Henri, Vicomte de Breteuil, der Du nicht achtend der Heiligkeit der Ehe mit meinem Weibe Buhlschaft gepflogen — und Du, schändliche, ehrvergeßene Ehebrecherin, vernehmet: der allmächtige und allwissende Gott hat euch in meine Hand gegeben, daß ich euer an mir begangenes Verbrechen rächen und euch dafür bestrafen kann. Sehet her: eure Gondel ist an der meinigen mit zwanzig Stricken befestigt — ich werde alle zwanzig, nach und nach — einen nach dem andern in Pausen von fünf Minuten abschneiden und euch hinab auf die Erde stürzen, die ihr nur in Atome zerschmettert erreichen werdet!“

Dies werde ich sagen und — dies werde ich thun!

Wenn sie aber, nachdem die ersten Stränge gefallen sind, in Todesangst — wie ich hoffe und erwarte — versuchen werden, an den noch übrigen zu mir empor in meine Gondel zu klettern, dann werde ich mit Wollust meinen elektrischen Ränder ins Innere des Ballons halten: ein einziger Druck meiner Hand — ein betäubender Knall — und Alles ist vorüber!

Gott sei mir und meiner Seele ein gnädiger Richter!
Charles Mandat.

Damit schloß der Zeitungsbericht mit dem Beifügen, daß der Mörder sein ganzes bedeutendes Vermögen verschiedenen Wohlthätigkeits-Anstalten, dessen Nutznießung aber seinem langjährigen treuen Diener Jacques Mornau vermachet habe.

† Georg Längin.

Nur einen Sonntag hat die Woche und das Jahr leider nur einen Mai. Darum gibt's der Werktagsteile so viel mal mehr, als Sonntagskinder, und so gar viel mehr gewöhnliche, als Fest- und Jubeltage. Es gibt aber wirkliche, wahrhaftige Sonntagskinder, dabei bleibt's, man braucht nicht abergläubisch zu sein. Ein wundervoller Tag ist ohne allen Zweifel jener 10. Mai 1760 gewesen und ein Sonntag, wenn auch kein eigentlicher Sonntag, als dem Hausgärtner des Rathsherrn Fselin zu Basel, dem Jakob Hebel, im Gärtnerhaus gegenüber dem badischen Markgrafenhof — nicht gar weit vom damals noch bestehenden „Todtentanz“ — ein Söhnlein geboren wurde. Gute Geister umschwebten dessen Wiege und streuten ihm der Gaben herrlichste ein, einst Menschen zu beglücken und Herzen zu erfreuen und zufrieden zu machen. Ein Sonntagskind ist Hebel gewesen und geblieben sein Leben lang, ob ihm gleich von dem, was man sonst nicht hoch genug zu schätzen und zu rühmen weiß, ererbte Ehren oder erworbener Reichthum, nichts zugefallen ist, dennoch ist der Gärtnerlohn einer der Reichsten und Geehrtesten geworden vor Mit- und Nachwelt, nämlich einer, der auf den ersten Anlauf die Herzen der Mitlebenden zu gewinnen verstanden hat und die Gemüther der Menschen einzunehmen durch Geben und Erfreuen, in seiner Art ein Welteroberer! Bald sind es nun schon 100 Jahre her, daß das einzige Bändchen Gedichte von Hebel erschien, schon viel Wasser ist den Rhein hinunter, seit der Karlsruher Professor und Kirchenrath den Schlußpunkt hinter sein letztes Kalenderstücklein gesetzt hat; wer aber heute im weiten deutschen Vaterland oder auch hinten im wilden Westen Amerikas in einem stillen Sabbatstündlein den Hebel aufschlägt und zu lesen anfängt, ist es ihm nicht, als grüße ihn ein alter Bekannter, ein herzgeliebter Freund zur Thüre herein oder durch's Fenster und thue den Mund auf zu einem gemüthlichen Gutenmorgengruß. Gewiß, unser badischer Kalendermann von ehemals hat noch immer eine große Gemeinde und wird wohl auch bald dazu kommen, daß in einer der badischen Oberländer Städte ein schönes Standbild des Dichters ersteht, der in die Tiefe des Volksgemüths geschaut hat und in Volksmundart dessen Geheimnisse offenbart, wie kein anderer vor ihm. Ja, er war ein Sonntagskind, ein rechtes und echtes!

Und obgleich er nur ein einzig Buch gefällt hat mit seinem alemannischen Sang, wer kann sich neben ihn stellen von all den Dichtern und Sängern und Schreibern unserer Tage, die Jahr für Jahr Bücher zu Markte bringen, Bücher oft nur von Wert für den Spezereiladen?

Selbst im Norden Deutschlands, wo man unserem Landsmann Hebel sein Wort vom Sandwirth von Passay so schwer vergißt, hat in neuester Zeit ein Wortgewaltiger von Hebel viel Gutes geredet, ja ihm sogar in Berlin sogar ein Denkmal gesetzt, nämlich der Oberhofprediger dort, Herr Dr. Rogge, in den „Charakterbildern“, in denen auch Hebel als eine Leuchte am deutschen Himmel erscheint.

Wenn aber der Rheinländische Hausfreund heute

seine Spalten weit aufthut zu Ehre und Lob des Mannes, der nicht nur in Bildern der Stirnseite des Kalenders steht, sondern mit seinem milden Geist noch immer in der Stille fortwirkt und waltet in jedem rechtschaffenen Volksbuch, so thut der Hausfreund das gewiß nicht, als ob Hebel nützlich hätte, wieder frisch aufgewärmt oder neu angestrichen zu werden, bei Leibe nicht, sondern weil der Hausfreund seinen liebwürthen Lesern in kurzen Zügen das Leben und Schaffen eines andern Mannes fest vor Augen stellen möchte, dem es der alemannische Dichter eben auch angethan hatte von Kindesbeinen an und der sein Leben lang auch in echter Heimathtreue als treuer Jünger den Sangmeister gehört hat, in einem Stück über ihn hinausgewachsen ist, mit dem wiedergeborenen deutschen Vaterland. Während Hebel dem alten Reich in's Grab schauen mußte, ist der, dessen Bild wir nun vorführen wollen, seine Begeisterung in Wort und That kundgebend, an des neuen Reiches Wiege gestanden, in der Erhebung des Volkes ein wackerer Brüdenschläger über die alte Kluft zwischen Nord und Süd, dabei ein Marktgräser vom besten alten Schrot und Korn, so zu sagen Fleisch von Hebels Fleisch und Bein von dessen Gebein, siebzehn Jahre lang Mitarbeiter am Kalenderwerk des „Hausfreundes“ — Georg Rängin.

Ist sein Bild während seines Lebens auch manchmal etwas verhüllt gewesen vom Nebel der Parteistreitigkeiten, um so heller soll es nun sein, da er entrückt ist in das Land, da kein Streit ist, und im Blicke jener Lebenserweigungen glänzen, die über allen Parteihader erhaben sind.

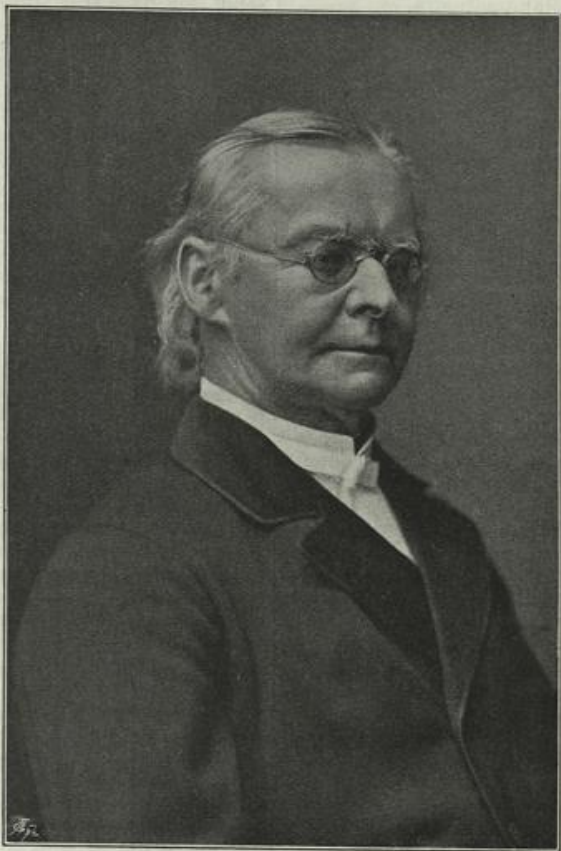
Geboren am 31. Oktober 1827 zu Buggingen bei Müllheim im badischen Oberland, das nur eine Stunde vom schönen Badenweiler entfernt liegt und nur ein Jahr nach Hebels Tod, war Rängin

sozusagen auf dem klassischen Boden alemannischer Art und Landschaft daheim. Aber den Gebattersleuten des damaligen Bugginger Kronenwirths hat es, als sie das Knäblein über die Laufe hoben, gewiß nicht geträumt, daß sie einen künftigen Residenzpfarrer im Taufstift hielten. Der Marktgräser liebt, wie wenig Andere, die heimische Scholle und befinnt sich zehnmal, bis er seinen Vuden „in's Studium“ thut. So sollte der „Jörg“ einmal mit Sense, Dreischlegel und Rebmesser hantieren, hachend in den heimischen Matten, Rebhügeln und Feldsturen, und damit er auch einmal etwas werden könne in der Gemeinde und für sie, dafür war die Müllheimer Bürgerschule da: der Knabe machte also

nach seiner Volksschulzeit auch noch seinen Weg durch die Bürgerschule, ein Weg, der ihn Tag für Tag durch die prächtige Rußbaumallee führte, die „von Müllen an der Post“ gen Buggingen führt. Der fleißige Knabe trug aber in seinem Schulranzlein bei den Schulbüchern noch ein Büchlein, das ihm viel lieber war, als was er sonst darin hatte: es waren die Gedichte Hebels, die er neben seinen Schulaufgaben auf dem Hin- und Herwege zwischen Elternhaus und Schule nach und nach alle auswendig lernte, die Bibel sprache zwar auch. Die Hebelreime trug er dann bei Jung und Alt vor und war darum überall gut gelitten. Der Kronenwirth aber, nachdem der Bürgerschüler ihm ein sehr gutes Abgangszeugniß heimgebracht hatte von Müllheim, wurde Willens, mit einem

Blick auf sein bedeutendes Säcklein voll Kronenthaler, des Sohnes Hergenswunsch zu erfüllen, der das Elternhaus mit der „goldenen Krone“ gern dem Bruder überließ, und Georg auf's Karlsruher Gymnasium zu thun. Was das für den Jüngling eine Freude war! Der Vater hat's nicht zu bereuen gehabt, der junge Rängin ging in Karlsruhe gar sparsam um mit den väterlichen Kronenthalern, studierte, die Läden der Bürgerschulbildung rasch ausfüllend, „unding“ und hielt mit den jüngeren Kameraden bald Schritt, denn er war beim Eintritt in Karlsruhe schon ziemlich älter, als erforderlich. Sein lehtes Gymnasialjahr sollte sich ihm mit unauslöschlichen Zügen in die Seele graben. Als an jenem verhängnißvollen Sonntagabend im Februar 1847 der erste Feuerruf durch das Karlsruher Hoftheater erscholl und bei der schnellen Verbreitung des Feuers wahnwitziger Schrecken sich der Herzen der bereits in den Zuschauerräumen Befindlichen be-

mächtigte, befand sich auch der junge Rängin auf der obersten Theatergalerie; er stürzte mit den Uebrigen der nächsten Thüre zu: sie war von Eisen und verschlossen, alles Drängen und Künfteln half nichts und schon sahen die Armen den lohenden Tod hinter sich herziehen. Da öffnete sich die Thüre: von außen hatte sie ein muthiger Karlsruher Bürger eingestoßen und die diesen Ausgang gesucht, waren gerettet. Wie mag ihm gewesen sein, als er dann dem ungeheuern Reichthum folgte, der die gesammelten Beine der Verunglückten zur lezten Ruhestätte brachte! Am tiefsten prägte sich dem jungen Gemüth der seltene Anblick ein, daß die Geistlichen der beiden Konfessionen und der Rabbiner nebeneinander dem Zug vorangingen.



Georg Rängin.

Kurz vor dem 48er Sturm ging Vängin zur Universität ab, der heimathlichen Hochschule zu Heidelberg. Von einer besonderen Thätigkeit des Studenten als Umstürzler hat die badische Weltgeschichte nichts zu berichten: man weiß nur, daß er zur Zeit, als die Freischaren i. J. 1849 im Unterland sich mit den Preußen herumschossen und alle Tage weiter rückwärts konzentrierten, Mieroslawsky rechts und die „Konstituante“ links auskniffen, mit dem gesammten Bugainger Aufgebot zu Ebnet bei Freiburg im Quartier lag. Was das Buggenger Freiheitsaufgebot wohl beim Schenkelwirth zu schaffen hatte? Vier bekamen sie beim Schenkelwirth feins, und wenn sie ihm Gewehre und Senzen auf die Brust gehalten hätten, wohl aber auch in solchem Fall noch eine Grobheit, die besser traf als eine von Heiligs Kanonentugeln.

Konnte Vängin nach seiner ganzen innern Anlage auch kein Kapitalsbüchermurm und Stubenmensch werden, ausgenüht im besten und annehmbarsten Sinne hat er indessen seine Universitätszeit im Studieren am Pult beim Lampenschein, wie beim Wandern in den herrlichen Buchwäldern um Heidelberg und durch's Redarthal und durch die ebenen Fruchtfluren zu Halle a. S. Jedenfalls hat sich der Kronenwirth zu Buggingen über die für seinen Sohn ausgegebenen blanken Kronenthaler nicht zu sehr getränkt. Dieser wird deren zwar nicht zu viele mehr in die heimische Krone zurückgebracht haben, dafür aber eine gehörige Portion wirklich durchstudierter Bücher, ein gediegenes Wissen und einen durch ausgezeichnete Lehre und Lehrer gesteteten Charakter, vor allem aber einen weiten Blick für die beruflichen Bedürfnisse eines badischen Pfarrers und Seelsorgers. Gewiß blieb das Kronenthalersäcklein in der alten, behäbigen Rundung: die ausgegebenen waren in keinen löcherigen Beutel gelegt.

Gleich nach überstandener Prüfung wurde Vängin in den Dienst berufen und durfte, ein Pfarrverweserjahr im Kraichgauischen Gölshausen abgerechnet, seine ganze Vikariats- und Pfarrverwalterzeit im heimathlichen Alemannien durchleben, im frischen Wiesenthal, im sonnigen Rebland, im tannengrünen Schwarzwald, zu Schopfheim, Theningen, Thingen und zuletzt in Schiltach, wo er dann im Jahr 1858 Pfarrer wurde und bis zu seiner Berufung nach Karlsruhe verblieb. An all diesen Orten hat Vängin das beste Andenken hinterlassen.

Aus seiner ersten Pfarrverwaltung verlautet Folgendes. Bekanntlich wird das eigentliche „Pfarrhandwerk“, d. h. die pastorale Praxis auf der Universität nicht erlernt, da lernt der junge künftige Geistliche zur Noth, wie man in den Chorrod schlupft und bei der Prüfung in Karlsruhe etwa noch in der kleinen Kirche bei der Probepredigt, daß man nicht zu einem der bei der Kanzel befindlichen beiden Fenstern hinauspredigt, sondern ordentlich die Kanzel beschreitet und die Predigt dort hält. Alles Uebrige findet sich erst in der Praxis, oft erst, wenn man schon selbständig amten muß. So war's wenigstens vor Zeiten. Vängin brauchte als neuernannter Pfarrverweser einen acht-tägigen Urlaub und schrieb, deshalb bittend, ans Dekanat mit der unüberlegten Unterschrift: „Ev. Pfarramt.“ Umgehend kam die Antwort: „Das Pfarramt G. braucht keinen Urlaub, sondern bleibt pflichtschuldigst in loco.“ Auf nochmalige Anfrage kommt der gleiche Bescheid mit dem weiteren Vermerk, daß, falls für Stellvertretung während des Urlaubs gesorgt sei, Pfarrverweser Vängin statt acht auch vierzehn Tage in Urlaub könne, das Pfarramt G. aber unbedingt daheim zu bleiben habe. So lernte ein Pfarrverwalter

den Unterschied zwischen dem felsenfesten Amt und dem darunter hingleitenden und vorüberwehenden Schatten eines Pfarrverwalter's.

Besonders das Schwarzwaldstädtchen Schiltach hatte es ihm angethan mit seiner schwäbischen Art, damals noch, wo von einer Bahn kaum jemand träumte, besonders zur Winterszeit weltabgeschieden, im engen Thal von den ziemlich steil aufsteigenden Tannenbergen umschlossen, das war so recht ein Ort, wo der junge, in seinen Idealen lebende, besonders in Poesie und Geschichte vertiefte Pastor im Verkehr mit einigen Industriellen und Beamten Jahre lang sich heimisch fühlte und tief im Schwarzwald hinten an einer und seiner neuen Welt zimmerte. Dort hat er schöne Jahre verlebt: in den Tannenwäldern und auf den Berg-höhen, wo ein allzeit kräftiger Luftzug des Wanderers Stirne kühlte, dort haben auch ihm die Tannen von dem Frieden in die Seele gehaucht, den man in der lärmenden, braufenden Industrie- und Großstadt vergeblich sucht. Dort ist er auch mit dem Dichter des „Trompeter von Säckingen“ und „Ekkehard“ in Verbindung getreten, in enge, echt freundschaftliche: Schef-fel suchte in jenen Jahren oft die Kenschbäber auf und kam zuweilen über Stock und Stein zu Vängin nach Schiltach herüber. Schef-fel pochte aber besser in die Schwarzwaldthäler und auf die von Wildbächen durchströmten Tannenhalben, als in die Hardresidenz.

Mit der Schiltacher Gemeinde ist Vängin in seinem zehnjährigen dortigen Aufenthalt ganz verwachsen gewesen, man sah ihn gern und hatte ihn lieb und in Ehren, den jungen würdigen geistlichen Herrn, denn was er äußerlich war, ein Pastor, sah man schon von weitem, wenn er daherschritt, hochgewachsen, ungemein schlant, in jener Zeit schier hager, von hoher, doch schön gerundeter Stirn, sehr ausdrucksvollem Gesicht, langem wallendem, aber schlichtem Haar, auch ohne allen sonstigen pastoralen Anstrich oder Aufputz den Gebildeten im Pfarrhabit zeigend, immer voll Würde und Ernst und doch, wenn er angerebet wurde, voll gewinnender Freundlichkeit, so bleibt Vängin wohl allen, die ihn gekannt haben von seiner Vikariatszeit an bis zu seinem letzten Amtsjahr in Karlsruhe vor Augen, und gewiß nur wenige seiner leider nur zu zahlreichen Gegner mögen, persönlich mit ihm verkehrend, ihre Schroffheit ihm gegenüber haben behaupten können.

In Schiltach bildete sich ihm auch unter der Führung des Preußen Bunsen die Weltanschauung und Geschichtsauffassung, die ihn schon in den fünfziger Jahren unter die Schaar derjenigen einreichte, welche Preußen und seinen König mit der Führerschaft des Deutschen Volkes betraut sehen wollten.

Wenn er in einem seiner 1858 veröffentlichten Gedichte ruft: „Gebt uns Gedanken“ und die Debe des damaligen geistigen und politischen Lebens beklagt, so hat er schon Gedanken, die wie feste, starke Balken sich über die gähnende Klust legen und warm und belebend muthet uns der Sang an:

Walle, walle allervwärts,
Walle jedes deutsche Herz,
Geist, der hell die Brust durchflammt,
Leben, das von oben stammt u. s. w.

Seine väterlich überlieferten Anschauungen in politischer und religiöser Hinsicht waren die eines gemäßigten, loyalen und wohlwollenden Liberalismus. Wenn er in seinen letzten zehn Jahren vielfach in seinen Strebungen mißverstanden und von Leuten, die ihn nicht kannten und zu seiner Hemmung nicht be-

rechtigt waren, angefeindet wurde, nicht davon wußten als Fremdlinge in badischen Landen, welche eine reiche Liebe zum großen deutschen Vaterlande schon seit Jahrzehnten in der Brust Längin's wach gewesen war, wenn er sich sozusagen durch solche Gegner in seinem Heimgefühl verletzt und seine Loyalität und Aufrichtigkeit verdächtigt sah, da darf man es ihm nicht zu sehr verübeln, wenn er dann schärfer als in seiner Natur lag, in's Zeug ging. Gleichwohl erwies er sich auch in dieser Zeit, wo er nur aufrichtige Gesinnung sich gegenüber sah, und echtes Leben von innen heraus, doch allezeit weitherzig und anerkennend, so unsympathisch ihm vielleicht auch die Form des Gegners war.

Im Jahre 1864 löste sich plötzlich sein trauliches Verhältnis zur seitherigen Gemeinde und die Idylle seines Pfarrlebens war mit dem Weggang Längin's als Garnisonsprediger nach Karlsruhe zu Ende: aus der stillen, ruhigen Schwarzwaldgemeinde heraus, aus den allereinfachsten und gemüthlichsten Verhältnissen und Beziehungen in das damals gerade durch kirchliche und noch mehr politische Händel schon ungemain bewegte Karlsruhe, in die Residenz, und zwar als Soldatenpfarrer, der Friedensmann mit dem glatten, jugendlichen Kindergesicht, unter die Kriegsmänner, und zu einer Zeit, wo es gerade ziemlich stark nach Pulver roch. Es hätte einem um den Mann bange werden können. Er blieb auch nicht lange in dieser Stellung, die ihm nicht ganz zusagte; er wurde bei der nächsten Vakanz einer Karlsruher Pfarrstelle gewählt, und gleichzeitig schied er auch eine Aenderung, eine fast eben so große, als die Verlegung von Schiltach, nach Karlsruhe in seinem häuslichen Leben ein, nämlich die Verlegung aus dem — Zölibat in den hl. Ehestand, das allerbeste Mittel, den aus dem Schwarzwaldstädtchen in der Residenz gelandeten Pfarrherrn den neuen Verhältnissen ruhig, gleichmäßig und sorgsam einzufügen. Er hatte dabei mehr Glück als sein Meister und Vorbild Hebel. Längin hatte, ehelos geliebt, möglicherweise vom Karlsruher Gesellschaftsleben erfaßt, in demselben aufgehen und verflachen können, oder aber, von demselben abgestoßen, sich in seine Bibliothek vergraben und allem äußeren Beruf abhold werden können. Diesen beiden Gefahren entging der neue Karlsruher Stadtpfarrer — durch einen Ausflug in's Wildbad, welchen er ganz — ohne alle Absicht eines schönen Tages unternahm. Dort führt bekanntlich ein langer, ungemain heimlicher Promenadenweg rechts und links der Enz entlang gegen das Enzklösterle und allmählig in die Schwarzwälder Waldnacht hinein. Es ist ganz wunderbar, daß der Karlsruher Pastor gerade an dem Enzufer promenirte, wo allerdings weit hinten im tiefen Schatten eine Karlsruher Malerin, und zwar ein ziemlich junges, busperes Mädchen, eine degabte Schülerin des Herrn Prof. G. eben daran war, eine Schwarzwaldbachpartie aufzunehmen. Ganz, ganz zufällig sah dann einmal die junge Dame, mit Pinsel und Palette in der Linken, durch ein Geräusch im Hintergrund aufmerksam geworden, und mit der Rechten die Augen schattend, rückwärts und erkannte, von einem durch's dicke Geäst durchbrechenden Sonnenstrahl unterstützt, in der schwarzen Männergestalt dort hinten den neuen Karlsruher Stadtpfarrer, und er überzeugte sich dann auch, daß er das Fräulein Eugenie Bilharz vor sich habe, die sonst in gewöhnlichen Tagen in Karlsruhe die Malkunst in der gewöhnlichen Tagen in Karlsruhe die Malkunst erlernte. Ob die Malerin an jenem Tag ihr Bild fertig gemacht, steht nicht in der Chronik. Aber Verlobungskarten verkündeten den Freunden in der Resi-

denz von einem neugeschlossenen Bund wahrer Herzens-treue zwischen zwei Menschen, die wie für einander geschaffen schienen. Wir bemerkten nebenbei, daß die liebe Braut Längin's eine Schwester des nun auch schon längst verstorbenen Dr. Bilharz war, des wadern Pioniers deutscher Afrikaforschung, welcher als Begleiter Herzogs Ernst von Koburg i. Z. dessen Reise nach Oberegypten und in den Sudan mitmachte und dort ein Opfer des Forschertriebs wurde.

An seiner feinsinnigen, künstlerisch strebenden Gemahlin, die aber, nebenbei bemerkt, doch auch das Muster einer tüchtigen, rechnenden und sehr umsichtigen Hausfrau war und blieb, fand Längin eine Gehilfin für seine literarischen und wissenschaftlichen, auch für seine weiteren humanen Strebungen, eine wirkliche Gehilfin, wie sie kaum anders konnte gefunden werden; insbesondere die Hebelstudien und ihre Früchte, das Hauptwerk aus Längin's Leben, waren nur im Umgang mit der humorvollen und kunstfertigen Sigmaringerin an so gutes Ziel zu bringen.

Ja, das ist wirklich das Hauptverdienst unserer theuern Längin, lange nicht genug gewürdigt von den Mitlebenden, wie auch Hebel selbst noch nicht genug erfaßt ist, ja, das Hauptverdienst nicht nur für uns Badener, sondern für ganz Deutschland, daß er, nur ein Jahr nach Hebel's Tod geboren, mit den Stätten, an denen Hebel während seiner Oberländer Jugend- und Vikariatszeit gewohnt und verkehrt hatte, vertraut geworden, auch besonders begabt mit einem feinen Gemerk für alles, was nur mit dem heimathlichen Dichter zusammenfiel, so konnte er dann, nachdem er mehr als ein Vierteljahrhundert lang den Stoff überall her zusammengetragen, zu einer vollständigen Lebensbeschreibung unseres vaterländischen Dichters schreiten. Daß er eben gewissenhafter Führung seines Pfarramts und geistlichen Berufs, womit er seiner engern Gemeinde und der großen Landesgemeinde diente, auch noch dieses schöne Werk der Aufrichtung eines schriftlichen Hebeldenkmals vollbracht hat, ehrt ihn hoch und sichert ihm einen bleibenden Namen in unserer Heimathgeschichte. Dieses Werk wäre für sich allein schon eine würdige Lebensaufgabe gewesen.

Längin kommt uns für unsern „Hausfreund“ hauptsächlich nur so weit in Betracht, als wir in ihm den Hebelfreund, Dichter und schönliterarischen Schriftsteller erkennen und würdigen. Seine Theologie gehört seiner Kirche: seine Hebelstudien und Dichtungen dem deutschen und badischen Volk. Wir dürfen es nun fast sagen, mit unserem Landsmann Hebel beginnt ein vorher Unbekanntes, fast völlig Neues in der Geschichte des deutschen Schriftwesens. Er ist nicht nur der eigentliche Begründer der heimathlichen, oberdeutschen Mundartdichtung, welche bei ihm sogleich in schönster Vollendung zu Tage tritt, sondern unser Hebel steigt auch mit der öffentl. wieder zur Geltung gelangten Mundart in die Tiefe der Volksseele hinab und offenbart uns dieselbe, wie sonst nur Altmeister Gothe.

Längin war nun schon frühe mit vollem Bewußtsein von dem Gefühl durchdrungen, daß er mit seinem Sammeln von Hebelnotizen im Oberland und anderswoher ein bedeutendes Herbarium anlege so gut wie ein in fremden Welttheil wandernder Forscher. Er verwandte in seiner Karlsruher Pfarrzeit jahrelang fast alle seine Freistunden auf solche Arbeit. In diesem Sinne zog er auch die von Hebel einst für die Volksschule bearbeitete biblische Geschichte wieder aus dem Winkel; sie ist ja ein Muster volkstümlicher Erzählung (1873). Im gleichen Jahre erschien in

Stuttgart die freilich nicht ganz gerathene Ausgabe der Hebel'schen Werke. Rängin gab (anonym) die Einleitung dazu.

Erst 1875 kam seine Hauptdrift: *Johann Peter Hebel. Ein Lebensbild*, Karlsruhe 1875 bei Macklot. Ebenso bei J. Lang in Tauberbischofsheim: *Aus J. P. Hebels ungedruckten Papieren* (dem Verfasser wurden vom Großherzog, was in diesem Betreff sich im Hofarchiv fand, zur Durchsicht und Benutzung überlassen) 1882. Sodann noch eine Reihe von Nachträgen zu Hebels Werken und Beiträgen zu seiner Charakteristik. Auch die Zeitschrift „*Alemannia*“ erfreute sich Rängin'scher Beiträge über Hebel und Mundartliches.

Für all diese Arbeiten hatte er an seiner geistreichen Gattin, wie bereits bemerkt, eine ebenbürtige Gehilfin, ohne deren Mitarbeit das Werk wohl noch länger in seinem Pult unvollendet gelegen wäre. Man merkt in diesem Buche wohl den heiter drängenden und lustig spornenden Hausgeist hinter den Koulissen und könnte schier sagen: da und da hat die Wildbader Malerin, die zur Pfarrfrau gebiethen, mit ihrem Humor dem Schreiber in die Zeilen gebauht.

Doch hat die schriftstellerische Thätigkeit Rängin's sich mit diesen Hebelbüchern und einer langen Reihe theologischer oder kirchenpolitischer Schriften noch bei weitem nicht erschöpft. Veröffentlicht sind von ihm außer den 1858 erschienenen und 1892 in vermehrter Auflage im Verlag des Bibliographischen Instituts wieder herausgegebenen Gedichte „*Vierzig Jahre Kämpfen und Hoffen*“, welche dem freundlichen Leser des „*Rheinländischen Hausfreundes*“ hier aufs Wärmste empfohlen seien. Ihnen eingefügt ist das 1872 erschienene Gedicht „*Die Schlacht bei Belfort*“. 1872 erschienen „*Elsässische Sonette*“ zur Eröffnung der Straßburger Universität. Auch im dramatischen Fache hat sich Rängin versucht und in edler, hochdichterischer Sprache zwei Trauerspiele verfaßt: „*Marc Aurel*“ in 5 Akten 1882 und „*Valeria*“ in 5 Akten, Tauberbischofsheim bei J. Lang, dem Leser hohen Genuß bietend, aber den Bühnenleitungen und dem Publikum in unserer Zeit als sogen. „*Römerdramen*“ nicht besonders erwünscht. Drei Lieder: „*Zur Bismarckfeier*“ 1885, „*Erinnerung an Kaiser Friedrich*“ Lied im Volkston 1889. „*Eine Hochzeitshymne*“, Gedicht (mit Musik von Vinz. Bachner).

Wir sehen, daß Rängin mit dabei war, in der Heimath und im großen Vaterland, überall in seinem Sang mit Herz und Seele, wo es galt, das Vaterland und dessen Helden zu ehren. Und wie knapp war ihm die Zeit zugemessen zu seinen literarischen Arbeiten, wie manche Nachtkunde mußte er dafür opfern, d. h. vor seinem Pult zubringen, da diese Freizeit noch durch Nebenämter, Aufträge von außen und aus der Gemeinde, durch Freundesdienste, Besuche und eine ausgedehnte Korrespondenz sehr verkürzt wurde.

Aus der Fülle einer wirklich beglückten Häuslichkeit während dreier Jahrzehnte, aus gelegentlichen Ausflügen — zu größeren, längeren Reisen kam er nicht, denn seine weiteste wird wohl ein Besuch Oberitaliens gewesen sein —, besonders aber aus seinen Sommerfrischen schöpft er die Kraft und Lust zu seinen Berufs- und freiwilligen Arbeiten.

Der Zugänglichkeit neuer Berufsarten für das weibliche Geschlecht, einem Karlsruher Mädchengymnasium, der Bildung der Kindergärtnerinnen und den Kindergärten selbst, besonders aber dem deutschen Schulverein für Oesterreich galt sein Aufmerksam und seine Pflege: diesen Bestrebungen hat er viel Mühe,

Zeit und auch viel Geld gewidmet, hatte aber auch die Freude, sein Streben in engern und weitem Kreisen gewürdigt zu sehen und konnte für die Wichtigkeit desselben auf den Erfolg hinweisen.

Seinem lieben Meißter Hebel durfte Rängin auch darin gleich werden, daß sich sein Leben in größter Regelmäßigkeit abwickelte, Jahr für Jahr, Jahrzehnt für Jahrzehnt, immer alles seinen regelmäßigen, gleichen Gang nahm, schier wie der Pendelschlag einer Uhr. In Rängin's Haus gab es keine Krankheiten, tobten keine Stürme, war sozusagen immer der gleich helle, klare Himmel. Seine Ehe war nur mit einem Sohne beglückt, der, dem Vater ähnlich, gebieth und zum Gelehrten heranwuchs, heute ein stiller, fleißiger Beamter an der großen Bäckerei der Freiburger Hochschule. Rängin hat in der Führung seines Lebens und Haushalts ganz den Martgräfler Charakter bewahrt, wie auch in der ganzen Art seiner Frömmigkeit, es ging alles ebenmäßig, ruhig, ohne Earm ab und wenn es ja solchen um ihn gab, so machten ihn andere. Wurde es zu arg, so machte er's, wie die Martgräfler Wirthe, die den Unartigen ruhig, ohne Spettakel, vor die Thür setzen. Geht's doch im Oberland in manchen Martgräfler Orten Sonntag Nachmittags und Abends meist nicht viel lauter zu, als in einer Herrngüter Gemeinde. Ueberhaupt war er schlicht in allen seinen Lebensäußerungen, nüchtern bei aller warmen Empfindung und Begeisterung, eine harmonische Natur.

Ein gewaltiger Kanzelredner ist er nicht gewesen, wollte kein solcher sein, für Erweisung besonderer Frömmigkeit hatte er kein Gemerk, noch weniger Neigung dazu, aber wer mehr mit ihm verkehrte, hatte doch die Gewißheit, daß durch seine persönliche Frömmigkeit echte Psalmstimmung ging, und ein Hauptbeweis, daß er wirklich fromm war, lag in der herzlichen Bescheidenheit seines Benehmens gegen Arm und Reich.

Als er im letzten Frühjahr, auf seinen 70. Geburtstag zuschreitend und von der Alters- und Arbeitslast gedrückt, sein Pensionsgesuch niederschrieb, durfte der Mann im wallenden Silberhaar doch auf reife und edle Früchte seiner schriftstellerischen Arbeit zurück schauen, als einer, der sein Leben lang hatte aufbauen wollen, und als einer, der dem Umsturz gründlicher Feind war, als mancher, welcher scheinbar baut oder zu bauen behauptet und im Grund doch für den Umsturz vorarbeitet.

Seiner waren ihm nur wenige Tage vergönnt, der so sehnlich begehrten Ruhe zu genießen. Er hatte noch so allerlei Aufgaben in seiner Mappe, aber vor allem vor sich eine Reihe von Ausflügen geplant für die Herbstzeit in liebe Orte des Oberlandes und bei alten Freunden und Bekannten. Es war am Sonntag den 13. September, da schrieb er an einen der ältesten seiner alten Freunde einen langen und launigen Brief, wie er sich freue der Abendruhe, wie wohl ihm der Pensionsstand thue beim täglichen Anblick der heimischen Berge und Wälder und Auen und wie er nun recht nach Herzenslust wolle Einfuhr halten bei seinen Freunden und zwar damit gleich einen Anfang machen, daß er die eben in Freiburg bei einem landwirtschaftlichen Congreß versammelten Landsleute auffuchen wolle.

Der Freund erhielt den Brief am Morgen, aber zu einer Zeit, als Rängin schon seit 15 Stunden seine Wanderung angetreten in jenes Land, wo man aus unendlicher Ferne Rückschau hält in weit hinten liegende Erdenferne; der Orts- und Wohnungswechsel, den man gemeiniglich Tod heißt, war am Sonntag Abend unmittelbar, nachdem er von jener Versammlung heimgekommen war, eingetreten und Rängin, von

einem Schlaganfall betroffen, war in den Armen seiner treuen Gattin verschieden. Tiefes, unsagbares Leid war eingelehrt statt der erhofften Freude. Wie der Blitz aus heiterm Himmel niederschlägt, so steht der schwarze Schlupfunkt am Ende eines jeden Menschenlebens und es geht nicht anders im Leben, Schmerz beim Kommen und Gehen. Was aber geschieht, erlämpft, errungen worden ist zwischen den beiden Punkten am Anfang und Ende zum Wohl und Frommen der Mitmenschen, das gibt das Werthmaß des Heimgegangenen.

Dem Freunde Fabel'schen Wesens und Sanges aber bleibt der Name Längin tief in Herz und Gemüt gegraben, weil er so eng verknüpft ist mit dem Namen des Meisters.

Eine bedenkliche Sache.

Um's „Foppen“ ist's eine bedenkliche Sache, denn es gehören gewöhnlich zwei dazu: einer, der foppt, und einer, der gefoppt wird oder gefoppt werden soll. Nun kann es aber bisweilen vorkommen, daß einer meint, einen anderen zu foppen, und hinternach ist er selbst der Gefoppte. Dieß geschah auch einmal vor einigen Jahren in der schönen süddeutschen Stadt S in einer Weinwirthschaft, die im Volksmund den Namen „das Bäckeloch“ hat, denn der Wirth war zugleich Bäcker und das Lokal, in dem er seine Wirthschaft betrieb, war — zwar kein Loch —, aber klein und winkelig und deßhalb nicht viel besser als ein solches. Der Wein jedoch, den der „Bäckel“ daselbst ausfchenkte, war vorzüglich und deßhalb lehrte auch häufig der gesammte Gemeinderath mit dem Bürgermeister an der Spitze nach gethaner Arbeit — d. h. wenn sie sich gemeinsam in einer Sitzung gelangweilt hatten — mit dem Glockenschlag 11 Uhr zu einer zweiten „Sitzung“, die gewöhnlich länger dauerte als die vorhergegangene, daselbst ein, um sich von den Strapazen der Amtsthätigkeit zu erholen.

Unter diesen Gemeinderathsmitgliedern war nun Einer, ein geschiedter, tüchtiger Mann, der Herz und Mund an der richtigen Stelle hatte — namentlich den letzteren, denn er ließ nichts „ungehehelt“, was er „des Hehels“ werth erachtete, und brauchte sein Mundwerk trotz der besten „Klatschbase“. Aus diesem Grunde aber und weil er Niemand schonte, hatte er den Uebernamen „Stadtschaden“ erhalten; er war aber nicht stolz auf diese „Auszeichnung“, und wenn ihn Einer mit diesem Namen anredete, so fertigte er ihn gewöhnlich ab, daß es „eine Art“ hatte und der Betreffende ihn zum zweitenmale gewiß nicht wieder zu „foppen“ versuchte.

Selbstverständlich kamen nun aber außer diesen Mitgliedern des Gemeinderaths auch noch andere Stammgäste zur „Elfuhrmesse“ ins Bäckeloch und unter diesen befand sich einmal sogar einer

der „Vertreter des Volkes in der Kammer“, nämlich ein Abgeordneter zum Landtage. Er war zwar nicht gerade zu den „Rittern vom Geiste“ zu zählen, aber als vornehmer und sehr reicher Herr war er gleichwohl mit dieser Würde betraut und erwählt worden, offenbar zufolge der sprichwörtlichen Ansicht: „Wem Gott ein Amt verleiht, dem verleiht er auch Verstand.“ Dies letztere — das Verleihen des Verstandes nämlich — war trotzdem an dem Herrn von P nicht sehr merklich geworden, denn er hatte noch niemals „als Redner“ gegläntzt, sondern zählte nur zum „allgemeinen Gemurmel“ oder höchstens zur Klasse jener, die andere Redner durch „Oho“-Rufe unterbrachen. Dies verhinderte jedoch nicht, daß der Herr Landtagsabgeordnete gleichwohl von sich selbst eine gewaltige Meinung hatte und im Bewußtsein seiner Würde glaubte, unendlich viel höher als andere „gewöhnliche Sterbliche“ zu stehen und diese auch geistig thurmhoch zu überragen. Leider vermochte jedoch diese seine eigene Meinung von sich nicht auch im Volke selbst und speziell unter der Einwohnerschaft von S Platz zu greifen: man nannte ihn im Gegentheil mit Rücksicht auf seine „Bornirtheit“ allgemein nur den „Herrn von Borneo“ und war der Ansicht, daß er nicht gerade „zum Segen des Landes“ im Landtage sitze.

Dieser Herr nun war es, der eines schönen Morgens ins Bäckeloch in die Elfuhrmesse kam, zur Zeit, als der Gemeinderath bereits vollzählig daselbst versammelt war. Selbstverständlich wurde er von den Anwesenden in mehr oder minder achtungsvoller Weise begrüßt; nur der Gemeinderath R . . . — der Mann mit dem gefährlichen Mundwerk — blieb ruhig hinter seinem Schöppllein sitzen und kümmerte sich nichts um den Eingetretenen. Dies ärgerte den Herrn von Borneo und er beschloß, den unhöflichen Gemeinderath seine Ueberlegenheit fühlen zu lassen. Mit vornehm spöttischem Lächeln trat er ihm gegenüber und rief ihm über den Tisch hinüber zu: „Guten Morgen, Herr Stadtschaden!“

Doch „kaum war ihm das Wort entfahren, möcht' er's im Busen gern bewahren,“ denn schlagfertig, wie immer, und ihn selbst in Ton und Lächeln kopirend, entgegnete der — nach Borneos Meinung — Gefoppte: „Guten Morgen, Herr Landschaden!“

Man kann sich denken, welch' homerisches Gelächter daraufhin losbrach. Herr von P . . . aber, der „zu foppen glaubte und selbst der Gefoppte war,“ fühlte sich durch solche „Respektwidrigkeit“ dermaßen verletzt, daß er, ohne sein Schöppllein zu trinken wieder hinwegging. Der

Name „Landschaden“ blieb ihm jedoch von der Stunde an.

Ein wüßtes Wort.

Ludwig Uhland und Gustav Schwab, die beiden bedeutendsten schwäbischen Dichter unseres Jahrhunderts, waren bekanntlich intime Freunde und verkehrten in den Zeiten ihres gemeinsamen Aufenthalts zu Tübingen und Stuttgart fast täglich miteinander. Beide verfolgten mit ganz besonderem Interesse alle Neu-Erscheinungen im Gebiete der Poesie und Belletristik und auf ihren oft stundenweit ausgedehnten Spaziergängen besprachen sie sich dann über den Werth oder Unwerth des einen oder andern neuerschienenen Werkes, das ihre Aufmerksamkeit erregt hatte.

Dies geschah auch einmal im Jahr 1833 kurz nach der erstmaligen Herausgabe der Gedichte des Grafen August von Platen-Hallermund. Schwab hatte das Buch mitgebracht und sprach ganz begeistert von dem den Dichtungen inwohnenden Geist, der Kraft und dem Wohlklang ihrer Sprache und der Schönheit der Form der Gedichte, die er ohne Ausnahme geradezu muster-gültig nannte. Uhland, dem das Buch noch gänzlich unbekannt war, hörte den begeisterten Lobeserhebungen seines Freundes schweigend zu; endlich aber unterbrach er ihn und sagte in dem breiten schwäbischen Dialekt, den er stets sprach: „Weißt was, lieber Schwab, les' mer emol eins von dene wunderbare Sächle vor, na werd' i jo höre, was dra ischt!“

Swab war gern hiezu bereit und begann ihm nun zunächst eines der herrlichen Liebes-Sonette Platens vorzulesen, das tiefempfundene „Daß ich dich liebe, hast du nie vermuthet.“ Und Uhland lauschte fast andächtig dem im „Kanzelton“ gesprochenen Vortrage — Schwab war ja Geistlicher und Professor — und ließ zum Schluß nur ein grunzendes „Hm!“ hören und „No was!“

Und Schwab kam dem Wunsche seines Freundes gerne nach und las „Das Grab im Busento.“ Und wieder lauschte Uhland und „Schön — sehr schön — i muß sage, wunderschön!“ kam es zum Schluß von seinen Lippen. — „Jetzt no was!“

Da las Schwab das eigenartig schöne Gedicht „Der Pilgrim vor Sankt Just.“ Und entzückt folgte Uhland im Weiterschreiten der Recitation des begeisterten Deklamators und begleitete den Schluß jeder der zweizeiligen Strophen mit einem beifälligen Nicken seines Kopfes. Als Schwab aber jetzt die Worte

„Das Haupt, das nun der Scheere sich bequemt,
Mit mancher Krone war's bediademt“

gelesen hatte, blieb Uhland plötzlich stehen und — „Was? Wie heißt des?“ fragte er mit hoch emporgezogenen Augenbrauen.

Swab wiederholte die Stelle. Da schüttelte Uhland fast unwillig den Kopf und rief: „Des g'fällt mer jetzt net — bediademt, des ischt a wüßchts Wort!“

Umsonst bemühte sich Schwab, den kritischen Dichter in der Anschauung des Wortes „bediademt“ etwas milder zu stimmen: Uhland verblieb jedoch bei seinem Ausspruch und erklärte trotz der gegentheiligen Ansicht seines Freundes konsequent: „Noin, noin — do magst du jetzt sage, was de willst: bediademt, des ischt a wüßchts Wort!“

Obwohl nicht überzeugt von der Wahrheit dieses strengen Urtheils, gab Schwab schließlich die Vertheidigung des von Platen erfundenen Ausdrucks auf und beide gingen eine Zeit lang schweigend neben einander her. Da kam ihnen von ungefähr ein Bäuerlein entgegen, das offenbar „etwas schief geladen hatte,“ denn es torkelte von einer Seite der Straße auf die andere. Vorsichtig wichen ihm die beiden Dichter aus, eingedenk des Sprichworts: „einem Trunkenen weicht sogar ein Heuwagen aus.“ Als beide aber glücklich, ohne von ihm angerannt zu werden, an dem Betrunknen vorübergekommen waren, blieb Uhland stehen und sagte, indem er dem Steuerlosen lachend nachblickte: „Siehst, lieber Schwab, der ischt jetzt au — bediadufelt!“

Lachend stimmte Schwab bei, meinte aber doch, daß zwischen „bediademt“ und „bediadufelt“ ein großer Unterschied sei.

Der Kalendermann ist auch dieser Meinung.

Leicht erklärlich.

Ein junger Beamter hatte sich ungeachtet vielfacher Abmahnungen mit einem schon etwas „späten“ Mädchen verheiratet, das zudem in der ganzen Stadt als höchst böseartig verschrien war, lebte aber zur Verwunderung Aller gleichwohl ganz gut mit seiner Kantippe.

„Aber sage mir nur, wie Du das fertig bringst?“ fragte ihn einer seiner Freunde, als ein ganzes Jahr vorübergegangen war, ohne daß man von einem ernstlichen Zwiespalt der beiden Vermählten gehört hatte.

„Je nun“ — erwiderte der Gefragte lachend — „das ist ganz einfach: ich fahre den ganzen Sommer über auf dem Rad herum und meine Frau während des ganzen Winters auf — den Vällen. Auf diese Weise kommen wir ganz gut miteinander aus!“

„Zum wunderbar geretteten Jäger.“

Eine Geschichte aus dem Hochgebirge von Peter Rosegger.

Der Gensjäger Bernhard steigt dem Gebirge zu. Seine höchste Spitze steht kaum dreitausend Meter hoch und er hätte Kraft für sechstausend in den Gliedern. Wenn er nur erst über den Wald hinaus wäre, da geht sich der Boden so kindisch flach und lind wie in einer Krankenküche. Treppen will er haben unter den Füßen, der Bernhard, steinerne Treppen, wovon jede Stufe mit allen Vieren erklettert werden muß; der Gensjäger Tanzboden ist sein Tummelplatz.

Weil er schon einmal im Walde ist, so will er nach den Schlingen sehen, die er gestern gestellt; hängt ein Hase drin, gut, hängt ein Fuchs, um so besser. Den Fuchs verzehrt man nicht. Der Mensch bildet sich ein und ißt nur Fleisch vom Thiere, das feins frißt. Trotzdem bleibt der Fuchs das netteste Thier, es ißt halt geschiedter wie die anderen. — So denkt sich der Bernhard; da sieht er im Dickicht etwas zucken. Hätte er nur den Hund mit, den wollte er einmal drauf lassen. Aber, es ist ja ein Reh in der Schlinge! Rehe haben doch keine blauen Busentücher um! Ist's ein Mädel? Mädels wieder haben keine Hörnlein auf dem Kopf. — Als er das Astwerk auseinanderbog, sah der Jäger, es war ein Reh da und ein Dirndel. Dieses hielt das zuckende Thier beim Hinterfuß und war damit beschäftigt, es von der Schnellschlinge loszulösen. Der Jäger schaute ihr durch den Busch heimlich zu; es war die kleine Ziegenhirtin aus dem Schrambachgrund, ein troziges Ding, mit dem nichts anzufangen war. Braun und herb wie eine Brombeere, aber den Holznechten im Schrambachgrund waren die rothen süßen Himbeeren lieber, und so blieb dem derben Naturkinde nur die Ziege und das Reh übrig, wenn es etwas gern haben wollte.

„Schau' doch ein andersmal besser, worauf du trittst,“ sagte sie zum Thiere, „weißt ja doch, daß die Jäger so falsch sind. Aber so halt' doch dein Fußerl still, daß ich's losmachen kann. Der verdammte Strich schneidet dir ja die Klaue weg, wenn du so anreißt. Den Jäger, wenn er da wär, wollt' ich mir gunnen.“

Das Reh war los und schoß durch den Jungwald davon. Der Bernhard aber tauchte durch das Astwerk und sagte geschmeidig zum Dirndel: „Der Jäger ist da, und jetzt kannst dir ihn gunnen.“

Die Hirtin war gar nicht erschrocken. Mit ihren runden, braunen Augen schaute sie ihn finster an und antwortete: „Der Mensch weiß auch keine Stund', wo er nicht in eine Schlinge tappt; er sollt' schon nicht so grausam sein gegen das arme Gethier.“

„Freilich tappt der Mensch auch hinein. Aber der Schlingen gibt es unterschiedliche, jede thut nicht weh. Die zum Beispiel —“ So der Jäger und wollte sie mit den Armen umschlingen. Sie duckte rasch unter und huschte zwischen den jungen Fichtenbäumen davon.

Der Bernhard hatte ihr ein Weilschen nachgeblickt und dann den Kopf geschüttelt. — Eigentlich schade um das Windspiel, daß es so wild ist. Man müßt' sich erst abrichten. Wenn es nur erst abliegt, wird das herbste Wildobst das beste. Morgen werde ich in den Schrambachgrund gehen und ihr sagen, daß sie eingesperrt wird. Wir wollen ihr das Reh auslassen abgewöhnen. Oder sie soll sich loslaufen. — Er spannte die Schlinge wieder stramm, schupfte sein Gewehr hinter

Hausfreund.

die Achsel und ging weiter. Als es steil wurde, stieg er trotz der jugendlich elastischen Gestalt sehr gemächlich an. Stadtleute gehen auf die Berge erst langsam, wenn sie müde sind, Gebirgsleute schon vorher, und sie werden dann gar nicht müde. Im Knieholz begegnete er zwei Touristen, denen hätte er am liebsten mögen die Beine abschneiden, weil sie zwischen den Wänden gejauchzt hatten. Die Gensjen verscheuchen! Dieses Umlaufergesindel! Die Thoren steigen hinauf, um Berge und Thäler anzuschauen. Der Gensjen achten sie nicht und versprengen sie doch. Dumme Kerle! — Wenigstens werden die Gerichte vernünftiger. — Mit letzterem meinte er zwei Gerichtsverhandlungen, die kurz vorher im Kreisbezirke stattgefunden und wobei ein Hasendieb auf dreizehn Monate, ein Menschen-



„Schau' doch ein andersmal besser, worauf du trittst.“

Todtschläger auf acht Monate Arrest erhält. Die Touristen boten dem Jäger einen fröhlichen Guten Tag! — Hol euch der Teufel! brummte er. Der Teufel blieb zum Glück an seinem Schnurrbart hängen. — Höher oben stieg er an ein vorspringendes Wandlein hinaus und horchte nach beiden Seiten hin in die Kark. Kein Wind pfiff über die Risse, kein Steinchen rieselt nieder, alles tobt in den Wänden und die verdammten Bergfexen, so die Gensjen verjagt hatten, soll doch derjenige holen! — Er ging quer über ein Schneefeld, die Mittagssonne hatte den Schnee nicht so weit gebracht, daß die scharf benagelten Schuhe Tapsen treten konnten. Wenn sich hier erst noch Gletscher bildeten! Was wäre das neuerdings für ein Gelaupe! Ist es doch schon bald, als hätte der Herrgott das Gebirge für die Touristen gebaut und nicht für Gensjen und Jäger!

Der Bernhard setzte sich unter eine Felswand, zog aus seiner Waidtasche Brod und Speck und würzte das Mittagmahl mit Nerger. Ein altes Weib könn't ihm begegnet sein, so überquer geht ihm heute alles wieder. Es sind überaus die Jungen auch nicht besser

cher schlechter. Der Oberförster Gustav habe immer gesagt: vor alten Weibern schützt jeder Weibbrunn, aber die jungen sind Heger! — Erst als er den Pluker vornahm und Wachholdenen trank, wurde ihm anmutiger ums Herz. Darauf legte er sich auf ein Kissen von Sand und Edelweiß, schlief ein und sah im Traume den Himmel offen. Und was für einen Himmel! Im grünen Fichtenwald wimmelte es von Rehböden und Hirschen, an den Wänden klebten so viele Gamsen, wie Fliegen am Fenster im August. Um die Bergspitzen kreiften Adler so zahlreich wie Krähen um die Kornschöber, und in der Fuchschlinge saß ein schwarzbraunes Mägdlein gefangen.

Als der Bernhard erwachte, stand die Sonne schon hinter dem Gebirge und die Wände waren grau und feucht. Aus den Künsten krochen weiße Nebelchen herauf, über der Waldgegend unten lagen langgestreckte Nebelbänke. Geregnet hatte es, während er im Himmel war, seine Felswand hatte ihm Dach geboten. Hätte es von seinem Himmel nur auch die Gamsen herabgeregnet! Es waren immer noch keine zu sehen. Der Bernhard mußte in die Trachöfen hinüber, die waren wohl etwas wüßt, aber dort gabs ihrer gewiß. In den Trachöfen hatten die Gamsen ihre sichere Burg, und einmal mußte der Bernhard, der noch nicht lange mit der Büchse ging, doch diese Hochschule der Gamsjäger vornehmen, damit er mitsprechen könne, wenn im Forsthaus von den Wänden der Trachöfen erzählt werde. Sein Griesbeil klang hell im Gestein, als er an dem Felsen hinstieg, immer höher hinauf. Da gabs kein Knieholz mehr, nur kurzes zartes Gras auf schwarzer Erde zwischen den Steinen. Um einen Felsriff kletternd, sah er plötzlich hinab in das Defentlar. Da unten gabs ihrer. Aber er war viel zu hoch, er konnte sie nicht zählen, noch weniger schießen. Das Gewehr hielt er trampfhaft zitternd in der Hand. Schießen? Darf er denn? Steigt er nicht als Heger umher? Er hat die Thiere nur auszuforschen, zu bewachen. — Er begann niedermwärts zu klettern, es ging prächtig, er sprang von Stein zu Stein und in den Schuttrinnen ließ er sich hinabrutschen. Er gerieth an eine Wand, darüber kam er so hinab, daß er sich am Alpenrosensträucher festhielt, welches aus den Spalten hervorwucherte. Gut, daß ich da nicht wieder empor muß, dachte er, das schroffe Gehänge betrachtend, das über ihm aufragte. — Gingen vom Kar aus gehts lustig zu den Almen hinab. Aber zwischen ihm und dem Kar war jetzt eine hohe, kahle, senkrechte Wand. Die Gamsen haken, von rieselnden Steinen erschrocken, ihre scharfbehörnten Köpfe und setzten in Rudeln über Fels und Schnee davon. Bernhard mußte sich einen Augenblick niederlassen und die Hand vor das Gesicht halten. Der Schwindel! Ueber sich die Wand, unter sich die Wand, so lauerte er auf einem schmalen Vorsprung, der sich nach rechts und links einige Klafter lang hinzog und dann in dem grausen Gewände verlief.

Bernhard sah, daß er sich verfliegen hatte. Sein erster Gedanke war: Jetzt den Kopf nicht verlieren. Aber der Kopf half ihm nicht viel. Mit Hilfe der Alpenrosensträucher versuchte er das Emporklettern, sie loderten sich, rissen aus und er stürzte auf eine Terrasse zurück, noch glücklich, daß er dort liegen blieb. Nach einer Weile hub er an zu rufen. Seine Stimme schlug grell in das umstehende Gewände, unten sah er niemand, der ihn hören konnte. Er ließ Schüsse los, sie verhallten ebenfalls. In die Defentlarkam kam außer Jägern und Wildheuern selten ein Mensch, es war ja auch verboten. Standen unten nicht die Tafeln: Das Betreten der Trachöfenkare ist aus jagdlichen Gründen

strengstens untersagt. — Nun kam der Abend. Für die seeblauen und violetten Schattendämmerungen in den Tiefen, für die tintenschwarz in den Himmel aufragenden Zinnen hinter ihm, für das Alpenglühen auf den gegenüberstehenden Gebirgen hatte er kein Auge. Eine große Angst überfiel ihn. Sein Saunen war so trocken, daß die Zunge dran kleben blieb. Ein Branntweinschluck machte es nicht besser — nach Wasser suchte er. Duer hin an dem Gewände war ein Felsblock niedergestürzt und zwischen Faden hängen geblieben, unter sich eine Höhlung bildend. Da hinüber kletterte er unter Anstrengung und Gefahr, um sich die Nacht über unter dem hängenden Felsblock zu bergen. Feuer wollte er machen, denn die liebe Flamme tröstet in der Einsamkeit wunderbar; er hatte auch Zündzeug bei sich, aber kein Brennholz war zu erreichen; die wenigen Aeste Alpenrosensträucher waren in Lebenslästen, sie glühten ein wenig, verloschen bald und ließen den Jäger in der kalten öden Finsterniß zurück. Vor Erschöpfung schlief er ein; die ganze Nacht kletterte er hinan und fiel hinab, aus den Wänden regten sich steinerne Gamsen, Hirsch- und Rehköpfe hervor, sie mäckeren und lachten ihn aus. —

Als er unter seinem Steine wieder zu sich kam, standen die Berge in dämmerndem Blau des anbrechenden Morgens. Ein Schüttelfrost rüttelte an ihm so heftig, daß die Zähne klapperten, er raffte sich auf und begann zu schreien. Anfangs war er heiser, er schrie so lange, bis die Stimme hell klang, und er schrie fort, bis sie wieder heiser wurde. Aber in den Klaren blieb es leblos und in den Wänden zeigte sich kein Retter. Neuerdings versuchte er es mit dem Klettern und fiel ohnmächtig zurück auf seinen Felsvorsprung. Dann lag er ruhig und dachte nach, ob er nicht eines seiner Kleidungsstücke zerschneiden und die Stücke zu einem Bande zusammenknüpfen sollte, um mit solcher Strickleiter das Hinabgleiten zu versuchen. Wenn er aber die Tiefe des Abgrundes betrachtete, ward ihm klar, daß derlei umsonst sei. Vor einigen Monaten war sein Vater gestorben. Die Leichnamlegerin hatte ihm den neuen Bodenrock angezogen. Da hatte sich der Bernhard gedacht, es wäre schade um das theuere Gewandstück, daß es so vermodern sollte. Die Mutter hatte auch gemeint, wie schwer man sichs verdiene, der Todte ruhe auch in bloßen Hemdbärmeln gut. Und sie hatten den Bodenrock wieder zu sich genommen. Nun trug ihn der Bernhard am Leibe und da fiel ihm ein: 's ist der Todtenrock, mir ist's aufgesetzt. —

Das Pulver hatte er gestern schon verschossen und nicht an das Neuzerke gedacht. Es wäre schöner, die Kugel als der Sprung. . . Nun fiel ihm noch was ein. Sein Vater, in dessen Todtenjoppe er stak, war Holzschneidmeister gewesen, der — bei den Bäumen des Walbes aufgewachsen — sich aus Himmel und Hölle sein Lebtag nicht viel gemacht hatte. Auf dem Sterbebett aber fragte er plötzlich, sich in der dunklen Kammer starr umsehend: Ist Gott nicht da? — Denselben Seelenschrei that nun auch Bernhard: Ist Gott nicht da? — In Christenlehren erinnerte er sich, gehört zu haben, daß Gott der starke Helfer in Noth und Gefahr sei, wenn man zu ihm bete. Aber der trockne Mann schämte sich jetzt, zu dem zu beten, den er immer so sehr vernachlässigt hatte, ja, den er am liebsten kurzer Hand abgeleugnet hätte, wenn seine Mutter den jungen selbstsüchtigen Sohn mit dem gerechten Richter drohte. — Als aber auch an diesem zweiten Tage die Sonne unterging, als Durst und Fieber ihn verzehren wollten und kein Retter sich zeigte, da hob er an, die Hände gegen Himmel zu ringen und laut zu weinen. Und

diefes wilde, erschütternde Weinen war eine Bitte zu Gott um sein junges Leben.

Der Abend dunkelte früher als sonst, denn der Himmel hatte sich schwer überzogen und an den Wänden sanken bleigraue Nebel herab. Die Rare lagen tief und finster unten und wie aus den Vorderbergen auch der frische lebendige Wald heraufblaute, es lag eine Ewigkeit dazwischen. Mechanisch tastete der Bernhard wie er einmal nach dem Gewehr. Da rollte es über den Stein und fiel in die Tiefe, wo es lautlos zerschellte. Bernhards Zustand war traumhaft geworden. Und als aus der Tiefe ein rother Stern heraufleuchtete, fakte er das nicht mehr, hielt es vielmehr gleichgiltig für den aufgehenden rothen Mond. Das Feuer wurde größer und röthete den wirbelnden Rauch.

Die Ziegenhirtin Rosel war in den unteren Trachdöfenhängen wildheuen gewesen. Das war zwar auch nicht gestattet, aber sie meinte, wenn der arme Mensch alles meiden wolle, was „aus jagdlichen Gründen“ verboten ist, so müsse er verhungern mitsamt den Ziegen. Zwischen Stein und Strupp schnitt sie emsig mit der Sichel das Gras und that es in den Korb. Bei dieser Arbeit hatte sie mehrmals rufen gehört. Anfangs beachtete sie es nicht, als es ihr doch auffiel, wußte sie erst nicht, woher die Stimme kam. Da mußten wohl Jäger in den Wänden sein, denn auch Schüsse fielen. Sie trachtete, mit ihrem Futterkorbe weiter zu kommen. Am andern Morgen war sie wieder da und schnitt wieder Gras und hörte wieder das Rufen. Jetzt erschrad sie. Das war wie kläglicher Hilferuf. Sie wußte nur nicht, kam er aus den hinteren Raren oder aus den Felshängen. Von der senkrechten Wand schien er zu kommen, das war aber sicher nur der Wiederhall, denn daß da oben sich ein Mensch befände, war unmöglich. Weil der Schall zeitweilig sich wiederholte, so kam der Rosa das Entsetzen, und sie lief hinab in die Waldschläge und erzählte den Holzhauern, daß in den Trachdöfenwänden schon seit gestern jemand um Hilfe rufe. Darauf erinnerte sich einer, daß am Abende zuvor im Forsthaue der Jäger Bernhard nicht gesehen worden sei. Der Vorarbeiter rief den Feierabend aus und verordnete, daß die Männer mit Steigeisen, Haken und langen Striden ins Gernsgebirge hinauf sollten. In den Raren zündeten sie für's erste ein großes Feuer an, damit der Mensch, der sich etwa verfliegen hatte, das Zeichen sehe, es seien Leute zu seiner Rettung aus. — Als der Bernhard unten immer wieder das Feuer sah, erwachte er endlich aus seiner Betäubung und hub neuerdings an zu rufen. Die Holzhauer im Kar drehten aus Baumrinden ein Riesensprachrohr und riefen ins Gewände hinauf, wer oben sei, der solle aushalten, mit dem ersten Morgengrauen beginne das Rettungswerk. Der Jäger hörte die Stimme, ohne sie zu verstehen. Neuer Muth, neue Lebenskraft war in ihm. Die bewölkte Nacht war nicht kalt gewesen, er siebte wohl noch, aber vor Freude. Er kroch aus seiner Höhle, mußte sich aber mit Fingern und Behen an den Felsklanten festklammern, um nicht etwa noch jezt, im Freudentaumel, abzustürzen. Als es tagte, entdeckten sie von unten die Stelle, wo er klebte. Von unten hinauf ihm beizukommen, war undenkbar. Also von oben herab. Spät am Vormittag war's, daß von der Zinne der Wand ein Strick niederbaumelte, allein er war viel zu kurz. Nach mehreren Stunden konnte ein längeres Seil mit Knoten und einem Endringe herabgelassen werden, das war lang genug, ging jedoch über den Felsvorsprung viel zu weit in die Käfte hinaus, als daß der Jäger es mit den Händen fassen konnte. Als demnach das mißlungen war, suchte

ein angefeilter Holznacht niederzugelangen. Derselbe hatte noch vorher zu den Kameraden gesagt: „Wenn mir was passiert, thuet auf meine zwei Kindelein mit vergessen!“

Mittlerweile war die Ziegenhirtin unten, wo der Fußsteig über den Paß geht, vor einem Lerchbaum gekniet. Da oben hing ein Muttergottesbild, es war halb verwittert und bemooft, aber es war noch Gnade in ihm. „Jesu-Mutter Maria! Thu' ihm's nicht ge-



Sie drückte das Holz krampfhaft fest an ihre Brust.

denken, daß er die Sämlinge aufstellt nach den unschuldigen Thieren. Er ist Jäger, es ist seine Schuldigkeit, er muß leben davon. Er ist kein böser Mensch. Er ist ein junger Mensch und thut noch so viel gern leben. Hilf ihm herab von der schreckbaren Wand. Heut' ist ein heiliger Sonntag. Ich will fasten zu deiner Ehr', alle Sonntag, so lang ich lebe. Hilf ihm herab." So betete sie und umspannte den Baumstamm mit beiden Armen. Sie drückte das Holz krampfhaft fest an ihre Brust, sie küßte es, sie herzte es, sie meinte, es wäre die reine Liebe zur Mutter-Gottes, sie wußte es noch nicht . . .

Der Mann, den sie mit dem Seile hinabgelassen hatten in die Wand, kam leer zurück. Es sei vergebens, man könne nicht an die Stelle kommen, wo der Un-

glückliche in der Nische lauerte. Es sei unfasbar, wie er dorthin gelangt ist. Da meinte ein anderer Holznecht, dorthin gelangt wäre er ja doch, und so weit der Jäger Bernhard komme, würde wohl auch der Holznecht Kilian kommen können. So wurde nun dieser hinabgelassen an dem starken langen Seil, das oben mit Blöcken befestigt war. Er blieb lange aus, das Seil wurde immer weiter hinabgezogen. Die Beute oben vergahen fast des Athemholens, so gespannt waren sie in Angst und Hoffnung. Plötzlich warf das Seil von unten drei Schlingungen, zum Zeichen, daß sie oben anziehen sollten.

„Sie kommen alle zwei!“ rief der Holzmeister im Anziehen, denn die Last war schwer. Endlich schleiften sie über die Felsausbauchung herauf, beide, der Kilian und der Bernhard, fest aneinander gebunden.

Als sie auf der Hochplatte losgelöst wurden, trocknete der Holznecht sich den Schweiß vom Haupte, der Jäger sank ohnmächtig auf die Kniee.

Sie labten ihn mit Wachholbergeist, sie stöckten ihm Milch ein, Ziegenmilch, die ihnen aus einer Thalhütte nachgeschickt worden war, sie legten ihn auf eine Bahre, die sie aus Zirngestäße geflochten hatten und trugen ihn auf mühsamen Wegen zu Thale ins Försterhaus. Er war gerettet.

Als der Bernhard zu sich kam, theilte er on die Männer alles aus, was er bei sich hatte: die Sackuhr, die Silberkette, das Taschenmesser, den Ring am Finger, er habe sich vorgenommen, sein Lebtag keinen Schmuck je mehr am Leibe zu tragen, sie möchten die Dinge nehmen zum Andenken.

„Bedanken kannst Du Dich wohl auch bei jemand Anderem,“ sagte nun zu ihm der Holzmeister, „die Ziegenhirtin vom Schrambachgraben, wenn sie uns nicht hätte verständigt! Dem schwarzbraunen Mädel bist Du Dein Leben schuldig worden.“

Die Beute wollten für dieses Leben vorläufig noch keinen Heller geben, denn der Jäger hatte ein schweres Nervenfieber durchzumachen. Da schlich manchmal in den Abenddämmerstunden jemand an's Försterhaus heran und guckte zum Fenster hinein. Seine Mutter war um ihn, somit huschte der Jemand beruhigt in seine Ziegenhütte zurück.

Nachdem der Woche sechs verfloßen, war es so weit, daß der Jäger ohne Stütze schlank aufrecht den Waldweg entlang gehen konnte, dem Schrambachthale zu. Sein Gesicht war blasser und feiner als es früher gewesen, das Schnurrbärtchen und die Augenbrauen schatteten tiefer, sein Auge war größer und hatte einen feuchten, absonderlichen Glanz. Vor der Ziegenhütte blieb er wie unentschlossen stehen. Das flache Dach war mit Steinen beschwert und stand weit vor über der bemoosten Holzwand, aber in den dunklen Fensterlein leuchteten flammroth die Bellagonien. — Als er endlich mit fester Hand die hölzerne Thürklinge ergriff und über die morschen Schwelle trat, dachte er wohl nicht daran, mit welchen Absichten unter dieses arme Dach zu treten er einmal gesonnen gewesen war. — In der kleinen Stube lauerte ein alter, blinder Mann, der, den Eintretenden nicht weiter achtend, mit seinem Tabakriegel beschäftigt war. Das Dirndel, welches wir schon kennen, stand an dem Butterkübel und rührte eifrig mit dem Stabe.

„Ist das vielleicht Dein Vater?“ redete er sie an, auf den Alten weisend.

„Das ist mein Kind,“ antwortete sie. Sie sagte das schalkhafte Wort, um ihr inneres Bittern zu verbergen. Es war auch soweit richtig, als der hilflose und kindische Greis in ihrer Hut und Pflege stand.

Die Eltern waren heimgegangen, des Vaters Bruder war noch geblieben von dem Vorfahren dieser Hütte.

Der Jäger hielt ihr so leichtweg die Hand vor, falls sie dieselbe drücken wollte und sprach: „Wissen wirft es eh, Rosa, wegen was ich heut' zu Dir komm'?“ „Denken kann ich mir's,“ antwortete sie ganz gelassen. „Will's auch nicht leugnen. Bin ja doch verrathen worden beim Wildheuen. Laß mich halt einsperren, antragst schon lang genug damit.“

Er stuzte einen Augenblick, dann sagte er sehr ernsthaft: „Sollst nicht so reden, Rosa. — Ohne deiner wär's nicht so gut ausgegangen mit mir. Mir hat's der Obere kurios heimgezahlt, wie ich gegen dich bin gewesen. Möcht' jezt frei niederknien vor deiner — und abbitten . . . ?“

Als sie solche Worte vernahm von diesem Menschen, ließ sie den Rührstab stehen und ging hinaus. Ganz ruhig ist sie hinausgegangen in den Ziegenstall. Und weil sie nicht mehr zurückkam, so schritt auch der Jäger nach und horchte. Er hörte hinter der Wand ein schütterndes Schluchzen. Er ging in den Stall, riß sie an sich und bedeckte ihre Wangen, ihre Augen, ihren Mund mit glühenden Küssen. Sie entwand sich ihm, heftig ringend, mit hochgeröthetem Gesichte, verworrenem Haar, das Busentuch aufgelodert, so stand sie vor ihm, verblüfft, zornig.

„Weißt Du es jezt?“ sprach er in gedämpftem Tone. „Weißt Du es noch nicht? Dann will ich Dir's deutlicher sagen.“

In diesem Augenblick hörte man aus der Stube die trächzende, jammernde Stimme des Alten: „Auweh, auweh, auweh!“ Die Rosel eilte hinein. Er lag auf dem Boden und suchte mit tastenden Händen die ihm entfallene Pfeife, deren Rohr er noch im zahnlösen Munde stecken hatte. Dabei wimmerte er. Das Dirndel hob das Zeug auf, ordnete es ihm und schlichtete seine Lage. Der Bernhard stand eine Weile ungeschlüssig an der Thür und ging endlich davon.

Die Rosel blieb glühend im Gesicht den ganzen Tag. Das Herz war ihr still gestanden vor Schreck, als er so plötzlich vor ihr gestanden, durch Mark und Bein ging's ihr wie ein brennender Strom, als er sie so wild gefoßt hatte. Wehrhaft war ihr zu Muthe gewesen. Sie stieß ihn mit der Faust, da er doch erst so krank gewesen . . . Als sie am Abende die Ziegen molk, lastete sie ab, vertraute es den Thieren, wie glücklich sie sei. Jezt erst, als sie's gesagt, mußte sie es auch selber — lieb hatte sie ihn. Lieb hatte sie ihn!

Zwei Tage hatte sie Zeit, sich zu verzittern, am dritten fand sie ihn im Heu. Im Heu auf der Waldwiese, das sie früher geschichtet und nun mit einem Korb in die Hütte schaffen wollte, lag er schlank hingestreckt, so daß das Futter stellenweise über ihm zusammenschlug. Er hatte die Augen geschlossen, sie stand ganz still da und schaute ihn an. — Was ist das für ein schöner, herziger Mensch! Aber wissen darf er's nicht, daß sie ihn heimlich so angeschaut. Sie wollte davonhuschen, da that er plötzlich die Augen auf und lachte. Jezt mußte sie stehen bleiben und sogar etwas sagen. „Hast früh Feierabend gemacht!“ war ihre Ansprache.

„Weil ich müde geworden bin vom Siedeln?“ antwortete er.

„Was hast Du denn gesiedelt?“

„Meine Sachen vom Försterhaus zu meiner Mutter.“

Dann fragte sie: „Wie ist denn das, Jäger?“

„Ich bin kein Jäger mehr,“ war seine Antwort, bieweil er sich halb aufrichtete. „Du denkst Dir's wohl, warum. In denselben Tagen hab' ich mir's vorge-

nommen auf der Wand. Ich strecke nichts mehr. Will mir das Brod anderswo suchen."

Sie blickte betroffen drein. Am Ende geht er fort aus der Gegend.

"Was willst denn thun, nachher?"

"Wie sich halt schicken wird. Bretterschneiden kann ich. Vielleicht in der Schau draußen. Im Untersteinthal haben sie auch Holsägen."

"Und magst Deine Mutter allein lassen?"

"Gern thu' ichs nicht. Dieber wär's mir schon, wenn ich dableiben könnt'. Im Wald oder im Schrambachgrund, oder wo. So ein Häusel, wenn ich halt hätt'! Wollt' schon wirthschaften, hätt' eine Freud' dazu."

Jetzt sagte sie nichts und fing mit ihrem Rechen an, das im Umkreis verstreute Heu zusammenzufrauen. — Ein Häusel, wenn er hätt'! Sie hätt' eins.

"Kosel," sagte er jäh, "laß das Rechen sein."

Sie hörte es nicht und arbeitete.

Er noch einmal: "Du Kosel! Laß das Rechen sein und geh' her."

Da sagte sie: "Kast' Dich nur aus, mit dem Einfassen hat's Zeit," und fuhr fort, auf der Wiese umherzurechen.

"Beim Einfassen will ich Dir schon helfen," sprach er, "aber Du sollst mir jetzt rasten helfen."

Sie hörte es wieder nicht, sondern stellte den Korb und begann Heu einzufassen. Er sprang auf, nahm große Büschel Heu in die Arme und steckte sie in den Korb. Fest preßte er das Futter hinein, immer noch mehr und mehr. Dann begann er den Korb zu gupfen, band die Schichten mit dem Stride fest und gupfte immer noch drauf.

"Bernhard," sagte sie, "Du wirst zu schwer aufgeladen. So viel kann ich halt nicht tragen."

Als der Korb so vollgepackt war, daß er mit seinem Gupf wie ein Heuschaber da stand, setzte sich der Bernhard davor hin, streifte die Tragbänder an seine Achseln, stand zuerst mit einem Knie auf, dann mit dem zweiten Fuß und trug die Last davon, hinab in den Schrambachgrund. Die Kosel schämte sich, mit dem Rechen leer hinten nachzugehen, sie nahm noch ein Bündel Heu in ihre Schürze, und so ernteten sie heimwärts. Er kam zur Hütte, sie ihm nach, er ging in den kühlen Futterschoppen hinein, sie ihm nach. . .

Der blinde Greis saß in der Stube und brummte ein altes Lied.

Die Wanderschaft, die der Bernhard nun in der Gegend antrat, um Arbeit zu suchen, wurde zu einer wahren Vergnügungsreise. Er hatte nicht gewußt, wie sehr verdienstlich es sei, sich ungeschickt im Gewände zu versteinen und von braven Leuten gerettet zu werden. Nun bewunderte und feierte man ihn darob, wohin er kam. Der Jäger Bernhard, der zwei Tage und zwei Nächte hoch in den Felsen der Trachöfen gestanden, wie einst Kaiser Max auf der Martinswand! — In den Wirthshäusern, wo er von selbst nicht erkannt wurde, gab er sich zu erkennen; da drängten sich die Leute an ihn, er mußte erzählen, und trinken konnte er nach Belieben, er war Gast des ganzen Thales. Bei dem häufigen Erzählen war allmählich die Felswand, an welcher er sich versteinen, doppelt und dreifach so hoch geworden, als sie von Natur gewesen. In den Nächten seines Aufenthaltes auf der Wand hatte es fürchterliche Gewitter gegeben, die Blitze hatten links und rechts um ihn eingeschlagen, endlich waren Steinabler gekommen, vor denen er sich nur vermöge seiner Gewandtheit erwehren konnte. — Mit einem Handelsreisenden traf er zusammen, das war

ein kluger Mann, der meinte, was solle sich der Mann noch mit körperlicher Arbeit plagen, trage er sein Kapital doch in seinem abenteuerlichen Geschick. Er solle "Kunstreisen" machen und als der "Wunderbar Gerettete" sich für Geld zeigen.

Wer weiß, ob der Bernhard diesem "besseren Lose" nicht zugestimmt hätte, es war im ganzen sehr nach seinem Sinne, wenn er nicht eines Abends auf der Wanderung im Untersteinthal ein Glöcklein gehört hätte. Das kam nicht von dem spitzen Kirchturme des Aspendorfes, das am Rande der Schlucht über dem Wasser lag, sondern von dem Dachreiterthürmchen eines stattlichen Wirthshauses, welches sein Gefinde und wohl auch müde Straßenwanderer zum Abendessen rief. Da lehrte er zu und wurde von zwei Holzknecchten, die am Ofentisch ihre Schnäpfe tranken, sogleich erkannt als der "wunderbar gerettete Jäger." Im Laufe des Abends setzte sich auch die Traubenwirthin zum Tisch und hielt dem Bernhard die breite Hand hin, es gefreue sie recht, einen Menschen kennen zu lernen, den der Herrgott besonders gern haben müsse, da er ihn auf so unglückliche Weise beschützt und von der Felswand hat herabholen lassen. Wer weiß, wozu er noch bestimmt sei auf dieser Welt. Bretter schneiden wolle er? Da solle er sich doch einmal ihre Holsäge ansehen unten an der Ach. Die Baumblöcke lägen schon seit längerer Zeit aufgeschichtet wie die Krabben. Wenn er die Arbeit übernehmen wolle? Bohnshalber würden sie sich nicht streiten.

Der Bernhard blieb im Traubenwirthshaus, die Traubenwirthin war eine junge rundliche Wittwe.

Am nächsten oder übernächsten Tage hub unten an der Ach die Brettersäge an zu scharren, daß die weißen Späne flogen und die weißen Läden federnd an den Balken hinabrutschten. Die Wirthin stand mit ihren verkränkten Armen manchmal wohlfeillich da und sah der Arbeit zu. Die Bretter waren so fein und glatt, daß der Wirthin muntere Augen an denselben allzurast hinglitten bis zum Rand, wo schlank und stramm, die blaue Schürze um die Mitte gewunden, der Sägemeister stand. — Etwas später, als das Kirchweihfest nahte, war die Wirthin der Meinung, die Säge könne einstweilen stehen bleiben, der Bernhard solle ausgehen, um Kälber einzukaufen. Sie gab ihm leichtfächlichen Unterricht in der Beurtheilung der Eigenschaften des Rindfleisches, und auf jeden Fall müsse man beim Einkauf den Bauern sagen, wie das Fleisch unglücklich im Preise falle wegen der großen Einfuhr aus Amerika. Der Bernhard brachte ein paar schwere Kälber heim und beim Kirchweihfest selbst mußte er eine weiße Schürze umbinden, in den Wirthsstuben auftragen helfen und Zechgelb einstreichen. Machten die Bauern dabei ein unlustiges Gesicht, so müsse ihnen mitgetheilt werden, daß neuzeit die Fleischpreise so arg stiegen, weil die oberösterreichischen Viehhändler alles davonführten. Auch zum Einkufen war der Bernhard gut zu brauchen. Im Traubenwirthshaus bekam man zwei Sortungen Wein, denj. "Ordinari" und der "Guten". Beide wurden aus demselben Faß gezapft, nur daß der Bernhard beim "Ordinari" ein gewöhnliches, beim "Guten" ein geschliffenes Glas zu nehmen hatte. In all dem war der Sägemeister sehr gelehrt, und er machte es mindestens so gut, als der Wirth selbst, der ein Jahr vorher selig verstorben war. Auch wußte er die Gäste mit Späßen und Erzählungen prächtig zu ergötzen und auf der Trachofenwand konnte er ein halbes Jahr oben gewesen sein, so viele Abenteuer hatte er dort erlebt. Je lebhafter er die Schauergeschichten erzählte, desto mehr Wasser konnte er in den "Ordinari"

gesehen, ohne daß die Gäste davongingen. — Für schlaue Anfertigkeit hat er eines Abends von der Wirthin zum Bohn ein goldenes Ringlein bekommen. Der Seltsame hatte ihn am Mittelfinger getragen, dem Bernhard mußte sie ihn an den kleinen Finger stecken. „Um so viel bist Du größer als er,“ hatte sie dabei gesagt. — In der darauffolgenden Nacht war ihm das Gelöbniß auf der Felswand eingefallen, sein Lebtage keinen Schmutz mehr am Leibe zu tragen, er hatte sich aber damit beruhigt, daß man in diesem Falle wohl eine Ausnahme machen könne. Sonst fiel ihm nichts ein.

„Si doch! — Es fiel ihm ein, daß das Traubenwirthshaus in Zukunft das Schild führen sollte: „Zum wunderbar geretteten Jäger.“

Am Weihnachtsen herum war es schon so weit, daß der Bernhard selbstmächtig mit den Bauern Holzkäufe abschloß. Auch hatte er um diese Zeit seine Wohnkammer unten an der Säe, ohne weiter zu fragen, mit einem Zimmer im Wirthshause umgetauscht. Der Wirthin war das anfangs etwas befremdlich, doch meinte sie nachher, beim Manne sei es besser, wenn er den eigenen Kopf habe, als gar keinen. Zur Zeit war im Traubenwirthshause einer jener Holznechte zugekehrt, der bei der Rettung an der Trachosenwand dabei gewesen. Mit der Faust schlug er auf den Tisch vor Freude darüber, den Bernhard hier so wohl gesehnen als angehenden Wirth zu finden. Sie setzten sich zusammen und frischten bei einem Glase „Guten“ die Erinnerungen auf und wie das Hirtenmädel die Holzleute zu Hilfe gerufen hatte. — Diese Erinnerung des Holznechtes hatte dem Bernhard, wenn auch nicht eine schlaflose Nacht, so doch eine unruhige Viertelstunde bereitet, bevor er einschlief. — Am Ende wäre es der Ziegenhirtin nicht recht, wenn er die Traubenwirthin heirathet? So Weibsbilder verstehen immer einmal keinen Spaß. Wenn man ihnen einmal Schönthut, wollen sie gleich geheirathet sein. Mein Gott, wenn man jede heirathen müßt, die einem das Leben rettet, da hätte die alte Koblenbrenner-Wabel alle Männer vom Schramsbachgrund und Hüttau und Zirmleiten. Alle, die durch den Zirmleithwald zu gehen haben, hat die Wabel das Leben gerettet, wenn sie am Weg bei der Holzriesen stand und den Herangehenden zurief: Aufpassen! Es wird geholt! 's ist Pflicht und Schuldigkeit. Erkenntlich ist man ja so und die Rosel wird sich nicht zu beklagen haben. Und beklagt sich auch nicht, weil's ein geschiedtes Mädel ist. Und jetzt will ich in Gottesnamen schlafen. —

Die Ziegenhirtin Rosel hatte von diesen Vorgängen wohl keine Ahnung. Sie war den ganzen Winter über nicht aus ihrem Ramsbachgrunde hervorgekommen. Sie hing dort fest an ihrer kleinen Wirthschaft; dazu war der alte blinde Oheim bettlägerig gewesen und mußte gewartet werden wie ein Wickelkind. Die Rosel war geduldig und dachte, es wird schon einmal besser kommen. Wenn er zwar auch seit langem nichts mehr von sich hören läßt, auf einmal wird er da sein und sagen: Jetzt Dirndel bin ich gestellt. Etliche Gulden hab' ich im Sack, jetzt gehen wir's an.

Als der Schnee wegging und über die junggrünen Wiesen die Wässerlein rieselten, war der Alte wieder auf den Füßen und nun verlangte es ihn nach der Pfarrkirche in Steinthal, um die Osterbeichte ablegen zu können. So führte ihn das Dirndel eines Morgens durch die Wälder hinaus. Mit kleinen Schrittlein siffelte der Alte neben ihr her, sich an ihren Arm schmiegend. Das weiße Köpflein hielt er aufrecht und immer gerade aus, so lieblich es an beiden Seiten des

Weges grünte und blühte, so sonnig die Berge standen mit ihren Felsen — für ihn gabs nichts zu sehen. Heute wimmerte er nicht, summete auch kein altes Lied, that auch nicht mit Pfeifenzug um, in sich gefehrt war er und erforschte seine Sünden.

„Sag mir's, Rosel,“ so fragte sie der kindische Greis, „muß der Christenmensch die Traumsünden auch beichten? Weißt, wenn einem so was träumt?“

„Du Oheim, das wär' aus der Weiß'?“ rief das Dirndel fast lustig. „Das möcht' ein sauberes Bündel Sünden geben bei manchen Leuten.“

„Bin ich doch so froh!“ sagte er erleichtert. „Weißt, Rosel, im Traum, da thu' ich oft so viel raufen! So schreckbar raufen! Si, hi, heut bei der Nacht hab' ich den Baumer Benz und den Flöcker Michel und den Damian mit einem Holzprügel niederoeschlagen.“

Das Dirndel lachte laut auf. Die drei stärksten Männer der Gegend, baumfeste Gesellen, hat das kleine, neben ihr einherzappelnde Alterlein niedergeschlagen. — Als er in der Kirche, neben dem Dirndel sitzend, den Orgellang vernahm, da griff er mit den höheren Händen in der Luft umher, als ob er ihn fassen und festhalten wollte. Dann hob er an, vor Rührung in sich hineinzuwimmern. Als der Pfarrer nach der Predigt einige Brautpaare verkündete, schrie der Alte ganz plötzlich und laut mit dünnem Stimmlin auf: „Du verschweifelter Jäger! Jetzt heirathet er die Traubenwirthin, und meiner Rosel hat er's versprochen!“

Das Dirndel erschrad unbändig. Jetzt ist er ganz närrisch worden! Oder — wär es! Ragen ihr nicht die zuerst kaum beachteten Worte selbst noch im Ohr, daß der Bernhard Anwardtner mit der Theresia Puffler, Traubenwirthin im Untersteinthal, in den Stand der heiligen Ehe trete?! — Das ist ja nicht! Das ist ja nicht! — Die Leute der ganzen Kirche schauten auf sie her, die Hinteren stellten sich auf die Behen, um über den Achseln der Vorderen den unberufenen Sprecher und Unterbrecher zu sehen. Der Pfarrer auf der Kanzel winkte mit der Hand, daß man den Alten hinausführe; das war freilich überflüssig, denn die Rosel hatte ihn bereits an den Arm genommen. Die Leute, die Wände, die Altäre tanzten um sie herum, sie wukte nicht, wie sie hinauskam, sie wukte auch nicht, wie sie mit dem Alten in den Schramsbachgrund gerieth — es war ein Taumeln wie im Traume.

Am nächsten Frühmorgen, nachdem sie die Ziegen gefüttert und gemolken hatte, stellte sie dem Alten Brod und Milch an den Lehnstuhl, verschloß die Hütte und ging davon. — Sie weiß es ja, daß es nicht wahr ist. Der Pfarrer ist auch ein fehlerhafter Mensch, kann Namen verwechseln oder schlecht aussprechen. Jetzt will sie den Bernhard auffuchen und aus seinem Munde die Beruhigung hören. — Sie wollte in das Untersteinthal hinüber, wo er Sägemeister sein soll. Aber als sie den Fußsteig über das Kreuzjoch einschlug, begegnete ihr dort der Gesuchte. Er hatte eine weiße Schürze um die Mitte gewunden und einen großen schönen Hund bei sich. Im grauen Tuchgewande, die Weste voll großer Silberknöpfe, sah er gar stattlich und schön aus. Sie lachte ihn von Weitem an und sagte: „Bernhard, grüß dich Gott! Du schauft ja aus wie ein Fleischhader?“

„Weil ich einer bin und Käiber laufen geh.“ antwortete er; sie reichten sich die Hände und standen neben einander still.

„Jetzt muß ich Dich aber doch gleich fragen,“ sagte sie stodenben Athems: „gelt, Du hast gewiß eine recht große Freundschaft?“

„Daß ich viele Verwandte hätt' meinst? Wegen was fragst?“

„Es ist zum Lachen. In Steinthal hat der Pfarrer mit der Traubenwirthin einen Bernhard Anwardtner von der Kanzel herabgeworfen.“

Jetzt fakte er ihre beiden Hände und sprach ganz leise die Worte: „Du bist ja ein gescheidtes Dirndel.“

„s ist mir nur auf einmal so eine dumme Angst gekommen, daß Du gemeint sein könntest . . . ? Ihre Augen wurden ganz starr, als sie ihm so ins Gesicht blidte.

Wenn Du's gut überlegst, Kosel, so wirst Du auch sagen, daß es so besser ist, für Dich und für mich. Wie gern' ich Dich hab', das weißt. Aber sonst — ganz zusammentaugen thäten wir nicht. Ich bin ein zu unruhiger Mensch für den Schramsbachgrund. Und wer sich's besser machen kann —

„Mach' Dich nicht schlechter, als Du bist!“ rief sie heftig, „es ist nicht wahr, so schlecht bist Du nicht!“

„Gewiß nicht, Kosel, und wird oft und oft Gelegenheit sein, Dir von der großen Wirthschaft was zukommen zu lassen. Werd's nie vergessen. Was ich Dir danke, nein, so bin ich nicht. Sollst mir keine Noth leiden, Kosel . . .“

Von wegen der Trachosenwand bist mir nichts schuldig,“ sagte sie. „Aber das Andere, wenn Du noch weißt . . .“

„Noth sollst keine leiden, Kosel, ich sag' Dir's!“

Aus seinen Händen hatte sie die ihren gezogen, ein paar Schritte war sie zurückgetreten. Der zottige Fleischerhund schaute mit klugem Auge einmal sie, einmal seinen Herrn an — was es zwischen diesen beiden wohl geben möchte. Dann sprach das Dirndel ganz gedämpft: „Sag' mir jußt das eine, Bernhard, hast Du sie gern?“

„Du schau, wer da dahersteigt!“ So unterbrach er das Gespräch, auf einen Mann weisend, der langsam den Fußsteig hinauffam.

„Hast Du sie gern, Bernhard?“

„Der Steinlechner! Sei's gegrüßt und gepfiffen! Hast kein feiles Kalbel?“

„Auch so viel!“ antwortete der Bauer dem drölligen Gruß. „Wenn Du gut zahlst, ist's Kalbel feil. Sonst spenn' ich's ab (ziehe es auf). Ist mir ein Ding.“

Sofort war der Bernhard tief im Geschäftshandel, und als er sich umwendete, um der Kosel „Behüt Gott“ zu sagen und daß er schon einmal zu ihr hinaufkommen werde in den Schramsbachgrund, war sie weg. — Ihm war einen Augenblick nicht wohlgemuth, doch als es mit dem Kalb einen guten Abschluß fand, schritt er munter pfeisend fürdaß.

Am nächsten Morgen war der Anstreicher da und begann ein großes Hauschild zu malen: „Zum wunderbar geretteten Jäger“. Derweil meinte die Traubenwirthin zum Bernhard, könnten die letzten Blöcke aufgeschnitten werden „vor der Veränderung“ und setzte ihm schalkhaft drällend bei:

„Schneid Birnbaum, schneid Burbaum, Schneid Birn-Burbaum'ni Laden, 's Weiberl will a birnburbaumers Bettstabl haben.“

Schmunzelnd ging der Bernhard hinab zur Ach, die Säge anzurichten. Sie wollte aber heute nicht



Köcht es nur wieder aus, Meister! Ich bleibe bei meinen alten Schild.

recht in Gang kommen. Es war, als habe sich das Wasserrad in etwas verwickelt, und wie er nachsehen ging, was das sei, da fand sich eine Wulst von Kleidersegen und langen Haaren in die Speichen geklemmt. Und aus diesem Wulst stand eingeklemmt eine Menschenhand hervor, die gleichsam den Gang des Sägerades hemmte. Sofort kamen Leute zusammen, um das Unglück zu sehen, wer der Todte sei und ihn aus dem Radwerke hervorzuschälen. Bei dieser Arbeit that der Bernhard plötzlich einen dumpfen Ausruf und taumelte seitab. Er hatte gesehen, was es war. Die Traubenwirthin, des Entsetzens voll, daß ein junges

Menschenwesen hier so schrecklich verunglückt war, verordnete, daß der Reichnam in einer Seitenkammer des Hauses aufgebahrt werde. Dagegen widersetzte sich der Bernhard: In diesem Hause nicht! Es graue ihm vor Leiden. Darüber huben sie an zu streiten, die Wirthin bestand erregt auf ihrem Vorhaben der christlichen Barmherzigkeit, der Bernhard, selbst leichenblaß im Gesicht, wollte von einer Aufbahrung im Hause nichts wissen.

„Das glaub' ich schon, daß er ihr jetzt nimmer ins Gesicht schauen mag,“ sagte laut ein alter Knecht, „das ist ja die Ziegenhirtin, der er auf der Trachosfenwand sein Leben schuldig ist worden — und später noch mehr.“

Die Traubenwirthin blickte forschend auf: „Ist das wahr, Bernhard?“

Er antwortete etwas, aber so undeutlich, daß es nicht zu verstehen war. Sie trat zum Schildmaler hin, der vor dem Hause in zierlichen Riesenbuchstaben die Aufschrift: „Zum wunderbar geretteten Jäger“ fast fertig gestellt hatte.

„Löschet es nur wieder aus, Meister! Ich bleibe bei meinem alten Schild.“

Den Bernhard durchfuhr ein kurzes Zucken. Er hatte verstanden.

Der Müller un sein Bräunel.

Humoreske in Pfälzer Dialekt von W. Barad.

Wie der Wase-Müller von Moggene am Samschdag-Owend vor sechs Woche mit seiner Fraa nooch 'm Nachteffe am Disch hostt un de „General-Anzeeger“ dorchguckt, — dann Samschdags geht er als Owend nit ins Wertschhaus, weil's an dene Dag d'rheem ganz hunderts viel zu schaffe un zu dhun gibt — do also kreischt er uf eestmol: „E Dunnerwedder, Fraa, do gud' emol her!“ so daß die in alle Hdh' fahrt.

„Noch, was is dann?“ frogt se, wie se sich vun ihrem Schrede e bissel erholt hot. „Warum kreischde (schreift du) dann eso?!“

„Ja,“ sacht er, „ich hab' halt e Freed, un wann ich e Freed hab', do muß ich kreische: gud' nor her, Rathel, was do schdeht!“

Dob'rmit schiebt er seiner Fraa die Zeitung hin un aeggt mit 'm Finger uf de Anzeeg, wo 'm so viel Bläfir gemacht hot. Die Müllern awer seht gschwind ihr Brill uf die Nas' un lest:

„Kommenden Montag den 24. und Dienstag den 25. ds. Mts., jeweils von Morgens 9 Uhr an, werden auf der Fohlenweide ca. zwölf austrangierte Dienstpferde des Dragoner-Regiments gegen gleich baare Bezahlung öffentlich versteigert, wozu die Viehhaber hiemit eingeladen werden.“

W . . . , den 22. September 1897.

Das Regiments-Kommando.

Verwunnert guckt do die Müllern ihren Mann an un sacht: „Noch, was brauchschde dann derntwege zu kreische? Was geht dann des uns an?“

„Was des uns angeht?“ sacht jeh der Müller. „Noch, ich muß sage, du bist e bissel schwer vun Begriff. Haw' ich nit schon seit eme halwe Johr alsefort un alsefort widder g'sagt: „Wann ich nor unser Bräunel los un 'n annere Gaul d'rfor im Schdall schdeht hätt?“ — „Noch, jeh is die allerschönscht Gelegeheet d'rzu do!“

„Was, du willst unser Bräunel verkaafe?!“

„Un so 'n austrangierte Draguner d'rfor schdeege, ja!“ sacht der Müller. „Behn Johr haw' ich des Bräunel jeh im Schdall un 's hot mich allemol gedauert, wann 's hot Drabb schbringe solle, des aarm alt' Viech, mit seine schdeife Knoche un usg'fallene

Knie. — „Noch, ich kriech' wam' mer's e bissel mit Pfeffer usschdachege dhut, daß 's seint Männcher macht — alsefort noch fuzig, verleicht aach sechzig Mark d'rfor un so 'n austrangierter Draguner hot als manichemol nor 'n ganz kleene Fehler un kummt weg for e Nase-wasser: do kann ich d'rhernoochder 'n junge, noch ganz gute Gaul kriech un — mach' noch meist Schnittche d'rbei. Weescht jeh, warum ich vor Freed kriech hab' über die Anzeeg?“

„Hm — jo!“ sacht die Müllern. „Awer — ach Gott — des gut' alt' Bräunel dhut m'r halt doch gar zu leed!“

„O mein!“ sacht do der Müller — „Loß dich heemgeige mit deiner Bedauerniß mit dem alte schdeife Bock! Wann emol der jung' Draguner im Schdall schdeht, werfscht annerschter redde!“

„Noch, mer wolle sehe,“ sacht seint Fraa jeh un seigt, 's kummt selte was bessers nooch — sacht mar als. „Wann wolle mer dann neinfahre in die Schdabt?“

„Mir?“ sacht do der Wase-Müller. „Ja — willst du bann du aach mitfahre?“

„Ha, nabierlich!“ sacht die Müllern un rollt die Nage. „Meenscht du bann, ich dhät dich alleest in die Schdabt fahre losse? Daß du vun Morgens bis Owend's drin fause un lumbde könnstsch — gell? Neen, nix is 's, wam' mer de Kopp schiddeht: ich fahr' aach mit!“

„Noch — meind'rwege“ — sacht jeh der Müller e bissel fleeklaut — „ich hab' jo nix d'rgege, awer — ich förcht' halt —“

„Was?“

„Ich — meen', 's könnst — 'm Bräunel halt doch e bissel schwer werre, wann 's uns allezwee zieche un — aach noch Drabb d'rbei schbringe sollt': du wiegscht doch alleest deine dritthalwe Zentner —“

„So?!“ sacht do die Müllern un macht e Gesicht d'rzu, als ob se 'n fresse wollt'. „Noch, weescht was: wann 's Bräunel uns allezwee nit fortbringt, do kannsch du jo noch — 'n Esel d'rzu schbanne obder kannsch 'm selwer zieche helfe, des blieb' sich d'rher-noochder ganz gleich!“

„Hm — des werd doch nit grad nothwennig seint,“ lenkt jeh der Müller ein, dann er hot gemerkt, 's dhät leß werre, wann er nit noochgewe dhät, „ich denk', mer kumme aach mit 'm Bräunel alleest neint in die Schdabt: geht's nit im Drabb, so geht's im Schritt. Derntweg' also bleibt's d'rbei: am Wiondag Morge am Sechse fahre mer fort, dann mer brauche mit 'm Bräunel gut unsere zwee Schdubnd do niwer!“

Dob'rmit war 's gut un 's werd nit mehr weiter driver geredd'. Am Wiondag Morge awer, Schlag Sechse, schdeht 'm Müller seint Schdeffel vor 'm Haus mit 'm Bräunel vorne draß — un 's is d'r grad gewest, wie wann des aarm alt Viech gemerkt hätt', daß 's nit widder heemkumme sollt', dann 's hot — wiewol 's der Müller dichdig mit Pfeffer usg'schdachezt g'hatt hot — de Kopp un de Schwanz henke losse un is dog'schdanne, wie wann 's flenne (weinen) wollt'. Derntweg' sin aach der Müllern fachtgar die Thräne kumme un emol iwers annermol hot se g'sagt: „Ach Gott, du gut's aarms Bräunel, wie werd d'r 's dann gehn, wann de nit mehr do un bei uns bist — ach Gott, ach Gott!“

Der Müller awer hot g'sagt: „Jeh mach' emol vorwärts un schdeig ein, du alti Heulmaiern, daß mer endlich fortkumme: Abschied nemme kannsch jo schbäter noch vun dem alte Viech, wann 's verkaaft is!“

Do schdeigt halt die Müllern wohl obder iwel neint in den alte Kumbelschde un löst sich uf ihren Platz newen 'm Müller hinbloke, daß des ganz Schdeffel

getracht hot, un jeh haacht (haut) der Müller dem schbeife Bod emol eeni riwer, daß er ganz verschreckt zammefahrt, un — nix wie fort geht's ime Dräbbche, daß mar hätt' meene solle, des alt' Viech wollt' heut' noch bis Paris schbringe. Gang bot 's awer nit aff'halte. Wie des erscht Schdallfeuer verdoht war, hot mein Bräunel, scheint's, gedentt: „s is doch 'n Unfinn, wem 'mar in seine alde Däg noch eso jung dhut“ un is noochenanner widder in Schritt g'falle, un wie 'm der Müller jeh widder eeni hinne riwerzieht, hot 's nor de Schwanz e bissel g'home, hot was falle losse un vermutlich gedentt d'rbei: „Da, Müller, mach' d'r 'n Bers druff!“

Voller Zorn will 'm do der Müller nochemol eeni gewe, awer sein Fraa hot 'm de Arm g'home un g'sagt: „Pantraz, verhaun' jehst doch nit mehr eso arg: wann er so voll mit fingerbide Schwiele is, merkt jo e Jedes, daß er e fauls alts Kuber is un Niemand gibt d'r keen Knopp d'rfor!“

Des hot 'm Müller eingeleucht'. „Du höscht recht, Kathel“ — hot er g'sagt, hot die Beitsch ins Schdisselrohr g'schdeckt un is vollends Schritt g'fahre bis nein in die Schdadt un direkt uf die Fohleweed. Do is d'r dann schun e Bewe un e Gedhu gewest, wie als uf 'm Säulsmarkt am erschde Mai in Mannem. Nix wie Säulshändler laafe d'r uf dem grohe Maß rum un eener, der Aaron Reiddrfer vun Dwerlosse, mit dem der Müller schun e paar mol G'schäfte gemacht hot, kummt halt bei un sacht: „Was is, Wase-Müller, aach hie? Wollt' r aach e Säulche schdege?“

„Ich weech noch nit,“ hot der Müller g'sagt, verleicht — wann ich d'rersch mein Bräunel do verkaafe kann: habt' r keen Lust d'rzu, Aaron?“

„Warum nit“ — sacht der. — „Was soll 's dann loschte?“

„Kon, ich geb 'n billig“ — sacht der Müller — „hunnert Mark!“

Do gukt der Aaron des alt' Viech erscht vun auhe an un schiddelt e bissel bedenklich de Kopp d'rzu. D'rhernoochder awer macht er 'm 's Maul uf, gukt nein un lacht un sacht: „Kon, die Fohlezäh'n hot er schun lang verlore — wohl schun e Fohrer fufzeh'n bis achtzeh'n. — Müller, den Esel möcht' ich aach sehe, wo Euch gibt hunnert Mark for des alt' Viech!“

„Kon“ — sacht der Müller — „Euch gew' ich 'n aach for achtzig, weil Ihr 's seid, Aaron!“

Awer der Aaron lacht widder un sacht: „Gott, Wase-Müller, meenet 'r dann, ich wär' vun heut' Finsezwanzig Mark gew' ich Euch for den alte schbeife Klowe un mehnder keen Penning! Wollt' r“ — fahrt er fort un schdrekt 'm die Hand hin — „so schlägt ein!“

Do schubbt die Kathel ihren Mann un sacht: „Pantraz, des dhuscht awer nit — unner sechzig Mark gibst' n nit her, dann so viel is er doch noch werth!“

Awer der Müller sacht: „Kathel“ — sacht er — „redd' nit in Sache nein, vun dene du nix verschdehst. Aaron“ — sacht er druf zu dem — „sagt Fufzig un der Gaul is Guer!“

Awer der Aaron schiddelt den Kopp un sacht: „Ich kann nit, Wase-Müller — wahrhaftiger Gott, ich kann nit: mehnder wie finsezwanzig Mark kann ich nit gewer for den Wedhusalem vume Gaul mit dene usg'fallene Knie — ich kriech' nit emol des wider d'rfor!“

„Jesses, Pantraz — du werrest doch nit!“ sacht do die Müllern widder un schubbt ihren Mann nochemool.

Awer der hot 'n Zorn kriecht un kreischt: „Doch ich werr' — grad dir zu leed werr' ich, du alti Kraibericht: einig'schlage, Aaron, un her mit 'm Geld — der Gaul is Guer!“

Do schlägt der Aaron ein, zieht d'rhernoochder sein Briefdäsch raus, nemmt 'n alte vergriffene Zwanzigmark-Schein un 'n Finfmark-Schein draus 'raus un sacht: „Gut, do is Guer Geld, Wase-Müller, der Gaul is mein!“

Druf winnt er een vun seine Knecht bei, loht 's Bräunel ausschbanne und wegfhre un sacht d'rhernoochder: „Kon abjes, Wase-Müller, macht recht



„Kon, ich geb 'n billig,“ sacht der Müller, „hunnert Mark!“

gute Geschäfte — abjes, Fraa Müllern!“

So sacht er, kippt (küßt) sein Müs un geht.

„Jesses, Jesses“ — sacht jeh die Müllern zu ihrem Mann — „des Bräunel zu verkaafe for finsezwanzig Mark: so e Dummeheit sollt mar jo nit for menschemöglich halte!“

„Hättscht du nor dein Maul g'halte un m'r nit alsefort neistgerebb' in mein Handel, so hätt' ich schun noch e paar Märktcher mehnder kriecht for des alt' Viech,“ sacht der Müller do. „Awer“ — fahrt er d'rhernoochder fort un lacht — „loh' 's gut sein jeh: a'schebe is g'schehe, Mädle, was heulschde' un wann erscht e netter junger Draguner vor unlerem Scheesel schdeht, werrestschun e annerschts G'sicht mache!“

Dod'rmit schdeigt er ab un sacht: „Bleib' du jeh nor ganz ruhig hoche im Scheesel, grad ewe geht's los to drime: wann ich e Säulche g'schdeegt hab', bring' ich 's schun riwer!“

Mein Müllern nickt nor mit 'm Kopp, dann se hot gedentt: „s is besser, ich sag' nix, dann sunscht macht der eegefinnig Dickkopp nochemol 'n dumme Schdrech!“ Derntweg' hot se sich halt ins Scheesed gedrickt un — nadierlich se hot Morgens schun ariq frih ufschdeht un ihren Schlof abbreche misse — dessentwege hot 's

aach gar nit lang afig'schbanne, so fin 'r die Lage zug'falle un se hot g'schnarcht wie e Schreinersäg. Iwer eestmol awer — 's mag e Schindel driver hängange sein, verleicht aach zwee — do fahrt se in alle Höb, dann ihr Mann is do un kreischt: „Kathel, wach' uf un guck emol: ich hab' een — ich hab' een!“

Schwind reibt sich do die Müllern die Lage aus un wie se recht guck, so schdeht halt der Müller do un hot e Fixel am Hals, e schöns Gälche, im Schnitt fascht grad wie 's Bräunel, nor jinger nadierlich un aach kräftiger. „E Dunnerwedder“ — fächt se do — „des is e schöns Dierche: was hot dann des gefoscht?“

„Gar nit viel!“ fächt do der Müller ganz verniecht. „Nor hunnert Mark!“

„Was — nit mehnder! Ja vun wege warum is er d'rhernoochder dann ausranschert un verschbeegt worre?“

„O, er hot nor e ganz kleen Fehlerche: er is e bissel tollerig!“

„Waaas? Kollerig?!“ kreischt jekt die Müllern. „Des is doch, was mer bei de Mensche — varriekt heekt?!“

„Neen, neen!“ fächt do der Müller. „So arig is 's nit, er is 's nor bei großer Fiß — hickollerig heekt mar des — un des werr' ich 'm schon vertreime: recht dichdig lazere is do gut d'rfor!“

„Sooo?!“ kreischt do die Müllern widder ganz wihig. „Noß d'rhernoochder meen' ich als, mar sollt' dich aach dichdig lazere, dann Genor, wo mit Wisse 'n Koller laast un — gar noch hunnert Mark d'rfor zahlt, der is selwer tollerig! — Jesses, Jesses, was is jek des widder 'n Unfinn!“

„Du muscht doch iwer Alles schanne un Kraugehl mache, du alts Reibeise!“ kreischt do aach der Müller voller Zorn. „Waart 's doch nor ab, ich bin d'r gut d'rfor, ich werr' fertig mit 'm — un wann nit, so verkaaf' ich 'n widder: hunnert Mark kriech' ich glei widder d'rfor, dann er geht im Reite un im Fahre!“

So fächt er un schbannt halt des Fixel vor sein Wägele un fahrt langsam, im Schritt, niwer in de „Goldene Adler“ — 's is nor e paar Schritt bis hin gewest un der Müller hot zudem sein neu' Gälche am Kopp g'fihrt mit der Hand, for daß 's nit schene soll vor dene viele Leit — un derntwege fin se aach ganz gut drive ankumme. Weil 's awer jek Middageffenszeit gewest is, so loht der Müller sein Fixel in de Schball schdelle un 'm zwee Mähle Hawer in die Kripp schidde, „dann du sollscht doch aach merke, daß du jek 'm Wase-Müller vun Moggene g'hörst“, hot er g'sagt un is d'rhernoochder mit seiner Kathel neißig'hoct in die Wertschdub un hot emol e Middageffe uforage losse, daß Sechse hätte draß fattwerre könne, dann „Kathel“ — hot er g'sagt — „heit losse mer was druf gehn, dann so e guts G'schäftche wie heit' haw' ich schon lang nit mehr gemacht!“ Noß die Müllern hot nix d'rgege eifzuwenne g'hatt — dann nadierlich se hot aach 'n lange Lage g'hatt — un derntweg' hawe se halt fescht minanner eingebrennt un een Wubell nooch der annere d'rzu gedrunke, dann der Wein war gut un — Dorst hot hawe se aach allezwee g'hatt, b'junders der Müller.

So fin d'r e paar Schindcher rumgange, se hawe nit gewiht, wie. Wie 's awer Finse schlägt, fächt die Müllern: „Pantraß“ — hot se g'sagt — „jek meen' ich, sollte mer doch heemfahre, dann der Weg is weit un — wann 's dunkel werb', sollte mer doch d'rheem sein!“

Noß, der Müller hot zwar anfangs gemeent, 's dhät nit gar so arig bressire un e Wubelle könn't mar schon noch drinke, aber zuguterletzt hot er doch noochgewe un des Scheesl mit 'm afig'schbannte Fixel fahrt vor. E bissel mißsam schdeige die Zwee ein, der Müller schmalzt mit der Zung' un — fort geht 's im scharfe Drabb wie e Siedigdunnerwedder.

„Noß, was meensch't de jek, Kathel“ — fächt do der Müller seelebergniecht — „is des nit e famos Gälche? Wann des eso fortlaaft, so fim 'mer ime kleene —“

Awer er hot's nit fertigsage könne, was er hot sage wolle, dann iwer eestmol, wie se an e Brick kumme, schdukt mein Fixel un will halt nit niwer.

„Zum Dunnerwedder, was hocht de dann, du



„Kathel“ hot er g'sagt, „heit losse mer was druf gehn.“

bumms Biech!“ kreischt do der Müller un zieht 'm eeni niwer, wie er's bei sein Bräunel gewöhnt gewest is. Awer des hot mein Fixel lek verschbanne; blick'schnell dreht sich 's rum un jek — wie 's der Müller widder wenne will — fangt 's an hinne nauszuschlage uf den alte Rutschefaschte nuf, daß die Fesche d'rviunfliege un d'rhernoochder — wie der Müller in Lob verschrocte die Ziegel anzieht — schdeigt's bolgrad in die Höch, daß die Banne abbreche, wie Schwefelholzcher — un nix wie fort, heemwärts widder der Schdadt zu.

In Dodesängsche kreischt do die Müllern uf: „Hewet 'n — hewet 'n — ach, du lieber Gott, hewet 'n!“

Awer nadierlich, weit un breet is keen Seel un keen Mensch gewest, wo den rawiadde Gaul hätt hewe könne un — zum gute Glid is 's aach gar nit nothwendig gewest, dann iwer eestmol kummt 'm eeni vun dene abgebrochene Banne zwische die Beest un — Plumps, do liegt er mitte uf der Schdras, daß mar gemeent hot, er wär' hix un tabut. Der Müller awer is d'r uf der eene Seit' vun Wägele nausg'fahberzt un die Müllern uf der annere, daß se zu dritt dogelege

un keen Beeche mehr vun sich gewa hawe. Awer 's hot ene tropdem doch weiter nix gedhañ — dann gliedlicherweiß' sin se uf keen edle Dheel g'falle, nor die Köpp' hawe se sich verschunne g'hatt un die G'sichter vertrakt. Derntwege faugt die Müllern aach nooch eme keene Weilche glei widder an zu kreische: „Hewet 'n — hewet 'n!“ un der Müller selwer schbringt — e bissel langsam zwar — uf un reibt sich die Knoche. Wie er awer siecht, daß alles noch heel un ganz is, hint er hin zu seim Fixel, wo uf 'm Bodde liegt, un will 'm halt widder uf die Been helfe. Awer des „famoße Säulche“ schlägt mit alle Biere un sich un loßt 'n gar nit an sich kumme — un dod'rzu kreischt d'r halt die Müllern noch alsefort un alsefort: „Hewet 'n — hewet 'n, ach du liewer Gott, hewet 'n!“

„So halt' doch nor emol deist Maul,“ sächt jeh der Müller voller Zorn. „Du machsch' jo den Gaul ganz rawiadd mit deem Getriß!“

„Sooo?! — Ich mach 'n rawiadd den verflamme tollerige Klowe?!“ kreischt do die Müllern ganz wüthig. „Ei, jo vertreib's 'm doch — so laxier 'n doch, du G'scheidle — des is jo gut dod'rfor!“

„Fraa“ — kreischt jeh der Müller widder furdeiwelwüthig — „jeh loß' emol des dumm Gebammel! Helf' m'r liewer des Schindviech uf die Been bringe, dann sunsch' schlägt 's jo noch 's ganz Scheefel zämme!“

„Soo?!“ sächt do die Müllern widder. „Meensch' de dann verleicht, ich hätt 'n Knoche zu viel?! Neen, neen, mach' du's nur alleest: wege mir kann des Buderwied' vollendschder zammeschlage, was noch ganz is am Scheefel — mir is 's egal, ich rihr' keen Glied d'rwege!“

So sächt se un hodt sich newe hin an de Schoffe-grawe, dann nabierlich, se hot fascht uf keen Been mehr schdehst könne vor Schrecke un — se is halt doch aach e bissel hart un schwer g'schderzt aus 'm Scheefel raus mit ihre dritthalwe Zentner, so daß 'r Alles wehgedhañ hat. Derntweg' hot 's halt der Müller noch eemol alleest verjucht, den Koller aufzurichde, awer wie er nor an des Bumberwied' hinkummt, do fangt's glei widder an hinne un vorne nausjublitze, daß 's gar nit möglich is beizukumme.

„Jesses, Jesses“ — hot er do gebent — „do siecht 's gut aus: wann nur e Dummerwedder des tollerig Vieh verschlage dhät, daß 's hin wär un tabut, for daß ich wenigschdens noch 's Scheefel freimache könnt' — Jesses, Jesses, 's is jo Alles rabital hin!“

So denkt er un will sich grad aach an de Schoffe-grawe hoche — dann nabierlich, 's hot 'm aach Alles wehgedhañ vun seim Schdorz — do uf eemol hört er Huffschlag vor 'm Wald un wie er recht hinguckt, wer is 's: der Aaron Reiddorfer vun Dwerlosse mit alle bene Säul, wo er zammekraaft un g'schdeegt g'hatt hot — sein Bräunel is aach d'rbei gewest.

„Gott Lob un Dank,“ hot do der Müller gebent, „jeh kummt Hilf: der Aaron un seine Knecht werre m'r Weischband leeschte!“

So denkt er un — „Ja, was is dann, Wase-Müller,“ kreischt do aach schon der Aaron, wie er um 's Eck kummt un des Maleer siecht, wo der Draguner angericht' g'hatt hot. „Was is dann gebassirt?“

„Ach du liewer Gott, Aaron, helst m'r!“ sächt do der Wase-Müller. „Do guckt nor emol her: mein verflammerd Gaul is g'schderzt un hot Alles zammeschlage!“

G'schwind kummandirt do der Aaron e paar vun seine Knecht un — eh' daß mar uf Zehne zähle kann, is des Fixel uf de Been un Alles is in Ordnung.

„Awer sagt doch, Wase-Müller, wie is dann des Maleer nor bassirt?“ frogt jeh der Aaron.

Do verzählt 'm halt der Müller Alles der Reih' nooch vun Anfang bis zu End', vun dem Angeblick an nämlich, wie er vun „Goldene Adler“ wegg'fahre is, bis zu dem Moment, wo der Draguner g'schdukt un d'rhermooschder Alles zammeschlage hot.

„Ei, ei, ei!“ sächt do der Aaron un schiddelt de Kopp. „Wer wird awer aach 'n tollerige Gaul faafe!“

„Jo — un hunnert Mark d'rfor gewe!“ kreischt die Müllern vun Schoffe-grawe her.

„Hunnert Mark?! Ei, du Schbedafel!“ sächt do der Aaron un schlägt die Händ' iwer'm Kopp zämme. „Hunnert Mark for 'n Koller! Wer werd aach hunnert Mark for so e Bumberwied' gewe!“



Der Müller is d'r uf der eene Seit' dum Wägele nausg'schderzt zc.

„So, do hörst' 's jeh, du Esel, du!“ kreischt die Müllern widder.

„Noss“ — meent jeh der Müller kleeklaut — „'s is doch so e schöner Gaul!“

„E schöner Gaul?!“ sächt do der Aaron un lächt. „Ja, wahrhaftig e schöner Gaul. — e sehr schöner Gaul: ich möcht 'n nit hawe for fufzig — nit for verzig Mark!“

Do hörst' 's du — G'scheidle!“ kreischt die Müllern. Der Müller awer hot gar nit druf Acht g'hatt. Die ganz Zeit her hot er schon gebent: „Wann ich nor des Buderwied' widder los wär,“ und jeh, wie der Aaron was vun verzig Mark sächt, fährt's 'm wie 'n Blißschdrahl dorch de Kopp: „Der soll 'n hawe for verzig Mark — odder for noch weniger, wann 's sein muß!“

„Hdret emol, Aaron, ich will Euch was sage“, hot er derntwege g'sagt. „Gewet m'r verzig Mark — un Ihr sollt 'n hawe: schlägt eiß!“

Awer der Aaron lächt. „Gott,“ sächt er, „Ihr seid e Schbavogel, ich hab' doch g'sagt, ich möcht 'n nit hawe for verzig Mark!“

„Noss — ich loß 'n Euch aach for Zinsedreißig!“

Awer widder lacht der Aaron. „Ich mag 'n nit“ — säch er, geht awer doch hif zu dem Fixel un guck sich 's an — „neest, Wase-Müller — ich mag 'n wahrhaftig nit d'rfor!“ säch er d'rhernoochder.

„Nö, so will ich Euch 'n annern Vorschlag mache, Aaron,“ säch jeh der Müller. „Gewet m'r meiß Bräunel widder for des Fixel un zahl't m'r noch zwanzig Mark raus! Wollt'r, Aaron?!“

„Des Bräunel for des Fixel?“ säch do der Aaron, „Un zwanzig Mark soll ich noch 'rauszahle?! — Meenet'r dann, ich wär' varrickt?! — Des Bräunel is e alt's Säulche, awer e gut's Säulche — ja, wahrhaftig, e sehr gut's Säulche un is unner Brider seine hunnert Mark werth!“

„Was?!“ säch der Müller. „Un mir hab't 'r finfezwanzig d'rfor gewe?!“

„Die hätte d'r freilich g'hört for den Handel!“ kreischt jeh die Müllern widder riwer. „Finfezwanzig aus 'm Salz hätte d'r g'hört d'rfor!“

„Dein Maul muß mar aach noch extra todtschlage, wann du emol g'schdortwe bischt!“ kreischt do der Müller ganz roth vor Zorn.

Awer der Aaron hot 'm zugewunke. „Loßt se babble“ — hot er g'sagt — „un macht e anner Gebot: verleicht werre mer d'rhernoochder handelseneig!“

„Neest, ich mach' keen anners!“ säch jeh der Müller un dreht sich rum. „Zum Dunnerwedder, herschenke dhu' ich des schön Fixel nit — neest, liewer schdeck' i's dobt, des Lumbviech!“

„Nö, seht, Wase-Müller“ — säch do der Aaron un lacht — „des Gebot haw' ich Euch grad mache wolle — dann mehr is der Koller nit wert!“

Druf' winkt er seine Knecht un säch: „Fahrt weiter mit de Säul bis an de Waldbrand, dort waartet uf mich, ich kumm glei nooch! — Awer wie is 's“ — säch er d'rhernoochder zum Wase-Müller — „do, uf der Landschdraß, könn't 'r doch nit bleiwe. Flicket Euer Scheeser e bissel zämme un schbannet Euren Koller widder vorne draß: verleicht, wenn Ihr 'n mit der Hand am Kopp fibret, daß er zieche dhut. Adjes derweil un — kummet gliedlich heem minanner! Wenn 'r awer nochemol Weischband brauchet, so kummet nor vor an de Waldbrand: dort mach' ich forze Rascht mit de Säul — 's is keen finfhunnert Schritt vun do!“

So säch er, werft noch 'n Blick uf des Fixel, wie wann er dente dhät: „Dich kriech' ich doch noch,“ lippt d'rhernoochder widder sein Müß un geht.

Der Wase-Müller awer bind' — so gut 's gehn will — mit e paar Schdrick die er zum Glic im Scheeserfischtel find', die abgebrochene Lanne widder zämme un schbann't sein Koller widder an. Mit Müß un Roth werd er fertig d'rmit, sacht d'rhernoochder 's Fixel am Kopp g'schbell un kreischt: „Hü!“ Awer laum merkt des Lumbviech, daß 's widder zieche soll, so fanget 's aach schun widder an nauszubliße un was der Müller mit Ach un Krach hot zammeg'fickt g'hatt, reißt widder ab wie Dreck.

Herrgott vun Bindheem hot der Müller do g'sucht! D'rhernoochder awer hot er forz' resolvirt den Koller widder aus' un — hinne hif an 's Scheeser g'schbann't, hot sich druf selwer die Schdräng an'ghängt un — hot sein Scheeser selwer gezoge. Un forjos: jeh laaft der Draguner ganz ruhig un gemietlich hinnenooch un die Müllern, wo newen 'm hergeht, hot nit emol „Hü!“ kreische brauche.

So kumme se dann gliedlich minanner vor zum Waldbrand, wo der Aaron halt macht mit seine Säul. Bergniecht lacht der vor sich hif, wie er des forjos

Fuhrwerk kumme siecht un dentt: „So, Müller, jeh haw' ich dich un — dein Fixel aach!“

Batschnaß vor Schweetz kummt der Müller endlich an.

„Was is dann, Wase-Müller,“ säch do der Aaron, „hot 's Fixel nit zieche wolle?“

„Loßt mich gehn mit dem Lumbviech!“ kreischt jeh der Müller un wißcht sich de Schweetz ab. „Aaron — macht Ihr jeh e Gebot: ich will mein Bräunel widder hawe — junscht sag' ich nix!“

„Nö, seht'r, Wase-Müller, ich hab's jo gewißt, daß mer doch noch 'n Handel minanner mache,“ säch do der Aaron. „Ich will's aach billig mache — so billig als ich kann, weil Ihr 's seid, Wase-Müller: zahl't m'r die finfezwanzig Mark zarick, die ich Euch hab' bezahlt, un gebt m'r noch des tollerig' Fixel d'rzu — ich mach' e schlechtes Geschäft d'rbei, wahrhaftiger Gott, e ganz schlechtes Geschäft, awer — wie g'sagt — ich will 's dhun, weil Ihr 's seid, Wase-Müller — also: finfezwanzig Mark un 's Fixel, d'rhernoochder könn't 'r Euer Bräunel widder hawe!“

Do zieht der Wase-Müller sein Portmonnee aus 'm Hosseck, sicht den alte abgegriffene Zwanzigmark-un den Fünfmark-Scheis widder raus, gibt's 'm Aaron un sacht mit eme Seifzer: „Fort mit Schade — holet Euch 's Fixel un her mit mein Bräunel!“

Do hot 'm der Aaron vun seine Knecht 's Scheeser widder nothdirstig herrichde un 's Bräunel vornedraß schbanne lasse — 's hot de Müller noch e schön Drinkgeld gefoscht' nadiertich — d'rhernoochder schbeigt „der G'scheidle“ ein mit seiner Fraa un — fort geht 's heem. Was die Müllern awer unnerwegs mit ihrem Mann gerehd' un was se zu 'm g'sagt hot, doh'rvun hot keen Mensch nix erfahre — 's soll awer kee Wortche Französch d'rbei gewest sein.

Der Aaron Reiddorfer herengege soll mit dem „g'schenkte“ Fixel doch kee so arg schlechtes G'schäft gemacht hawe: mar sacht, er hätt's Dags druf mit bene annere austranschirte Regimentsgäul nochemol verschdeege losse un hätt' hunnert un fünf Mark d'rfor kriecht. Wer 's g'schdregt hot, weech ich nit — awer arg viel Bläfir werd er mit dem Lumbviech grad aach nit erlebt hawe.

Auch ein Vieh.

In einer sogenannten „Vorschule“ für kleine Knaben fand die am Ende des Schuljahres übliche Prüfung statt. Der Unterrichts hatte sich das ganze Jahr über auf sehr einfache Dinge beschränkt und demgemäß waren auch die Fragen, die jetzt an die Kinder gestellt wurden, sehr einfacher, keineswegs schwer zu beantwortender Art, aber gleichwohl fielen die Antworten bisweilen nicht in der vom Lehrer erwarteten Weise aus. So fragte zum Beispiel der Lehrer eines der Kinder: „Fritschen, kannst Du mir das Vieh nennen, das uns die prächtigen Schinken liefert?“ Der Kleine dachte einen Augenblick nach, dann rief er mit Ueberzeugung: „Der Metzger Maier!“

Man kann sich denken, welchen Heiterkeitserfolg diese prompte Antwort hatte, um so mehr, als der genannte Metzger Maier selbst bei der Prüfung anwesend war und in das allgemeine Lachen herzlichst miteinstimmte.

Dr. Georg Ignaz Komp,

der neue Erzbischof von Freiburg i. Br.

Am 21. März verbreitete der Telegraph die Nachricht, daß der oberrheinische Metropolitansitz einen neuen Inhaber in dem bisherigen Bischof von Fulda erhalten habe. Es war dies eine Ueberraschung, denn bei all den Vorgängen und Verhandlungen während der fast anderthalbjährigen Sedisvacanz war der Name Komp's nur beiläufig genannt worden. Seinen letzten Metropolitensitz hat der bairische Erzstuhl von Limburg herübergeholt; Limburg und Fulda sind Suffraganate von Freiburg.

Komp hat in Fulda eine mehr als vierzigjährige ausgezeichnete Thätigkeit hinter sich. Im Collegium Germanicum zu Rom für die letzten Semester zum Theologen ausgebildet und dann zum Priester geweiht, hatte er eine nie erlöschende Vorliebe für die römische Liturgie gefaßt; als er daher im Jahre 1856 aus Rom zurückkehrte u. bald darauf zum Präfecten des Fuldaer Priesterseminars sowie zum Re-

petenten der Dogmatik ernannt wurde, führte er zunächst das liturgische Amt wieder ein, das seit Vertreibung der Benediktiner aus dem Dom verbannt gewesen war. Im Jahre 1860 wurde Komp Profsynodalexaminator und Professor der Theologie, als welcher er Pastoralthologie, Liturgik, Pädagogik und Katechetik lehrte.

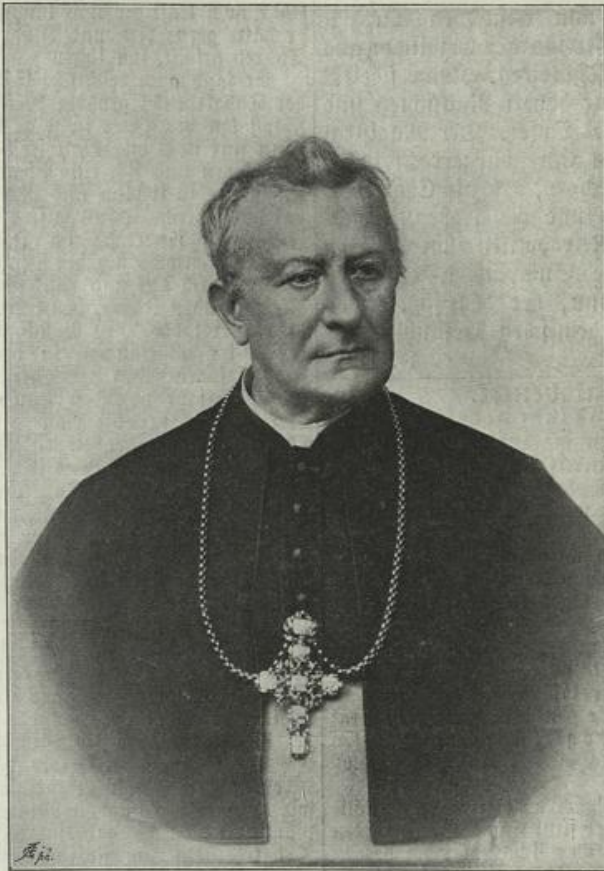
Im Jahre 1857 war Komp's Onkel, der Regens Heinrich Komp, der fünfzig Jahre hindurch das Priesterseminar zu Fulda geleitet hatte, gestorben. Er hatte sich in dieser wichtigen Stellung die größten Verdienste erworben. Fünf Jahre später, nach dem Tode des Regens Schnei-

der, ging dieses Amt auf den Neffen über, der es volle 33 Jahre verwaltete, so daß das Priesterseminar während eines Zeitraums von 83 Jahren einem Regens Komp unterstellt war. Wenn in den unruhigen Zeitläuften dieses Jahrhunderts der Fuldaer Klerus fest und unentwegt gestanden, so gebührt dieses Verdienst zum großen Theil seinen Erziehern, den beiden Regens Komp.

Wie die ascetische Richtung, so wurde nicht minder die wissenschaftliche bei den Alumnus gepflegt. Unter Komp's Leitung war das Fuldaer Priesterseminar zu einer Musteranstalt für philosophisch-theologische Wissenschaft geworden. Ausgezeichnete Gelehrte wirkten und wirken an ihr; die Bischöfe von Osnabrück und Limburg vertrauten ihr ihre Alumnus an.

Auch schriftstellerisch war Komp während seiner Regentie thätig; in seinen Schriften „Erste Schule Fuldas“ und „Zweite Schule Fuldas“ stellt er die Bedeutung dieser Klosterstadt für Kultur und Wissenschaft seit der Karolinger Zeit dar. Auch schrieb er damals seinen „Balthasar von

Dernbach“. Erwähnenswerth ist ferner eine ganze Reihe von Artikeln, die er im „Katholik“ und in den „Historisch-politischen Blättern“ veröffentlichte. Das Vertrauen und die Hochschätzung seiner Mitbürger ward ihm in reichem Maße zu Theil: lange Jahre gehörte er dem Fuldaer Magistrat als tüchtiges Mitglied an. Auch bei der preussischen Regierung war das Mißtrauen gegen ihn mehr und mehr geschwunden, so daß das Domkapitel in Fulda ihn als der Regierung genehmen Kandidaten am 27. April 1894 einstimmig zum Bischof wählen konnte. Niemand war mit den Verhältnissen der Diözese besser



Dr. Georg Ignaz Komp, der neue Erzbischof von Freiburg i. Br.

vertraut, niemand besaß in höherem Maße das Vertrauen des Klerus, den er zu vier Fünftel herangebildet hatte, als der neue Bischof. Die Hoffnungen, die man deshalb in ihn gesetzt, hat er in der That erfüllt; er hat sein wichtiges Amt ganz auszufüllen verstanden. Der Dom fand in ihm seinen Restaurator. Den Kirchen- und Schulangelegenheiten der Diaspora widmete er in besonderem Maße seine Fürsorge und stellte manche Uebelstände ab. Und nun reißt den Siebzigjährigen die Wahl zum Freiburger Erzbischof aus all dieser segensreichen Thätigkeit. Rom scheidet mit schwerem Herzen; nur höhern Rücksichten und Interessen bringt er dieses Opfer. Der Magistrat Fulda's verlieh ihm das Ehrenbürgerrecht.

Man darf darauf rechnen, daß die Charakterfestigkeit, der edle Sinn und die große Lebenswürdigkeit des neuen Metropolitens ihm auch im Badener Land allseitige Sympathien erwerben werden; er ist ein Mann, der den schwierigen Verhältnissen des oberrheinischen Erzstuhles gewachsen sein dürfte.

J. J.

Der Tabaksbeutel.

Eine Erzählung von Auguste Bender.

Es mögen nun schon an die hundert und fünfzig Jahre her sein, als der Sauhirt Peter Haaf am Dietel seine Heerde hütete. Er saß damals gewöhnlich unter einer knorrigen Eiche und blies aus einer kleinen Thonpfeife blaue Rauchwölkchen in die sonnige Herbstluft. — Der Tabak roch nicht gerade lieblich, allein der Peter machte sich daraus nicht besonders viel und wäre froh gewesen, wenn er vom schlechtesten nur immer genug gehabt hätte.

Einmal aber, als er gerade sein letztes Kraut geschmaucht hatte, wäre ihm beinahe vor Verwunderung die Pfeife aus dem Mund gefallen, denn vom Berchthalden her erklang es wie Hufschläge und Wagengerassel, was damals auf der quer über den bewaldeten Hügelrücken laufenden Straße — dem „Hochsträßle“ nur äußerst selten vorkam.

„Das ist gewiß der Bödigheimer Edelmann,“ dachte der Sauhirt und machte sich flink auf die Beine. In demüthiger Haltung näherte er sich dem rasch herankrollenden einspännigen Wagen, that einen Blick hinein und machte einen ungeschickten Krachfuß. Der Edelmann ließ halten und fragte den Sauhirt nach seinem Begehren.

„Euer Gnaden, schenken Sie mir eine Pfeife Tabak,“ stotterte der Peter, das erkaltete Thonpfeifchen in der Linken haltend.

„Hund! kannst Du denn Kavaliertabak rauchen?“ entgegnete der Edelmann in einem Tone, der freundlicher war als seine Worte.

„Will's probiren, will's probiren!“ sagte der Sauhirt und machte abermals seinen Krachfuß.

Da warf ihm der Edelmann lachend seinen noch wohlgefüllten Tabaksbeutel vor die Füße und fuhr eilig von dannen. Der Peter aber stand wohl noch zehn Minuten auf der gleichen Stelle und starrte auf den Beutel, indem er ihn gegen die Sonne hielt. — Wär das eine Pracht! ein wahres Edelmannsgeschenk: Grüner Sammt mit Goldfäden gestickt und mit goldenen Troddeln an langen, goldgelben Schnüren.

„Was der Berndt für Augen machen wird,“ dachte er und lehrte dann mit vergnügten Mienen zu seiner Heerde zurück, die sich mittlerweile im Schlamme der „Schweingruben“ herum getummelt hatte. — Der Berndt aber war das einzige Söhnlein des Schefflenger Sauhirten und diesem so ans Herz gewachsen, daß er es jeweils kaum erwarten konnte, bis die Sonne sich zu Thale neigte und er seine Schützbesohlenen seinen Ställen zutreiben durfte.

Dieser Zeitpunkt kam denn endlich auch an jenem Tage und beim Einzug ins Dorf klangen seine Hornstöße noch kräftiger und langgezogener als sonst, denn er hätte gerne Alt und Jung unter die Fenster und Thüren gelockt, um ihnen sein Geschenk zu zeigen.

Er fand auch reichliche Gelegenheit hierzu und als der Tabaksbeutel gehörig begafft und bewundert war, schloß ihn der Peter in seine beste Truhe ein, um ihn dann nur noch an hohen Fest- und Feiertagen heraus zu nehmen und sich eine Pfeife zu stopfen — nur eine einzige — so lieblich und verlockend der köstliche Tabak auch durch's Haus duften mochte. — Und da der Fest- und Feiertage im Jahre nicht gerade viele waren, so erwies sich der Beutel nach Ablauf desselben noch ziemlich dick und rund und — blieb es auch für alle folgenden Jahre, denn noch ehe der letzte Rest des „Kavaliertabaks“ in Rauch aufgegangen war, hatte der Peter angefangen, in den goldgestickten Beutel seine Ersparnisse zu verwahren. Alles Kleingeld, das er zu Neujahr von den Bauern erhielt — zwei bis drei Kreuzer für die Sau — alles was er von den üblichen Naturalabgaben erübrigen und zu Geld machen konnte, das wurde in Silber umgewechselt und zu seinem Schätze in den Tabaksbeutel gesteckt. Nicht einmal für sein geliebtes Pfeifchen wurde ferner noch ein Groschen geopfert: der Peter war geizig geworden.

Und wenn der Berndt ihn dann mit solch heimlicher Freude an seine Truhe schleichen sah, dann mußte er immer denken, der Edelmann habe seinen Vater durch den Tabaksbeutel verhehrt. Zu dieser Vermuthung hatte der junge Bursche um so mehr Grund, als der herrliche goldschimmernde Sammtbeutel auch auf ihn selbst eine seltsame Anziehungskraft äuferte, freilich in anderer Weise, als dies bei seinem Vater der Fall war, denn — alles, was dieser hineinthat, das hätte der Sohn wieder herausnehmen und verwirbeln mögen, um hiebei doch auch einmal zu erfahren, wie einem Edelmann zu Muthe sei, der in einer vier-spännigen Kutsche einherfahren und mit goldgestickten Tabaksbeuteln um sich werfen könne, dies war sein höchster Wunsch, und — dies nahm er sich fest vor — die vielen Kronenthaler, welche sein knauseriger Vater in der Truhe verschloß, sollten ihm einmal dazu verhelfen, ihn zu verwirklichen.

Und je älter und größer der Berndt wurde, desto unzufriedener fühlte er sich mit seinem Stande, denn er mußte jezt seinem Vater schon vielfach an die Hand gehen und zuweilen ganz allein die widerspenstigen Borstenthiere in den Wald treiben. Das aber behagte ihm je länger je weniger, und er machte tausend Pläne, was er eigentlich thun würde, wenn er sein eigener Herr, das heißt volljährig wäre.

„Ach!“ sprach er dann oft seufzend zu sich selbst, „vielleicht bleibt mir nichts anderes übrig, als mich von den Werbemännern des großen Preußenkönigs als Soldat anwerben zu lassen, oder bei einem Bauern als Knecht einzustehen!“

Als er diese Befürchtung einmal gegen seine alte Base, die das kleine Hauswesen des Sauhirten besorgte, äußerte, da meinte diese, er brauche weder Soldat noch

Knecht zu werden, denn Bernbts Mutter — ihre Schwester — habe ihm außer einigen schönen Aedern auch einen guten Wagen Geld hinterlassen, und wenn er erst zu fahren käme, würde er sich wundern, wie sein Vormünder, der alte „Klingenbaschle“, damit gewuchert habe. An die siebenhundert Gulden bekäme er auf alle Fälle, und damit könne er an die Thüre jeder vermöglichen Bauerntochter klopfen.

Der Bernbt aber wollte nichts vom Heirathen wissen, obgleich er nun schon sein zwanzigstes Jahr überschritten hatte. Immer und immer mußte er nur an den Edelmann von Bödigheim denken, so selten sich derselbe auch noch in der Gegend blicken ließ. Geschah es aber einmal, daß der Bernbt den vierspännigen Wagen des Freiherrn übers „Hochsträhle“ fahren sah, dann wollte ihm während des Tages kein Bissen mehr schmecken und des Nachts wälzte er sich schlaflos auf seinem Nachtlager. Nur ein einziges Mal ein großer Herr sein und vierspännig in der Welt herumfahren zu dürfen, würde das nicht der Himmel auf Erden sein, auch trenn die Herrlichkeit nur wenige Tage dauern sollte! —

Und der Bernbt fing an zu rechnen und zu rechnen, wie lang sein mütterliches Vermögen bei einem solchen Leben wohl vorhalten könnte, wenn er wie ein Edelmann des Tags etwa zehn Gulden verbrauchen würde, aber freilich Pferde, Wagen und Diener gehörten doch auch zu einem Edelmannsleben — und ein großer Gasthof als Absteigequartier: das alles kostete doch vielleicht noch mehr täglich, als zehn Gulden. Doch was lag ihm daran! Wenn er es nur haben und — wenn auch nur kurze Zeit genießen konnte. Aber wo war ein solches Leben wohl zu finden. In Heilbronn vielleicht, von dem ihm ein Württemberger Müllerbursche einmal erzählt hatte?

Ja, dort war sicher zu finden, was er als das Glück seines Lebens ansah und — nach Heilbronn war es nicht einmal so weit als nach Heidelberg und Würzburg! — Dort gab es sicher ein großes glänzendes Gasthaus und ebenso sicher schöne Kaufläden, wo man Sammt- und Seidenstoffe kaufen konnte und goldgestickte Tabaksbeutel! Dahin, nach Heilbronn, ja dahin mußte er einmal!

So „simulirte“ der Bernbt in einem fort, bis endlich der Tag seiner Mündigspruchung herangekommen war. Daß ihm inzwischen auch der Vater gestorben war, hatte dem Verblendeten kaum ein flüchtiges Bedauern zu erregen vermocht, und während er hinter des Vaters Sarg herging, dachte er an nichts, als wie viele Kronenthaler der Tabaksbeutel enthalten möge.

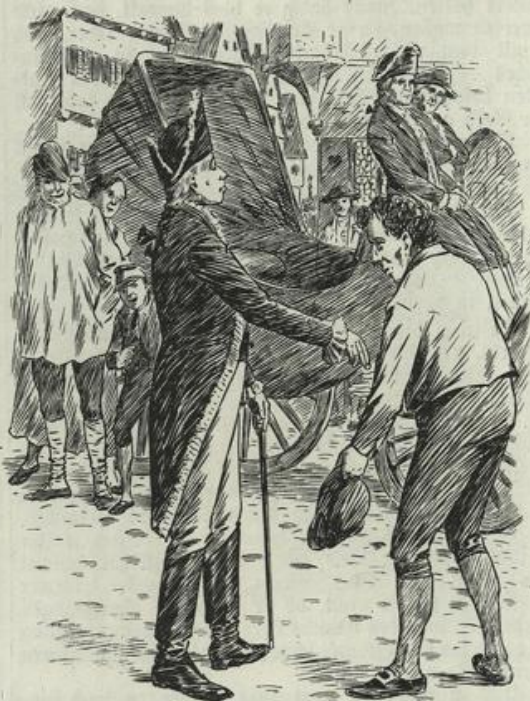
Wie es sich dann herausstellte, waren es an die hundert Stück, die der Vater zusammengeradert hatte.

„Sieh's Deinem Pfleger,“ sagten die Leute, „damit er es auch so gut wie Dein Mütterliches auf Zinsen anlege.“

Aber anstatt diesen guten Rath zu befolgen, ließ der Bernbt jetzt auch sein mütterliches Baarvermögen aufkünden, und er konnte es kaum erwarten, bis es flüssig gemacht und alles auf einem Haufen war — nahezu an tausend Gulden.

Es half kein Kopfschütteln der Männer, keine Thränen der alten Base, welche den verblendeten Burschen ins Herz geschlossen hatte, als ob er ihr eigenes Fleisch und Blut gewesen wäre. Kein Wunder auch! Der Bernbt war schön und von stattlicher Gestalt mit Augen so hell und blitzend wie die eines jungen Edelfalken. Auch war er keineswegs auf den Kopf gefallen, obgleich er es in der Schreibkunst nicht

viel weiter gebracht hatte, als daß er seinen Namen in ziemlich leserlichen Buchstaben unter ein Schriftstück setzen und zuweilen ein Wort aus dem Gesangbuch herausbuchstabiren konnte, das er nicht auswendig wußte. — Und dies war fast eben so viel, als die Frau des Schulmeisters kannte, die für ihren Mann die Schule zu halten pflegte, wenn derselbe den Leuten Kraut schneiden oder Hanf hecheln mußte. Aber trotz alledem war dem Bernbt mit keiner Art von Vorstellungen heizufommen. Je mehr die Leute ihm zuredeten, desto verschlossener und verstockter wurde er und eines schönen Sommermorgens war er auf und davon gegangen, ohne daß die Base oder sonst jemand eine Spur von ihm gehabt hätte. Einige Wochen später verbreitete sich auf einmal das Gerücht im



„Kannst Du denn Kavalliersstabak rauchen?“

Dorfe, daß der Bernbt von einem Viehhändler aus Eicholzheim in Heilbronn gesehen und trotz seines veränderten Wesens erkannt worden wäre. Er sei nämlich in einer vierspännigen Kutsche gefahren, habe ein grünsamtenes Kamisol und einen gelbseidenen Brvstfled (Weste) angehabt und auf dem Kopfe habe er eine Perücke mit lang herabhängenden Locken getragen.

Die Leute wollten diese ungeheuerliche Mährer anfangs gar nicht glauben, aber dennoch ist sie nur allzu wahr gewesen. Der Bernbt hatte wirklich, wie er sich dies schon seit Jahren vorgenommen, seit einigen Wochen in Heilbronn den Edelmann gespielt, im ersten Gasthose daselbst gewohnt und jedem einen Sechsbäcker zugeworfen, der ihn „Euer Gnaden“ titulirte und am Ende hatte er nichts mehr als den grünsamtenen Tabaksbeutel und seine im Kasten sorgfältig verborgen gehaltenen Bauernkleider. Hof und Wagen waren nur gemiethet, nicht sein eigen gewesen, und die Edelmanns Kleidung, die er baar bezahlt

hatte, mußte er dem plötzlich grob gewordenen Wirth für noch rückständige Schulden hinterlassen.

Und jetzt stand der Berndt an einer Heilbronner Straßenecke und wunderte sich, daß er all die Tage, die er in Saus und Braus verlebt hatte, nicht ein einziges Mal so recht von Herzen glücklich gewesen war und noch immer keine Ahnung davon hatte, wie einem Edelmann eigentlich zu Muthe wäre — einem echten rechten Edelmann nämlich, keinem nachgemachten, wie er gewesen war. Jetzt merkte er, daß er nichts gewesen war als ein aufgeblasener Beck und ein hirn-schälliger Narr — aber doch nicht Narr genug, um nicht beobachtet zu haben, wie Alle, Alt und Jung, sich hinterwärts über ihn lustig machten, nachdem sie ihn unter Gesicht „Euer Gnaden“ und „Gnädiger Herr“ titulirt hatten. Zwar hatte er dies bemerkt, doch nicht bemerken wollen, da er stets der Hoffnung lebte, daß er mit dem rechten Glücksgeföhle auch ein edelmännisches — das heißt, wie er meinte, ein jedes Auf-treten bekommen würde, denn wozu sollte er sonst all sein Geld ausgegeben haben!

Allein das Geld war gegangen und alles Glück war ausgeblieben: der theure Spaß war zu Ende — und er hatte nicht einmal mehr so viel Mittel, um sich eine Pistole kaufen und einen Kavaliertod sterben zu können; er mußte sich einen Strid zu verschaffen suchen, oder, nach Art der Weibsteute, ins Wasser springen. — Doch warum auch nicht, da der Redar so ganz in der Nähe war. —

Er ging hinaus auf die Wiesen und dann strom-abwärts, um sich eine hiefür geeignete tiefe Stelle zu suchen, aber — keine wollte ihm tief genug erscheinen. Endlich aber erinnerte er sich, daß nicht allzu weit von Heilbronn entfernt die Jagst sich in den Redar ergieße, nachdem dieselbe, er wußte nicht wo, die Schwellenz aufgenommen hatte. Dort also mußte der Redar wohl die nöthige Tiefe haben. Als er jedoch dieses bedachte, erfahle ihn ein unsagbares Heimweh, und er lief das Redarthal hinunter — immer weiter — immer weiter, und dann das Jagstthal hinauf über Stock und über Stein — schneller, immer schneller, er wußte nicht, ob er geschoben oder gezogen wurde; — und des Abends kurz vor Sonnenuntergang kam er an der Grenzmarke seines Geburtsortes im unteren Wiesenthal an. —

Und nun er so weit war, wollte er noch einmal vor dem Sterben sein Elternhaus sehen — so ganz von weitem zwischen Licht und Dunkel und dann — ans Mühlenwehr oder den langen Gumpen gehen, denn so viel Wasser, als er brauchte, um den Tod darin zu finden, war sicher in dem einen wie in dem andern vorhanden.

Als er sich aber dergleichen Gedanken machte, kamen ihm unwillkürlich die Thränen in die Augen; wo er doch noch so jung und lebenskräftig, und die Welt so schön in ihrem bunten Frühherbstgewande — noch nie zuvor war, ihm sein Heimathsthal so schön vorgekommen. —

Doch was half ihm das, da er nun sterben mußte! — Wenn nur erst einmal die Sonne hinunter wäre! — Allein sie zögerte und zögerte, als ob sie ihm vor dem Scheiden noch etwas zu sagen hätte. Deshalb auch mußte er jetzt gewaltfam seine Schritte mäßigen, damit er von den diesseits und jenseits des Thales heim-führenden Ackerleuten nicht gesehen und erkannt werden möchte. Und während er hinter einer Dorn-hecke auf einen Stein niederkauerte, hörte er, wie jemand ganz in seiner Nähe eine Sense wühte. Es

war eine jugendliche Frauengestalt, die einige Wiesen-längen oberhalb mit Grasmähen beschäftigt war.

Träumerisch folgte Berndt den flinken Bewegungen des Mädchens, da — plötzlich erkannte er sie. Es war ja die blonde Gundel, ein Pathekind seiner alten Base und ein Pflingling seines Vormünder, des Klingenbaschle, der, weil er selber keine Kinder hatte, sich aller Halb- und Ganzwaisen anzunehmen pflegte. Sie mußte nun auch bald einundzwanzig Jahre alt sein — und wie so groß und schön war sie geworden, seit sie einst als Kinder im Hause des Pflegers Ver-steden gespielt hatten! — Doch was ging es ihn an, der zu sterben entschlossen war!

Dennoch aber fing ihm plötzlich das Herz so laut zu klopfen an, als ob er zum erstenmale im Leben ein Mädchen gesehen und bis dahin gar nicht gewußt hätte, wie lieblich solch' ein Geschöpf mit goldschim-mernenden Haaren und himmelblauen Augen sein könne.

Die himmelblauen Augen freilich konnte er sich nur denken, sehen konnte er sie nicht — die Entfernung war zu groß. Aber weshalb sollte er, um sie auch sehen zu können, nicht etwas näher zu seiner ehemaligen Spielgefährtin hintreten — nur ein ganz kleinwenig näher — heimlich und verflohlen, ehe die Sonne wol- lends hinunter sank? — Aber jetzt lehnte die Gundel ihre Sense an einen Weidenbusch, raffte das gemähte Gras in ein weitausgebreitetes Grastuch, band dieses fest zusammen und suchte sich dann die schwere Bürde auf den Kopf zu heben.

Berndt griff unwillkürlich mit beiden Armen in die Luft, als ob er dem Mädchen behilflich sein wollte, denn er hatte sofort erkannt, daß die Last selbst für diese runden, starken Arme zu schwer sein würde. Aber auch ein anderer hatte dies wahrgenommen — ein schon bejahrter Mann, der jenseits des Baches mit einer Fuhre Rüben dem Dorfe zuzufuhr. Dieser aber war kein anderer, als — sein gewesener Vormünder, der mit seinem fünfundsechzig Jahren noch wie ein Knecht im Felde herumwerkte. — Und er, der so jung und kräftig war, trieb sich wie ein Tagelöh hinter Hecken und Stauden herum und durfte sich von nie-mand mehr erblicken lassen! —

Es drängte ihn aufzuspringen und wieder thal-abwärts zu fliehen, doch wie gebannt blieben seine Blicke an dem alten Mann hängen, denn derselbe hatte Ochsen und Wagen im Stich gelassen und war mit einem weitausgeholtten Sprung über den ziemlich breiten Bach gesetzt. — Und jetzt stand er mit hoch-rothem Gesichte vor dem lachenden Mädchen, hob ihr die Grastbürde auf den Kopf, legte ihr die Sense auf die Schulter und kneifte sie dann zu guter Leht in die Backe, wobei er ihr etwas zuflüsterte, was dem Berndt, er wußte nicht warum, das Blut in die Wangen trieb.

Es schien ihm dies so ungeheuerlich, so ganz nur ein Blendwerk seiner Sinne, als ob die Welt aus ihren Fugen gegangen und die alten Männer zu jungen Burschen geworden seien; dann hatte es nicht aus-gesehen, als ob der Klingenbaschle der Schatz seines Mündels wäre?!

Unwillkürlich ging ihm ein Stich durch's Herz bei diesem Gedanken. Er raffte sich auf und wollte fliehen — fort, nur fort, um nicht sehen zu müssen, was ihm so unnatürlich schien, aber wie gelähmt ver-blieb er an seiner Stelle, denn nur wenige Schritte von ihm entfernt stand noch ein zweiter alter Mann mit einem ihm wohlbekannten, von weißem Vordenhaar umrahmten freundlichen Gesicht — ein Mann, dessen

Unblick ihm das Blut in die Wangen trieb: der Pfarrer des Schefflenger-Thales.

Berndt wollte nach einer anderen Richtung entsehen, denn er schämte sich, dem ehrwürdigen alten Herrn unter die Augen zu treten, aber schon hatte der Pfarrer ihn erblickt und — offenbar auch erkannt, denn er rief ihn an und forderte ihn auf, zu ihm zu kommen.

Da war dem Berndt nicht anders, als ob er vor den Richter geführt werden sollte; denn nichts, gar nichts hätte ihn so gänzlich niederschmettern können, als in dieser Stunde seinem Seelsorger Rede stehen und den durchdringend klaren Blick seiner grauen Augen aushalten zu müssen. Aber wohl oder übel mußte er der erhaltenen Aufforderung entsprechen. Gesenkten Hauptes schritt er zu dem alten Herrn hin und stotterte: „Guten Abend, Hochwürden!“

„Ei, ei, Berndt,“ entgegnete der Pfarrer, „wie so abgerissen und staubig — ohne Bündel und Felleisen, wie ein fahnenflüchtiger Rekrut kommst Du heim? — Doch freilich, worauf hättest Du auch reisen sollen, da Du kein Handwerk gelernt hast! — Warum aber, wenn Du dir trotzdem die Welt ein wenig ansehen wolltest, brauchtest Du dich so bei Nacht und Nebel davonzumachen? — Doch bin ich wenigstens froh, daß Du den Werbern nicht in die Hände gefallen bist, was Du zufolge deines Reichthums allerdings verdient hättest!“

„Hochwürden wissen also nicht, daß ich — daß ich —“

— „Daß Du in Heilbronn den großen Herrn gespielt hast und vierspännig gefahren bist? — freilich weiß ich das, Berndt. Warum Du es aber gethan hast, das möchte ich von Dir selber hören, denn nimmer will ich es glauben, daß der Gang zu einer lieblichen Lebensweise Dich dazu verlockt hat. Oder steckt am Ende gar — ein Weibsbild dahinter?“ fügte er, mit dem Finger drohend, bei.

Der Berndt aber riß verwundert die Augen auf und erröthete dann bis unter die Haarwurzeln. „Ein Weibsbild, eine Heze?“ rief er aus. „Nein, Hochwürden, es war kein Wesen von Fleisch und Blut, das mich verzaubert hatte, es war — ja was denn? Der Tabatsbeutel vielleicht? Ja, ganz recht, der ist schuld daran, denn damals hat es angefangen, als der Vater ihn nach Hause brachte!“

„Was? — die Unzufriedenheit mit Deinem mühseligen Stande?“

„Nein, nein — arbeitscheu bin ich nie gewesen, wie Hochwürden wissen müssen; allein ich meinte nur — ich wollte —“

Er stockte abermals, als ob ihm die Worte fehlten, seinen inneren Zustand sich selbst und Andern klar zu machen.

„Das Glück war es, was Du gesucht hast, Berndt, wofür ich Dich recht beurtheile,“ entgegnete der Geistliche mit mildem Ernste, — „und Du glaubtest, daß es nur im Glanz der Welt zu finden wäre, Edelmannskleider an habe und in vierspänniger Kutsche fahre. Hast Du vergessen, wie das Sprichwort sagt: „Unter Sammt und Seiden steckt auch ein Leiden? — Das Glück kann nicht in äußeren Standesverhältnissen, sondern nur in unserer eigenen Brust gefunden werden. — Gut hast Du es haben wollen, ohne selbst dabei thätig zu sein; reich hast Du sein wollen, ohne Dir selbst etwas erworben zu haben. — Und so bist Du von der rechten Bahn abgetommen und auf den Holzweg geraten; — oder kannst Du mir versichern, daß Du trotz aller deiner vollen Taschen auch nur eine einzige Stunde glücklich gewesen bist?“

Gaustfreund.

Dem Berndt stürzten die Thränen in die Augen. „Nein, nein, ganz elend bin ich gewesen!“ schluchzte er in seine Aermel hinein, „aber so lange das Geld ausgereicht hat, war ich immer der Meinung, daß das Glück erst noch kommen müßte, wenn ich nur erst einmal wie ein Edelmann aussehen würde; denn ich hatte es wohl gemerkt, daß die Leute nur zu gut wußten, wo Barthel den Most geholt hatte, auch wenn sie mich „Gnädiger Herr!“ titulirten.“

„Ganz natürlich,“ entgegnete der Pfarrer, „denn Sammt und Seide und Geldverschwendung macht noch lange keinen Edelmann — nicht einmal einen halben. Was aber einer wirklich ist, das braucht er nicht erst scheinen zu wollen: Es klebt ihm an, wie sein Schatten, aus dem er nie herauspringen kann, so sehr er sich



Er flüsterte ihr etwas zu, was dem Berndt, er trüßte nicht warum zu.

auch drehen und wenden mag. Verstehest Du mich?“

„So ein bißchen, Hochwürden!“

„Nun, dann laß uns weiter gehen; es wird feucht und kühl, und ich möchte zum Abendbrode wieder zu Hause sein.“

„Weiter?“ rief der Berndt entsetzt. „Es giebt für mich kein „weiter“ mehr. Laß Er mich nur los, Herr Pfarrer! Ich hätte diese Gegend niemals wiedersehen sollen!“ Und er schlug sich verzweifelt die Hände vors Gesicht.

„Ei Berndt,“ versetzte der Pfarrer in freundlichem Tone, „es ist ja gerade das Beste an Dir, daß Du zurückgekommen bist, um — wie ich hoffe — mit Gottes Hilfe ein neues Leben anzufangen.“

„Ein neues Leben — Hochwürden — und womit? Ich habe keinen Pfennig Baarvermögen mehr und bin nicht gekommen, um den Leuten zum Gespödt zu dienen, sondern um mir ein Grab im Mühlentwehr oder dem langen Gumpen zu suchen, weil es halt gar so hart ist, in der Fremde sterben zu müssen!“

Da sagte der Pfarrer ernst und bewegt: „Wer so flüßt, wie Du, Berndt, der stürzt sich nicht ins Wasser; denn um so etwas zu thun, muß man nicht

allein das Geld, sondern auch den Kopf verloren haben. Der deinige aber sieht Dir noch ziemlich fest auf den Schultern, wie ich zu meiner Freude sehe. Du bist zurückgekehrt, weil Du Heimweh gehabt hast, weil Du Deines Irrthums kundig geworden bist, daß draußen in der Welt kein Glück zu finden ist, das man nicht bereits in seiner eigenen Brust hinausgetragen hat. „Komm, komm Berndt, laß uns zu Deiner alten verlassenen Base gehen, welche stets wie eine Mutter an Dir gehandelt hat, und Du wirst sehen, mit welcher Freude sie Dich empfangen wird.“

„Nein, nein! ich bin ein Bettler, ein Verlorener, der nichts mehr hat, was ihn den Leuten nochmals werth machen könnte!“

„Nichts?“ entgegnete der Pfarrer in strafendem Tone. „Hast Du da drüben den alten Mann, Deinen Vormund gesehen, wie er über den Bach gesprungen ist, um seiner Braut ein Tuch voll Gras aufzubehfen — ein Wunder, das nur die Liebe bewirken konnte. — Ich sage Dir, der Fünfundsechzigjährige würde sein ganzes Vermögen darum geben, wenn er sich damit Deine frische blühende Jugend erkaufen könnte — glaubst Du mir?“

Der Berndt aber schien die letzten Worte des Pfarrers überhört zu haben. — „Braut, Braut?“ murmelte er wie geistesabwesend — „die Gundel die Braut des alten Klingenbaschle? Ist dergleichen je im Dorfe erhört worden?“

„Ja, dem Himmel sei geklagt“, seufzte der Pfarrer, indem er den Burschen von dannen zog; „am nächsten Sonntag ist schon das zweite Aufgebot. Sie haben es beide eilig gehabt, was ich mir gar nicht erklären kann, denn die Gundel ist bis jetzt das bravste Mädchen unter der Sonne gewesen, und aus Habgier wird sie den Alten auch nicht nehmen: es muß eine andere Bewandtniß haben. — Doch laß uns etwas rascher gehen, damit wir sie noch einholen — vielleicht, daß Du ihr den schweren Bündel abnehmen, oder wenigstens die Sense tragen kannst!“

Der Bursche aber schien noch immer wie ein Träumender, wie Einer, der hundert Jahre in einer Höhle geschlafen hat und beim Erwachen sich nicht mehr in die ihn umgebende Welt zu finden weiß.

„Nicht so schnell, Hochwürden!“ leuchtete er, den Pfarrer am Stockschuß ergreifend. Dieser aber machte nur immer größere Schritte.

„Halt Gundel“, rief er endlich dem nur langsam vom Plaze kommenden Mädchen nach, „wir werden Dir tragen helfen!“

Da stand das Mädchen wie angewurzelt, während sie die Sense achtlos von der Schulter gleiten ließ. Dann flog ein Zittern durch ihren Körper, sie that einige Schritte nach rückwärts und würde in die Sense getreten sein, wenn jetzt der Berndt nicht rasch herbeigesprungen wäre und sie am Arme gefaßt hätte. —

So standen die jungen Leute sich einen Augenblick gegenüber, ohne eines Wortes, eines Lautes fähig zu sein — er, weil ihn bedünkte, als ob er das Mädchen eben zum ersten Male — aber doch ganz anders, als früher sähe — sie, als ob sich ihr ein Gespenst in den Weg gestellt hätte.

„Tritt nicht in die Sense, Gundel“, sagte jetzt der auf der Bildfläche erscheinende Pfarrer. „Oder willst Du sie mir zum Tragen überlassen?“

Das Mädchen aber nahm ihm mit einer raschen Bewegung die schon erfaßte Sense aus der Hand und mit hochrothem Gesichte eilte sie von dannen, als ob sie eine Feder, statt eine mehr als zentnerschwere Bürde auf dem Kopfe gehabt hätte.

„Was hat sie nur, die Gundel!“ sagte der Pfarrer mit einem verwunderten Blick auf den Berndt. Der aber schlug verwirrt die Augen nieder und blieb dem Pfarrherrn die Antwort schuldig.

Jetzt erklang tief und feierlich die Abendglocke.

Der Pfarrer nahm seinen Hut vom Kopfe und faltete betend die Hände. Der Berndt konnte nicht umhin, ein Gleiches zu thun — doch war keine Andacht auf seinem Gesichte zu lesen.

„Willkommen in der Heimat!“ sagte dann der Pfarrer, indem er seinen Hut wieder aufsetzte; und die beiden schritten nun rüstig dem Dorfe zu. Die Gundel aber vermochten sie nicht mehr einzuholen; sie war bei einer Krümmung des Pfades hinter den Zaunpfählen und Heden der Krautgärten verschwunden. —

Zwei Nachrichten waren es, die am folgenden Morgen gleichzeitig mit der Schnelligkeit eines Laufheuers das Dorf durchliefen. Die eine war, daß des Sauhirts Berndt wieder da sei — und die andere, daß der alte Klingenbaschle vom Schläge gerührt worden sei. — Man wußte kaum, welches der beiden Gerüchte am verwunderlichsten war, denn der Berndt war bereits wie ein Verschollener betrachtet — der alte Mann aber am Vorabend noch ganz wohl und rüstig gesehen worden. Sogar, daß er über den Bach gesprungen war, um seiner Braut ein Gebund Gras aufzubehfen, erzählten die Leute sich mit mancherlei Ausrufen der Bewunderung. Aber das war es ja gerade gewesen, was ihm den Tod gebracht haben sollte: es war ihm durch die schwere Erschütterung ein Blutgefäß gesprungen.

Einige wollten freilich wissen, daß der Doktor dies nur so gesagt habe, der Sprung jedoch nicht im Hirne, sondern im Herzen stattgefunden habe, nachdem die Gundel ihm nämlich zu später Abendstunde den „Verspruch“ (Verlobung) aufgekündigt hätte. — Und nach dem, wie das Mädchen sich bei der Todesnachricht gebedete, hätte man dem Gerüchte freilich Glauben schenken können; doch hatte die Sache sich trotzdem anders verhalten. Nicht, daß die Gundel den Verspruch schon gelöst, sondern daß sie ihn zu lösen beabsichtigt hatte, war ihr bei der Todesnachricht wie ein Stich ins Herz gegangen, denn sie vermeinte im ersten Augenblick nicht anders, als daß sie den guten alten Mann durch ihre bösen und lieblosen Gedanken getödtet habe — wenn es ja böse von ihr gewesen sein sollte, in der zwölften Stunde noch lösen zu wollen, was nie und nimmer zusammen gepaßt hätte. —

Und nun war der gute Vormünder todt, ohne daß es nöthig gewesen war, ihn vor dem Ende noch so bitterlich betrüben zu müssen. Die Gundel, die als Magd bei Christels diente, konnte am Grabe die heißesten Thränen der Rührung und Dankbarkeit weinen, ohne sich einen Vorwurf machen zu müssen.

Auch der Berndt, der unter den Leidtragenden hinter dem Sarge herging, weinte lauter und heftiger, als seine Beziehungen zu dem Pfleger zu rechtfertigen schienen, doch getraute sich niemand, ihn hierüber zur Rede zu stellen, denn es lag etwas in seinem Wesen, in dem Blick seiner dunklen Augen, das auch den Vorwichtigsten in Schranken hielt.

Selbst die alte Base zeigte wenig Lust, die Neugierde der Leute zu befriedigen. — Der Berndt war wieder da, das mußte ihnen genügen — und das übrige blieb zwischen ihm und dem guten Pfarrer, in dessen Begleitung er ins Elternhaus zurückgekehrt war. Niemand wußte, wie der Bursche in der Zukunft sein Leben zu gestalten dachte, und jeder wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Auch betreffs der Gundel wurde vieles hin- und

hergerebet, denn man hätte gar zu gerne wissen mögen, ob ihr der Alte etwas vermacht habe oder ob der Tod ihn daran verhindert hatte, dies zu thun. Bis zur Eröffnung des Testaments aber, falls ein solches existiren sollte, gab es mancherlei gerichtliche Formalitäten zu erlebigen. —

Es war spät im Herbst und alles beeilte sich, die letzten Feldfrüchte noch vor dem Froste einzubringen, denn die Erde war während der frühen Morgenstunden schon öfters hart gefroren gewesen, und heute hatte sich sogar eine leichte Schneedecke über Felder und Wiesen ausgebreitet, die freilich gegen Mittag wieder schmelzen mußte.

So dachte wenigstens die goldhaarige Gundel, die in Christels Grasgarten die Tags zuvor gereinigte Wäsche aufhing. Und sie tummelte sich gewaltig, denn Tags darauf sollte das Dreschen beginnen, und sie hatte vorher noch einen großen Ofen voll Brod zu baden.

Die Luft war still und unbewegt, so brauchte sie die Wäsche nicht an die Reine zu klammern; sie konnte sie zum Theil über dem Zaun ausbreiten, der den Garten gegen die Bleichwiesen abgrenzte. — Und dabei sang das Mädchen manch muntere Weise, bis sie auf ihr Lieblingslied kam, das freilich eine viel ernstere und schwermütigere Melodie hatte:

„Da draußen auf dem weißen Feld
Da liegt ein rother Stein,
Und darauf da steht geschrieben,
Du sollst keine andere lieben,
Als mich nur ganz allein,
Als mich nur — ganz — —.“

Sie war plötzlich verstummt; denn jenseits des Zaunes war, wie aus dem Boden gewachsen, der Berndt aufgetaucht, dessen Fußtritte der weiche Schnee gedämpft hatte.

„Ei, ei“, begann er lächelnd, ohne sich durch die Verwirrung des Mädchens beirren zu lassen. „Der Wittwenstand scheint ja herrlich bei Dir anzuschlagen! Doch freilich“, setzte er etwas bitter hinzu, „was ließe sich von langen Haaren auch anderes, denn ein kurzer Sinn erwarten!“

„Hast Du vielleicht ein längeres Gedenten, Berndt, daß Du Dir herausnehmen dürftest, Dich zu meinem Richter aufzuwerfen?“ entgegnete sie schneidig.

„Oh, ich weiß schon, woran Du mich erinnern willst — an die vier Wochen in Heilbronn, nicht wahr? Doch schön ist es gerade nicht von Dir, daß Du es nur weißt, Gundel.“

„Nein“, gab sie mit bebenden Lippen zur Antwort, „das habe ich nicht sagen wollen, sondern — daß Du mich zum Gespött gemacht hast.“

„Ich — Dich — zum Gespött gemacht?“ versetzte langsam der Berndt, als ob er den Sinn ihrer Worte nicht zu fassen vermöchte: „Wann? wo? wie —?“ „Hätte ich das gethan“, wollte er noch sagen, doch war ihm das Wort in dem Munde stecken geblieben, während eine dunkle Röthe sich über sein Gesicht ergoß.

Die Gundel aber ließ das Leintuch fallen, das sie ausgebreitet in den Händen gehalten hatte und suchte davon zu springen. — Aber schon hatte der Berndt sich über den Zaun geschwungen und das Mädchen so heftig an beiden Händen ergriffen, daß sie vor Schmerz und Zorn fast aufgeschrien hätte.

„Da bleibst!“ rief er gebieterisch, „ich will jezt einmal wissen, warum Du Dich an den alten Mann verkaufen wolltest! Alles würde ich Dir eher zugetraut haben, als dies und es ist mir lieb, daß ich dir's sagen kann, denn — seit jenem Abend, wo ich ihn über den

Bach springen und — Dich in die Baden „pfehen“ sah, hat mir's gar keine Ruhe mehr gelassen!“

„So?“ entgegnete sie trozig. „Wenn dir so viel an mir gelegen war — warum bist Du dann auf und davon gegangen?“

„Aber Gundel, hast Du Dir dies denn so sehr zu Herzen genommen?“ — Es klang durch seine Worte wie verhaltenes Zauchzen, und er umschlang sie so fest, daß sie kaum zu athmen vermochte. Als sie dann aber endlich zu Worte kam, da brach es von ihren Lippen — unaufhaltfam, unwiderstehlich, all die Qual und die Schmach und der Zorn, die sie um feinetwillen gelitten hatte — und all das Gespötte und die schadenfrohen Nachfragen, die sie über sich hatte ergehen lassen müssen.



Ich lasse Dir von dem guterhaltenen Sammetzeug eine Haube machen!

„Im ganzen Ort hat man's gewußt, daß Du mir gut warst“, schloß sie endlich schluchzend, „nur ich — ich allein, wußte es nicht, denn nie — nie hast Du mir's gesagt!“

Stürmisch umhalkte er sie da abermals. „Aber Gundel“, rief er, „hätte ich dies thun dürfen? Warum hast Du mich's denn nicht merken lassen?“

„So?“ gab sie gekränkt zur Antwort. „Meinst Du vielleicht, ich hätte Dir mit dem Scheuerthor winken und mit dem Holzschlägel deuten sollen? Hast Du denn so ganz vergessen können, wie wir einst als Kinder im Hause des Pflegers gespielt haben, wie Du mich an den Böpsen herumgezerrt und „hotto, hot Schimmele!“ gerufen hast — und wie ich dazu gelacht habe, auch wenn es mir noch so weh gethan hat, weil es mich freute, Dich so vergnügt zu sehen? — Und später, wenn wir als im Frühjahr auf den Bleichwiesen spielten, da hast Du mir ein Kränzlein von Schmalzblumen aufgesetzt und ich habe Dir einen Strauß vor die Brust

gesteckt, und wir sind ein Brautpaar gewesen und die Buben und Mädchen haben hinter uns her einen langen, langen Hochzeitszug gebildet. — Für Dich scheint dies alles freilich nur ein Kinderspiel gewesen zu sein, ich aber — bin fortan im Wunde der Leute Deine kleine Braut geblieben, und die Redereien der Mädchen sind je länger je ärger geworden!"

"Ja, ja", entgegnete der Berndt jetzt mit umflortem Blicke, "Du hast die längsten und schönsten Haare gehabt, die ich je an einem Mädchen gesehen hatte — und ich habe auch immer lieber mit Dir als mit den andern Kindern gespielt. — Dann aber hat der Vater den Tabaksbeutel ins Haus gebracht — und dann habe ich nicht mehr gespielt, sondern bin zu Hause in den Ecken herumgehockt, oder allein in Feld und Wald herumgelaufen. — Ich sehe es jetzt alles mit voller Deutlichkeit und auch wie es gekommen sein würde, wenn die Dinge ihren regelrechten Gang gegangen wären."

"Wie denn?" flüsterte sie mit verschämtem Lächeln und zupfte an ihren Hemdärmeln herum, ohne daß man dafür einen Grund gesehen hätte.

"Wie es gekommen wäre? — Ich hätte, anstatt mich so unnütz herumzutreiben, mich zu einem ordentlichen Bauern als Knecht verdingt und meinen ersparten Lohn dem Vater oder Pfleger zum Aufheben gegeben. Und wenn ich volljährig geworden wäre — ich meine ohne die Verheerung mit dem Tabaksbeutel — dann hätte ich mir die Gundel aus dem Dienste geholt und — und — doch was rede ich da! es ist jetzt ja doch alles zu Wasser geworden, und mir ist recht geschehen, denn warum bin ich mit einem solchen Scheuleder herumgelaufen, daß ich das Glück nicht sehen konnte, als es neben mir gegangen ist und mich mit seinen blauen Augen angelächelt hat! — Kein Wunder, daß es mir draußen dann keine Ruhe gelassen hat, und ich wieder umkehren mußte, als ob ich daheim etwas verloren gehabt hätte! Und erst heute weiß ich es, wie viel ich verloren habe, und daß ich es nie, nie wieder finden werde!"

Und er lehnte sich rückwärts an einen Baumstamm und schloß die Augen, während seine Lippen, wie von verhaltenem Weinen, zuckten.

Da legte sie ihm weich und zärtlich eine Hand auf die Schulter. — "Warum sollte es zu spät sein?" flüsterte es neben ihm; "sind wir nicht jung und gesund wie ehedem —?"

"Aber Du weißt doch", rief er fast zornig, "daß ich ein Bettler bin?"

"Nein, das weiß ich nicht", erwiderte sie mit schelmischem Lächeln; "Dein Vaterhaus steht immer noch auf dem nämlichen Fleck, und auch Deine Acker wird inzwischen niemand fortgetragen haben."

"Was solls mit den paar Stücklein, die kaum für das Leibgeding meiner Waise langen?"

"Und wie ist es denn vor Deinem Fortgehen gewesen? Welchen Nutzen hast Du von dem Gelde gezogen, das Dein Vater in der Truhe liegen und der Pfleger auf den Zins gestellt hatte? Und habt Ihr deshalb jemals Mangel gelitten?"

"Ja, aber —"

Sie ließ ihn nicht zu Worte kommen: "Bist Du nicht immer besser daran, als ich, die ich nie ein anderes Vermögen, als diese Arme gehabt habe? Und glaubst Du, daß ich mir deshalb unnütz vorgekommen wäre?" —

"Gundel, Gundel!" erklang es jetzt vom Hause her. Es war eine harte, herrische Frauenstimme, der man es anhörte, daß sie nicht gewohnt war, einen Dienstboten zum zweiten und zum dritten Male zu rufen.

"Gleich, gleich Bäuerin!" Und die Gundel raffte ihren großen Korb vom Boden auf und eilte von dannen.

"Aber Du hast mir ja nicht einmal 'Gut' di Gott gesagt!" rief der Berndt der Wegeilenden nach.

"Ist auch nicht nöthig", gab sie lachend zurück, ohne sich umzublicken; sie wußte ja, daß sie den Berndt am gleichen Abend wieder auf dem gleichen Platze finden würde, und daß er von nun an nicht mehr von ihr werde lassen können. —

Vierzehn Tage später wurde der Berndt und die Gundel zum ersten Male vom Pfarrer, von der Kanzel herunter geschmissen, das heißt aufgebeten; denn auf Neujahr hatte die Gundel ihren Dienst gekündigt, und dann sollte, auch gleich die Hochzeit sein, damit sie in Ermangelung einer andern Heimath mit Ehren ins Haus ihres Liebsten ziehen könne. Dennoch aber kam es nicht hiezu, denn als wenige Tage nach dem ersten Aufgebot die Testamentseröffnung des alten Klingenschiele stattfand, stellte es sich heraus, daß derselbe seiner jungen Braut nicht allein den größten Theil seiner Acker, sondern auch sein großes, zweistöckiges Haus unweit der Kirche vermacht hatte. Und da der Verstorbene keine nahen Verwandten hatte, blieb das Vermächtniß zu voller Gültigkeit bestehen.

So konnte die Gundel dann im eigenen Hause Hochzeit halten, und wie sie sagte, blieb ihr nun keine einzige Sorge mehr, als daß der Berndt von dem alten Zauber des Tabaksbeutels übermannt wieder einmal unerwartet verschwinden könnte, es sei denn, daß der Unglücksbeutel von der Erde verlitgt, das heißt mit Steinen gefüllt ins Wasser gesenkt, oder unter dem Rauchfang verbrannt würde.

"Weißt Du was?" entgegnete der Berndt mit glückstrahlendem Gesicht; "ich lasse Dir von dem noch ganz gut erhaltenen Sammetzeuge eine Haube machen, und wenn ich unter derselben Deine Goldhaare hervorschimmern sehe, dann ist der Zauber gebrochen durch Segenzauber, und keine Macht der Erde kann mir jemals wieder etwas anhaben!"

Und wieder lachten beide glücklich, wie nicht in ihrer Kinderzeit, wenn Berndt die blonden Zöpfe Gundels als Keitseil brauchte und, "Hotto, hot Schimmel!" dazu gerufen hatte. —

Die grüne Sammethaube aber mit der Goldstickerei hat die Gundel richtig bekommen.

Aus dem Berndt aber ist mit der Zeit ein tüchtiger Bauer geworden, dessen Nachkommen noch heute auf dem Grund und Boden ihrer Ureltern sitzen.

Das Jahr 1848 in Baden.

Die Bewegung, von der unser engeres Vaterland in den Jahren 1848 und 49 so tief erschüttert worden ist, bildet ein Glied in der Kette von Kämpfen jener Zeit überhaupt. In Paris gab das zähe Festhalten der Regierung an einem Wahlrecht, das mindestens 80 Prozent der Bevölkerung politisch mundtot machte und der schamlosesten Bestechung von Volksvertretern Thür und Thor geöffnet hatte, den Anstoß zu dem Ausbruch des Volkswillens. Die Revolution vom 24. Febr. stürzte den marschen Thron des Bürgerkönigs Louis Philipp, und das französische Königtum mußte aufs neue in die Verbannung gehen.

Der Erfolg, den die Revolution mit solcher Leichtigkeit in Frankreich errungen hatte, wirkte ansteckend vor allem in den Ländern, die am schwersten unter dem Regierungssystem eines Metternich litten, in dem unglücklichen Deutschland des Bundes tags und in dem zerrissenen, zum Teil von Fremden gefnechteten Italien. Wer möchte wohl heutzutage

den Stab brechen über die Volksregungen, die sich damals aufbäumten gegen ein System unnatürlichster Knebelung? War es doch ja jenseits wie diesseits der Alpen in erster Linie das wohlberechtigte **Verlangen nach nationaler Einheit**, nach einem, wenn auch noch so bescheidenen Maße **bürgerlicher Freiheit**, das vergebens nach Befriedigung lechzte!

Daß damals neben den berechtigten Bestrebungen auch phantastische Schwärmerei, ja auch verbrecherische, lediglich auf Unordnung, Umsturz und Zerstörung gerichtete Leidenschaften zu Tage traten — wie hätte das beim Gang der menschlichen Dinge, wie er nun einmal ist, anders sein können? Kein Säurungsprozeß vollzieht sich ohne unreine Elemente. Daß aber gerade Baden unter den Ausschreitungen der achtundvierziger u. neunundvierziger Jahre am schwersten zu leiden hatte, ist ein schlimmes Verhängnis — um so beklagenswerter, als hier eigentlich der revolutionäre Zündstoff am wenigsten hätte Nahrung finden sollen. Denn Baden erfreute sich seit der Thronbesteigung des Großherzogs Leopold eines volksfreundlichen, wohlwollenden Fürsten und seit 1846, wo der Staatsrat Belf das Ministerium des Innern übernahm, einer Regierung, wie sie freisinniger kein deutscher, kein europäischer Staat aufzuweisen hatte. Wenn vorher lange Jahre eine schwülere Luft im Lande geherrscht hatte, so war dies darauf zurückzuführen, daß der kleine Staat in der Südwestecke Deutschlands innerhalb des deutschen Bundes auf die Dauer keine eigene innere Politik machen konnte, sich der lähmenden Einwirkung Metternichs und des Frankfurter Bundestages nicht völlig zu entziehen vermochte. Daß jedoch Großherzog Leopold nur mit Widerstreben sich fügte, das beweisen die ersten Jahre seiner Regierung, wo der badische Landtag das Vorbild einer parlamentarischen Körperschaft, das badische Land der Hort freiheitlichen und patriotischen Lebens war. Das kennzeichnet auch eine hübsche Anekdote, die aus dem Munde des ehemaligen österreichischen Ministers von Wessenberg, eines Bruders des letzten Oberhirten der Diocese Konstanz, stammt. Wie sehr das in Karlsruhe herrschende, schaffensfreudige Leben die Birkel des allmächtigen österreichischen Staatskanzlers störte, gab er 1832 auf einer persönlichen Zusammenkunft mit Großherzog Leopold zu erkennen mit den Worten: „Königliche Hoheit, Ihr Baden ist die „Unruhe“ in meiner Uhr“ („Unruhe“ heißt nämlich das kleine, sich ständig hin und her bewegende Schwungrad in den Uhren.)

Wie kam es nun, daß trotz des liberalen Geistes, der in der badischen Regierung herrschte, gerade unser Land am heftigsten von dem Freiheitssturm der Jahre 48 und 49 gepackt wurde? — so heftig, daß wirklich eine Zeitlang alles aus Rand und Band zu gehen schien, daß die Revolutionsmänner von hier aus die deutsche Republik errichten wollten?

Die Anhänger des blinden Autoritätsglaubens, die nach Metternichs Art das Volk in allen seinen Regungen und Empfindungen bevormunden wollen, ihm jedes Recht, bei der Regelung seiner Schicksale mit zu raten und zu thaten, absprechen, sind gleich bereit mit der Antwort. Man machte das volksfreundliche, aufgeklärte, freiheitliche Regierungssystem der jüngsten Vergangenheit für das Unglück verantwortlich,

das unleugbar der sinnlose Aufruhr vom Frühjahr 1849 über Baden gebracht hat.

Wie ungerechtfertigt und tendenziös eine derartige Auffassung ist, dafür denke man nur an die Märztage des Jahres 48 in Berlin und Wien. Die beiden deutschen Großstaaten, die im Vergleich mit dem kleinen Baden wie Eichen im Sturm unerschütterter hätten stehen sollen, die zäh und unentwegt festhielten am System unumschränkter Fürstenherrschaft — wie bewährten sie sich im Augenblick der Gefahr? — Wie ein Kartenhaus brach der Bau Metternichs zusammen. Ihn selbst, den Staatsmann, der fast ein halbes Jahrhundert die Geschicke Oesterreichs gelenkt und ein Menschenalter hindurch in der europäischen Politik den Ton angegeben hatte — ihn schickte man weg, warf



Metternich.

man weg wie eine faule Frucht. „Es sind Anzeichen vorhanden, welche darauf hindeuten, daß die Sicherheit der Residenz von Ihrer Abdankung abhängt,“ sagte ihm ein Erzherzog ins Gesicht.

Und in Berlin — durchritt am 21. März der König Friedrich Wilhelm IV., umgeben von Prinzen, Ministern und Generalen, geschmückt mit dem schwarz-rot-goldenen Bande, dessen Tragen vor nicht gar langer Zeit als Zeichen demagogischer, revolutionärer Gesinnung mit der Strafe des Hochverrates geahndet worden war, — unter Vorantragung eines schwarz-rot-gelben Banners, um Mittag die Straßen der Stadt, um seine erregten Berliner zu besänftigen, um dem erneuten Ausbruch revolutionärer Bewegungen vorzubeugen.

„Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, — Vor dem freien Menschen erzittert nicht!“

In Baden kamen zu der an sich schon geringeren Widerstandsfähigkeit eines Kleinstaates noch einige ungünstige Umstände hinzu, die anderwärts nicht wirksam waren. Der Staat, der in der napoleonischen Zeit aus der Zusammenschweißung altbadischer Stammlande mit den Gebieten ehemaliger geistlicher Fürsten, kleiner weltlicher Dynastien, Teilen der Kurpfalz usw. entstanden war, war noch nicht genügend zusammengewachsen. Baden grenzte an das Gebiet zweier Republiken — denn seit 24. Febr. 1848 herrschte in Frank-

reich die republikanische Staatsform —, die der Nährung des republikanischen Gedankens nach Kräften Vorschub leisteten. An der Grenze sammelten sich die wildesten revolutionären Köpfe, nicht nur aus Baden und dem übrigen Deutschland, sondern auch aus andern Staaten. Diese gedachten, durch die von den sogenannten deutschen Regionen, d. h. von deutschen Republikanern in Frankreich und der Schweiz verheißene Hilfe ermutigt vom Südwestwinkel des deutschen Bundes aus die deutsche Republik auszurufen, überhaupt den Anbruch eines republikanischen Zeitalters in Europa anzubahnen. Und schließlich unterlag die badische Regierung nicht einmal dem Treiben der Revolutionäre an sich. Sie würde ebenso gut wie Preußen und Oesterreich die schwere Zeit des Jahres 49 über-



Gustav v. Struve.

standen haben, wenn nicht das Unberechenbare, die Militärmeuterei, hinzugekommen wäre, der durch nichts gerechtfertigte oder auch nur entschuldigte, meist im physischen und seelischen Hauch gereifte Ausbruch des Geistes der Empörung und der Rassellosigkeit.

Das erste deutsche Parlament und die Einheitsbestrebungen des Jahres achtundvierzig.

Ein innerer Zusammenhang zwischen der Pariser Februarrevolution und den badischen Erhebungsversuchen des Jahres 48, nämlich dem Heder'schen Putsch im April und dem Putsche Struves im September, läßt sich nicht erkennen; ebensowenig ist die badische Mairevolution von 1849 auf französische Einflüsse zurückzuführen. Auch zu der großen deutschen Reformbewegung des Jahres 48 hat der Sturz des wurmfürigen Thrones von Louis Philipp nicht den Anstoß gegeben; nur kamen dadurch die nationalen und freiheitlichen Strömungen, die schon längst im deutschen Volke — meist freilich von den Regierungen gehemmt oder unterdrückt — lebendig waren, in schnelleren, mächtigeren Fluß und brachen sich unwiderstehlich offene Bahn. Wir können daher den Verlauf der Februarrevolution außer acht lassen. Um so notwendiger ist dagegen ein Eingehen auf die Geschichte des deutschen Einheitsstraumes von 1848, da der Anstoß zur Verwirklichung desselben von der badischen Regierung ausging, und da sein hoffnungs-

loses Zerrinnen eigentlich erst den Umstürzern in unserm engeren Vaterlande Oberwasser verschaffte.

Schon am 12. September 1847 veranstaltete eine Anzahl badischer Bürger, unter ihnen ziemlich viele Radikale, eine Versammlung in Offenburg, in der eine Reihe zum Teile recht weitgehender Forderungen aufgestellt wurde. Sie lauteten nach einem Flugblatt, in dem man sie trotz des Einschreitens der badischen Regierung zu verbreiten wußte, folgendermaßen:

Forderungen des deutschen Volkes.

Allgemeine Volksbewaffnung mit freier Wahl der Offiziere.

Ein deutsches Parlament, frei gewählt durch das Volk. Jeder deutsche Mann, sobald er das 21. Jahr erreicht hat, ist wahlfähig als Urwähler und wählbar zum Wahlmann. Auf je 1000 Seelen wird ein Wahlmann ernannt, auf je 100 000 Seelen ein Abgeordneter zum Parlament. Jeder Deutsche, ohne Rücksicht auf Rang, Stand, Vermögen und Religion kann Mitglied dieses Parlaments werden, sobald er das 25. Lebensjahr zurückgelegt hat. Das Parlament wird seinen Sitz in Frankfurt haben und seine Geschäftsordnung selbst entwerfen.

Unbedingte Pressefreiheit.

Vollständige Religions-, Gewissens- und Befreiheit.

Vollständige Rechtspflege mit Schwurgerichten.

Allgemeines deutsches Staatsbürgerrecht.

Gerechte Besteuerung nach dem Einkommen.

Wohlstand, Bildung und Unterricht für alle.

Schutz und Gewährleistung der Arbeit.

Ausgleichung des Mißverhältnisses von Kapital und Arbeit.

Volkshülliche und billige Staatsverwaltung.

Verantwortlichkeit aller Minister und Staatsbeamten.

Abşaffung aller Vorrechte."

Den Vorliß in jener Versammlung führte der damals kaum 37jährige Advokat beim Mannheimer Oberhofgericht, Friedrich Heder. Sein Name hat in der Geschichte der badischen und deutschen revolutionären Bewegung wohl die größte Beliebtheit beim Volk erlangt. Eine ehrgeizige, hochbegabte Natur, mit einer hinreichenden Verebtsamkeit ausgestattet, hatte er sich seit seinem Eintritt in die zweite badische Kammer im Juli 1842 in den Dienst der Opposition gestellt und gehörte hier zu den gewandtesten und schlagfertigsten Gegnern des reaktionären Ministeriums Blittersdorf. Im weiteren Vaterland erhielt sein Name einen guten Klang, als er im Februar 1845 in der Kammer die schleswig-holsteinische Frage, diese schmähliche Unterdrückung eines deutschen Bruderkammes durch das kleine Dänemark, zur Sprache brachte.

Zusammen mit Gustav von Struve, der, nur wenige Jahre älter, gleichfalls als Rechtsanwalt und daneben als politischer Schriftsteller in Mannheim tätig war, — dessen Geist wohl auch hauptsächlich aus der oben mitgeteilten Offenburger Proklamation spricht, wandte sich Heder in seinen Anschauungen allmählich immer mehr nach links. Schließlich verwarf er die Monarchie, auf deren Boden er ursprünglich gestanden hatte, ganz und gar und bekannte sich offen als Republikaner.

Was die radikalen Führer Heder und Struve hin-

sichtlich der Umgestaltung des deutschen Bundes verlangten, war übrigens nicht bloß das Ziel der Revolutionäre, sondern auch der Reformer, der Liberalen. Etwa einen Monat nach der Offenburger Versammlung kam eine größere Zahl hervorragender liberaler gesinnter Männer zu Heppenheim an der Bergstraße in Hessen zusammen. Aus Baden erschienen Baffermann, Mathy und Soiron, aus Württemberg Römer, aus Hessen-Darmstadt Heinrich von Gagern. Was hier verabredet ward, faßte vor allem die allgemeine deutsche Frage ins Auge. Man gelobte sich gegenseitig, in den Einzelstaaten auf die Regierungen einzuwirken, daß sie durch ihre Bevollmächtigten in Frankfurt eine Aenderung der Bundesverfassung in Gang brächten. Mathy und einige andere verlangten schon damals eine preussische Führerschaft.

Die badische Kammer war die erste, wo die Forderung eines deutschen Parlaments erhoben ward. Der Mannheimer Verlagsbuchhändler Friedrich Daniel Baffermann, gleichaltrig mit Heder, aber ein Feind aller revolutionären Gelüste, ein Gesinnungsgenosse von Karl Mathy, hat das Verdienst, diesen Antrag am 5. Februar 1848 gestellt und damit den ersten praktischen Anstoß zur deutschen Verfassungsbewegung gegeben zu haben.

Der Erfolg der Februaränner in Paris ermunterte auch diesseits des Rheins zu größerer Kühnheit. Eine gewaltige Volksversammlung, die am 27. Februar in Mannheim unter Mathys Vorsitz stattfand, gab die Parole. Pressefreiheit, Schwurgerichte, Volksbewaffnung, deutsches Parlament lauteten die Forderungen, die unter dem stürmischen Beifall der begeisterten Massen gutgeheißen wurden. Es sind das Grundsätze, die in ihrem Wesen schon zur Zeit der französischen Revolution des Jahres 1789 aufgestellt wurden, — die besonders in politisch erregten Zeiten, in den breiten Volksschichten nie verfehlen, einen begeisterten Widerhall hervorzurufen. Im heutigen Deutschland sind sie durch die Verfassung teilweise als berechtigt anerkannt. In dem damaligen deutschen Bunde, der unter dem alles freie Denken und Fühlen erdübenden Druck der Metternich'schen Staatskunst schmachtete, war der Gedanke an die Verwirklichung schon eine kühne, geistige That.

— Aber die Regierung that mit. Schon am 29. Februar erklärte das Ministerium in der Kammer, daß man die Absicht habe, Bürgerwehr und Schwurgerichte einzuführen. Und was die Regierung versprach, führte sie auch aus.

Schon am 17. Februar hatte der badische Gesandte beim Bund im Auftrage des Großherzogs in Frankfurt verlangt, daß die Bundesverfassung den berechtigten Wünschen des Volkes entsprechend umgeändert werde, war aber damals tauben Ohren begegnet. Jetzt wurde das mit einem Mal anders. Die Vertreter der hohen Regierungen überboten sich förmlich in vollstimmigen Vorschlägen und Beschlüssen. Am 1. März erließ der Bundestag einen höchst wohlklingenden, schön gesehten Aufruf an das deutsche Volk. Da hieß es unter anderem:

„Deutschland wird und muß auf die Stufe gehoben werden, die ihm unter den Nationen Europas gebührt.“ „Dahin führt aber“, so hieß es weiter, „nur der Weg der Eintracht, des geselligen Fortschritts und der einheitlichen Entwicklung. Der Bundestag vertraut mit

voller Zuversicht auf den in den schwierigsten Zeiten stets bewährten geselligen Sinn, auf die alte Treue und die reife Einsicht des deutschen Volkes.“

Am 9. März wurden der Reichsadler und das bisher so arg verpönte schwarz-rot-goldene Banner zu Wappen und Farben des Bundes erhoben. Aber diese nur von der Not abgerungenen, nicht aus Ueberzeugung und vollem Herzen gemachten Zugeständnisse vermochten ihm weder Liebe, noch Achtung zu verschaffen; man sah sie an als das, was sie waren, — als ein Geständnis der schuldbewußten Angst und Verlegenheit. Das Volk ging darüber zur Tagesordnung und nahm die Regelung seiner Geschicke selbst in die Hand.

Am 5. März war eine größere Anzahl freigeinnter Vaterlandsfreunde aus allen Gegenden deutscher Zunge



Karl Mathy.

unter den Ruinen des Heidelberger Schlosses zur Beratung, was zu thun sei, zusammengetreten. Aus Baden treffen wir wieder Mathy und Baffermann, die Heidelberger Professoren Häuffer und Serwinus, daneben Hystein und Heder. Sie bildeten einen Siebenerausschuß, dem der Württemberger Römer, der Hesse Heinrich von Gagern, die Badener Welcker und Hystein, die alten Vorkämpfer des Liberalismus, angehörten. Man beschloß, durch diesen Ausschuß alle gegenwärtigen oder früheren Mitglieder deutscher Ständeversammlungen auf den 30. März nach Frankfurt als eine Art „Vorparlament“ einzuladen. Auch andere Männer, deren Namen sich im Volk eines guten Klanges erfreuten, wie der durch rastlose Thätigkeit und zähe Energie aus den bescheidensten Verhältnissen emporgekommene Robert Blum, wurden berufen. Und der Bundestag? — Er wollte nicht an Volksthümlichkeit zurückbleiben; er erteilte dem Heidelberger Beschluß, der entschieden dem Ansehen der Regierungen ins Gesicht schlug und nach Revolution und Volksherrschaft schmedte, mannhafte seinen Segen.

Vom 31. März bis zum 4. April tagte das so zu Stande gekommene „Vorparlament“ in Frankfurt. Der herrschende Geist war der Liberale: reformfreundlich, aber gemäßigt. Heder und Struve wurden mit ihren radikalen Anträgen jedesmal überstimmt und verließen schließlich voll Erbitterung Frankfurt, um ihre Ziele auf anderem Wege, auf dem des offenen, gewaltsamen Umsturzes zu verwirklichen.

Ein Ausschuß von fünfzig Mitgliedern, darunter Mathy, Blum und Benedek, den das Vorparlament wählte und der Bundestag anerkannte, beschloß unter Soirons Vorsitz und auf dessen Antrag, sich aller Beschlüsse über Deutschlands künftige politische Gestaltung zu enthalten und die Entscheidung hierüber



Robert Blum.

einer deutschen Nationalversammlung zu überlassen.

Auf Grund des allgemeinen Stimmrechts wurden die Mitglieder dieses Parlaments, denen die große Aufgabe, ein neues, ein freies, ein einiges Deutschland zu schaffen, gestellt war, gewählt. Am 18. Mai, einem denkwürdigen Tag, fand die Eröffnung statt. Unter Glockengeläute und Kanonendonner, unter dem jauchzenden Zuruf der vieltausendköpfigen, begeisterten Menge zogen die 330 Männer, die sich am Eröffnungstag eingefunden hatten, von dem altherwürdigen Römer in die Paulskirche, die ihnen zum Sitzungsal angewiesen war. Welch frohe Hoffnung schwellte damals nicht aller Brust! Wen hätte damals auch nur von fern der Gedanke an ein schmählisches Ende beschlichen!

Am 14. Juni wurden im Hinblick auf die Verwicklung mit Dänemark in der schleswig-holsteinischen Frage sechs Millionen Thaler für den Bau einer deutschen Flotte bewilligt.

Viel Kopfzerbrechens verursachte die Frage, wer an die Spitze des geeinten deutschen Vaterlandes zu treten habe. Nicht weniger als 39 Anträge darüber kamen zur Verhandlung; nicht weniger als 189 Redner verlangten dazu das Wort. Der Antrag, Preußen mit der Führung zu betrauen, wurde, mit stürmischer Heiterkeit, wie es heißt, abgelehnt und fand nicht einmal die nötigen 20 Mann zur Unterstützung. Nach endlosen Debatten

gern durch seinen sogenannten „kühnen Griff“ durch, daß sich am 28. Juni die Nationalversammlung selber das Recht zusprach, die Spitze des Reiches zu bestimmen, und damit die Frage, ob man dies den Regierungen überlassen solle, abschneidete. 436 von 548 Stimmen vereinigten sich Tags darauf auf den Erzherzog Johann von Oesterreich, den jüngsten Bruder des mit vielem Unrecht im Volksmund als „guter Kaiser“ bezeichneten Franz I. Er wurde zum Reichsverweser ernannt. Zwar beglückwünschte der Bundestag den Gewählten zu der neuen Würde, — zwar gab auch der Kaiser Ferdinand von Oesterreich sein Einverständnis kund, und der gutmütige österreichische Prinz, der ein vortrefflicher Alpenbesteiger und leidenschaftlicher Jäger war, nahm auch an. Am 11. Juli zog er in Frankfurt ein, „der Reichsvermoderer“, wie ihn Robert Blum bald nannte.

Indessen, die ganze Einrichtung war von vornherein ein Koloß auf thönernen Füßen; es fehlt die Stütze reeller Machtmittel. So lange der gute Wille der deutschen Einzelstaaten vorhielt, mochte die Centralgewalt in Frankfurt gedeihen. Aber wo war der gute Wille der meisten Einzelregierungen, vor allem der Großmächte Preußen und Oesterreich? „Der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb“, hatten Friedrich Wilhelm wie die Habsburger, weil sie sich ihrer eigenen Völker nicht sicher fühlten, gute Miene zum bösen Spiel gemacht. Als aber der erste Schrecken der Märztage verwunden war, da zeigten sie ihr wahres Gesicht. Wie viel man auch in Frankfurt über die „Grundrechte des deutschen Volkes“ reden mochte, als da sind ein allgemeines deutsches Bürgerrecht, Gleichheit vor dem Gesetz, Freiheit der Presse, des Glaubens, der Wissenschaft, des Vereinswesens, Unabhängigkeit der Gerichte und Selbständigkeit der



Paulskirche.

Mann für Un- | Gemeindevorwaltung, — endlich auch die Notwendig-
terstützung. Nach endlosen Debatten setzte es Ga- | keit einer Volksvertretung in den Einzelstaaten — denn

alles das gab es in Oesterreich und Preußen noch keineswegs —

es war umsonst, wenn sich die beiden deutschen Großmächte nicht zu diesen Forderungen bekannnten. Und diese setzten eigentlich nur aus Höflichkeit nicht alsbald dem Reiche mittsammt seinem Verweiser den Stuhl vor die Thür. Nachdem die Volkserhebungen in Berlin und Wien niedergeschlagen waren, bekam die Frankfurter Regierung sehr bald von der Donau wie von der Spree zu fühlen, daß ihre Macht ein leerer Schein, die deutsche Einheit, das deutsche Reich von Volkes Gnaden ein Traum sei. Freilich suchte nun die Nationalversammlung, in der die besonnenen Elemente das Mißverhältnis zwischen Wirklichkeit und Wünschen nicht verkannten, durch Zugeständnisse an Friedrich Wilhelm wenigstens in Preußen eine Stütze für die nationalen Bestrebungen zu gewinnen. Nach einander reisten Bassermann, Simson und Gagern an den preussischen Hof, um an Friedrich Wilhelm sich einen Rückhalt zu schaffen. Dem preussischen König, der für die Forderungen der Gegenwart ganz und gar kein Verständnis besaß, der mit allem seinem Denken und Empfinden in einer mittelalterlich romantischen Welt haßte, war die deutsche Kaiserkrone, die ihm die Vertreter des deutschen Volkes anboten, ein „Reis, gebacken aus Dred und Betten“. Soll die tausendjährige Krone deutscher Nation wieder einmal vergeben werden, dann bin ich es und meinesgleichen, die sie vergeben, und wehe dem, der sich anmaßt, was ihm nicht zukommt!

Trotzdem neigte in Frankfurt die Mehrheit dazu, Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone anzubieten, und eine Zeit lang schien der König darauf eingehen zu wollen. Der Großherzog von Baden erklärte sich im Einverständnis mit Preußen und 28 andern Bundesregierungen im Februar 1849



Gagern.

ursprünglich ein Feind jedes Erbkaisertums gewesen, in der Nationalversammlung den Antrag:

Die Reichsverfassung unverändert im ganzen anzunehmen,
Friedrich Wilhelm IV. die erbliche Kaiserkrone anzubieten

und Oesterreich jeder Zeit für seine deutschen Lande den Beitritt zum deutschen Reiche offen zu halten.

Zwar wurde der Vorschlag am 21. März mit 283 gegen 252 Stimmen verworfen; aber nachdem die Parteien sich gegenseitig Zugeständnisse gemacht hatten, ging schließlich doch der König von Preußen am 28. März 1849 aus der Abstimmung als erblicher deutscher Kaiser hervor; allerdings hatten von 538 Mitgliedern sich 248 der Wahl enthalten, alle übrigen Stimmen waren bejahend ausgefallen.

Nun schien jeder Widerstand überwunden zu sein. Unter Führung des Präsidenten der Nationalversammlung, Eduard Simson, der nachmals auch als Präsident des ersten deutschen Reichstags und als erster Präsident unseres Reichsgerichts in Leipzig uns wieder begegnet, reisten alsbald 33 Abgeordnete nach Berlin, um dem Kurfürsten die auf ihn gefallene Wahl mitzuteilen. In Frankfurt hatten die Glocken aller Kirchen das Ergebnis der Abstimmung vom 28. März begrüßt; die Reise der Abordnung ward zu einem Triumphzug; freudige Hoffnung schwellte die Brust aller vaterländisch fühlenden Männer. Allein der Empfang im Berliner Schloß am 3. April vernichtete mit einem Schlag alle die kühnen, frohen Träume. Schon einige Wochen vorher hatte Friedrich Wilhelm im vertrauten Verkehr erklärt, der Frankfurter Versammlung fehle jedes Recht, die deutsche Krone anzubieten.

Jetzt, am 3. April, wies er die Abordnung des deutschen Volkes anfangs mit verbindlichen, schließlich mit kühlen Worten ab. Vor dem König der Könige sei er mit seinem Gewissen zu Rathe gegangen; er könne die dargebotene Krone nicht annehmen, da zu



Karl Weller.

zur Annahme der von der Nationalversammlung beschlossenen Reichsverfassung bereit; nur die Könige von Baiern, Württemberg, Sachsen und Hannover hielten mit ihrer Zustimmung zurück.

Am 12. März 1849 stellte Weller, der ur-

deren Verleihung das freie Einverständnis der gekrönten Häupter, der Fürsten und freien Städte Deutschlands nöthig sei.

Es war der Todesstreich gegen das Werk der deutschen Reform, der hier geführt worden war. Da bald darauf Oesterreich seine Abgeordneten von der Nationalversammlung abberief, — da Preußen nun endgültig, wie schon früher Baiern und Sachsen, die Annahme der Reichsverfassung ablehnte, so war jede gedeihliche Thätigkeit des deutschen Parlaments ausgeschlossen. Viele Abgeordnete sahen ihre Aufgabe als gescheitert an, was ja auch thatsächlich der Fall war. Am 21. Mai erklärten 65 Abgeordnete, unter ihnen Rathy, ihren Austritt aus der Nationalversammlung; andere folgten bald darauf. Die übrigen, die allem äußeren Widerstand zum Troß den Reichsgedanken zu verwirklichen hofften, — es waren hauptsächlich die Schwärmer für eine deutsche Republik — hielten, noch 105 Köpfe stark, als Kumpfparlament Anfangs Juli nach Stuttgart über. Hier wurden sie am 18. Juni 1849 auf Befehl des württembergischen Ministers Römer mit Hilfe von Militär auseinandergesprengt, in schonender, aber entschiedener Weise. Das war das Ende des ersten deutschen Parlaments. Als dann der Präsident Löwe die Versprengten auf den 25. Juni zu einer Sitzung nach Karlsruhe einberief, konnte diese nicht abgehalten werden; denn am gleichen Tag hielten preussische Truppen ihren Einzug in die badische Residenz, die zur Unterdrückung der badischen Revolution zu Hilfe gerufen worden waren.

Die Vorgeschichte der revolutionären Bewegungen in Baden.

Wir kehren damit vom weiteren zum engeren Vaterland zurück und wollen zunächst die Begebenheiten und Zustände in Baden betrachten, die im Zusammenhang mit den deutschen allgemeinen Angelegenheiten die Erschütterungen der Jahre 48 und 49 zu erklären geeignet sind.

Seit 1830 regierte in Baden der Vater des jetzigen Fürsten, der **Großherzog Leopold**, der älteste Sohn des gefeierten Karl Friedrich aus seiner zweiten Ehe mit Karoline, Reichsgräfin von Hochberg. Er war ein Herrscher von umfassender Bildung, von weitem Gesichtskreis und vor allem von einer wahrhaft volkreundlichen Gesinnung. Das System seines Vorgängers und Stiefbruders Ludwig war auf eine Verkümmern der eben erst gegebenen Verfassung ausgegangen.

Mit dem Regierungsantritt Leopolds wurde das ganze Staatswesen von einem neuen, frischen Geist, dem Geiste der Wahrhaftigkeit und Sittlichkeit, erfüllt. Das kam auch gleich in der ersten Volksvertretung zum Ausdruck, die unter dem neuen Herrscher gewählt ward. In ihr waren Rotteck, Welder, Jhstlein, Mittermaier die leitenden Sterne, Männer, die durch den Mut und die Ueberzeugungskraft, womit sie ihre freisinnigen Ideen verfolgten, die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland nach dem kleinen Staatswesen in der Südwestecke lenkten. Freiheit der Presse, Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, ein freisinniges Gemeindegesetz waren die erfreulichen Früchte gleich des ersten Landtags.

Aber rasch folgte der Rückschlag. Im Juli 1832 verbot auf Metternichs Veranlassung der Bundestag alle politischen Vereine, Versammlungen und Feste, das öffentliche Tragen von Kokarden und Bändern,

das Aufstecken von Fahnen und Freiheitsbäumen. Gegen die freisinnigen Regierungen und Volksvertretungen wurde beschlossen, daß jeder Antrag ungültig sei, der gegen das monarchische Prinzip verstoße; die Einzelstaaten dürften sich in ihrer innern Gesetzgebung nicht in Widerspruch setzen mit den Beschlüssen des Bundestags, d. h. mit dem Willen Metternichs. Wer irgendwie republikanischer Gesinnung verdächtig sei — Einheimischer wie Fremder —, sollte aufs sorgfältigste von der Polizei überwacht werden. Nur mit Ingrim und Widerstreben fügte sich Großherzog Leopold dieser Durchkreuzung seiner Absichten. Er suchte sogar an seinem westlichen Nachbar, dem Bürgerkönig Louis Philipp, eine Stütze gegen den Druck, der von Wien und Frankfurt nach Karlsruhe ausgeübt ward; erst als er hier



Friedrich Wilhelm IV.

keine Unterstützung fand, gab er seinen Widerstand auf.

Was sich alles damals die Willkür eines Metternich erlauben durfte, das beweist einmal der Umstand, daß im Jahr 1835 der Großherzog einen Schilling desselben, den Freiherrn Landolin von Wittersdorf, an die Spitze des Ministeriums berufen mußte, — das beweist andererseits die Zunahme der Verbitterung und des Hasses in weiten Kreisen der deutschen Bevölkerung, die an sich von Revolution und Republik nichts wissen wollten, aber jetzt durch das Uebermaß des Drucks für das Gift der im Ausland gedruckten aufreizenden Litteratur empfänglich wurden. Aus jener Zeit stammte z. B. das Bänkelsängerlied, das durch die wandernden Handwerksburschen in alle Gauen der Heimath getragen und später auf Heder übertragen ward.

Wenn die Fürsten fragen, was macht Absalom? Können ihr ihnen sagen: Ei der hängt schon, Jedoch an keinem Baume und an keinem Strich, Sondern an dem Traume einer Republik. Wollten sie gar wissen, wies dem Flächling geht, Spricht: er ist zerrissen, wo ihr ihn besetzt. Gebt nur eure großen Purpurmäntel her, Das giebt gute Hosen für das Freiheitsheer. Fragen sie gerührt: will er Amnestie? Spricht, wie sich gebühret: er hat steife Knie, Ihm blieb nichts auf Erden als Verzweigungsfreisch, Und Soldat zu werden für ein Freiheitsreich.

Mit Bittersdorfs Ministerium begann die Zeit, wo der leitende Minister absichtlich, mit Leidenschaftlichkeit einen offenen und ernsten Konflikt zwischen Volk und Regierung mutwillig heraufbeschwor, „wo das mühevollste Werk der letzten Vergangenheit, die Eintracht zwischen Regierung und Volk, gewaltsam zerstört wurde, wo sich das ganze öffentliche Leben in einen erbitterten und ruhelosen Parteikampf auflöste, wo die demagogische Agitation und Wählererei der folgenden Jahre geweckt und zur Meisterschaft ausgebildet worden ist.“ „Der revolutionäre Geist unten wurde zuerst durch den revolutionären Geist von oben erzogen und groß gemacht.“

Das Auftreten Bittersdorfs wird als jungerhaft, d. h. heftig und leidenschaftlich, im Ton hochfahrend, absprechend, kurz angebunden, im Wesen abstoßend geschildert; er habe eine gewisse Dreistigkeit im Behaupten für Ueberlegenheit im Beweisen ausgeben wollen. Kurz, seine ganze Persönlichkeit war dazu angethan, zu beleidigen und zu verletzen und auch den Sanftmütigsten die Galle emporsteigen zu lassen.

Zuerst wurde 1841 den Beamten, die zugleich Abgeordnete waren und im Landtage der liberalen Opposition angehörten, der Urlaub zum Besuch der Landtagsverhandlungen verweigert. Im Jahre 1842 folgte eine Kammerauflösung. Durch Drohungen und Versprechungen, durch Belohnungen und Strafen, durch Rundreisen, halboffizielle Schmähartikel, Verächtlichung von Parteien und Personen, durch Hereinziehung der Person des Herrschers, durch Wahlbeeinflussung suchte man die Opposition bei den Neuwahlen in die Minderheit zu bringen. „Das alte Verhältnis zwischen Fürst und Volk wurde zerrissen; es trat zwischen Hof und Land eine Scheidung ein, die von dem reaktionären Minister gefät war und aus der die Empörung ernten wollte.“ Und mit allem dem war man nicht im Stande, den Widerstand der Liberalen und ihre Mehrheit zu brechen. Im Gegentheil. So ruhige und besonnene Männer, wie der Vicekanzler des Oberhofgerichts und spätere Minister Beck, wurden mit den schon etwas stürmischeren Naturen, wie die Liberalen Wassermann und Welcker, und mit dem radikalen Feder, den eben die Wahlen des Jahres 42 in die Kammer schickten, in eine Partei zusammengebrängt. An eine Nachgiebigkeit dachte freilich bezweigen die Regierung keineswegs. Bittersdorf vertraute darauf, auch mit einer oppositionellen Kammer fertig zu werden. „Die Anträge der Opposition, meinte er, werde man seitens der Regierung einfach unberücksichtigt lassen, — entweder gar keine Erklärung, oder doch nur eine ablehnende darauf geben.“ Die Folge davon war eine unnütze Verhärfung des Gegensatzes zwischen den kämpfenden Parteien. Die beiden Gewalten, die zum Wohle des Ganzen zusammen zu wirken berufen waren und bei aller Meinungsverschiedenheit doch einen gemeinsamen Boden gegenseitiger Verständigung zu finden sich hätten bestreben müssen: — die Kammermehrheit und das Ministerium — sie sahen einander als Feinde an und erblickten ihre Aufgabe darin, sich gegenseitig in den Augen des Volkes mit allen Mitteln herabzusetzen.

Zwar legte Bittersdorf endlich im November 1843 sein Ministeramt nieder und zog sich auf den Posten eines badischen Bevollmächtigten beim Bundestag in Frankfurt zurück.

Aber nur seine leidenschaftliche Art, sein zu rasches Tempo, hatte Bedenken erregt; das Ziel war das gleiche geblieben. So gerieth denn auch das neue Ministerium, an dessen Spitze Nebenius stand, mit der Kammermehr-

heit nach einigen Jahren in Konflikt. Den Anlaß gab merkwürdiger Weise eine konfessionelle Bewegung, — der Deutschkatholicismus des ehemaligen katholischen Priesters Johannes Ronge. Daß die Regierung hiergegen einschritt, verschaffte einmal der Sache selber eine Bedeutung und Ausbreitung, die sie aus eigener Kraft nie und nimmer gewonnen hätte; andererseits stellte in Folge dieser Maßregeln Bittel in der Kammer den Antrag, daß das Recht der freien kirchlichen Vereinigung für alle Landeseinwohner anerkannt werden solle, sofern deren religiöse Pflichten nicht mit den allgemeinen Bürgerpflichten im Widerspruch stän-



Großherzog Leopold.

den. Darüber kam das Ministerium Nebenius zu Fall. Denn als es die Kammer auflöste und Neuwahlen ausschrieb, kehrten trotz aller Wahlbeeinflussungen die Liberalen um einige Stimmen vermehrt — darunter der radikale Mannheimer Advokat Lorenz Brentano —, in die Ständekammer zurück. Nun rieth selbst Bittersdorf von Frankfurt aus dem Großherzog, den derzeitigen Staatsrath Beck, der mehrere Jahre lang Präsident der zweiten Kammer gewesen war, ins Ministerium zu berufen. In der That wurde Beck, d. h. der Führer der vormaligen Opposition, im Dezember 1846 zum Minister des Innern ernannt.

Es war ein hervorragendes Zugeständnis des Großherzogs Leopold, ein deutlicher, ein überzeugender Beweis, daß er in Frieden mit seinem Volke leben wolle.

Johann Baptist Beck, der vom 15. Dezember 1846 bis zum 1. Juli 1849 an der Spitze des badischen Ministeriums stand und diesem sein Gepräge verlieh, war im Jahre 1797 zu Triberg geboren. Von 1822 bis 26 war er Advokat am Kreis- und Hofgericht zu Meersburg; seit 1831 gehörte er der zweiten Kammer an. Er zeichnete sich durch Reinheit des Charakters, durch anspruchslose Festigkeit und Geradheit aus. Sein

Buch über die 48er und 49er Bewegung in Baden, das er nach seinem Rücktritt zur Rechtfertigung und Abwehr schrieb, ist wohl das Beste, was wir über diesen Abschnitt unserer heimischen Geschichte haben.

Die Lage des neuen Ministeriums war in keiner Beziehung beneidenswert. Es mußte eine Erbschaft



Rittermaier.

antreten, die einem Bankerott so ziemlich gleichsam, — und das in einer Zeit, die auch ohnedies immer bedenklicher sich gestaltete. Dazu genoß der neue Minister offenbar nicht das volle Vertrauen seines Herrschers. Man hatte ihn geholt, weil man die Beliebtheit seines Namens gebrauchte, um mißliebige Schritte damit zu decken. Doch der nächste Zweck wurde erreicht. In der Kammer trennten sich die Liberalen von den Radikalen, die „Halben von den „Ganzen“, wie Struve sich ausdrückte.

Die Hecker'sche Erhebung im Jahre 1848.

Es ist schon früher darauf hingewiesen worden, daß Hecker mit dem Entgegenkommen, das die badische Regierung am 29. Februar gegenüber den Wünschen des Volkes gezeigt hatte, keineswegs zufrieden gestellt war, daß er und seine Gefinnungsgenossen die Zeit für gelommen hielten zur Errichtung einer deutschen Republik. Unbesonnen und phantastisch, wie er war, hielt er es für möglich, durch einen kühnen Gewaltstreich die Massen zu begeistern und zu Thaten mit fortzureißen, durch einen Siegeszug von Konstanz nach Karlsruhe die Monarchie des eigenen Heimathlandes über den Haufen zu werfen und durch diesen Erfolg den Sturz auch der übrigen Throne nachzuziehen. Schon am 27. Februar hatten sich einige Bitteraten, darunter der bekannte Karl Blind, damals ein Hauptschreier der Revolution, dazu eine Anzahl Arbeiter in einem entlegenen Wirthshaus der Hauptstadt versammelt, sie hatten die Republik hoch leben lassen und sollen sogar verabredet haben, am folgenden Tag mit einer Sturmpetition vor das Schloß zu ziehen, den Großherzog womöglich zur Thronentsagung zu zwingen und das Zeughaus zu überrumpeln. In-

dessen Verrieth einer der Genossen die Sache der Polizei, und am folgenden Morgen in aller Frühe wurden die Angezeigten verhaftet und eine Untersuchung gegen sie eingeleitet. Ein anderer Zwischenfall rief noch größere Furcht vor Gewaltthätigkeiten hervor. In der Nacht des 2. März brach plötzlich, und zwar gleichzeitig an mehreren Stellen, im Ministerium des Auswärtigen Feuer aus; man war einig darüber, daß Brandstiftung vorliege; nur schoben sie die einen der „Reaktion“, die andern den „revolutionären Demagogen“ in die Schuhe. Allenthalben entfalteten die Republikaner in Volksversammlungen vom Bodensee bis zum Neckar und Main eine fieberhafte Thätigkeit, um ihre Pläne mit Gewalt zu verwirklichen. In Stodach trat im März zum ersten Mal der aus dem Ausland zurückgekehrte Fidler, der Redakteur der in Konstanz erscheinenden revolutionären „Seeblätter“ in diesem Sinne auf, ein Mann von packendem Witz und vollstümlicher Beredsamkeit. In Hegne bei Konstanz wurde am 13. März eine große Volksversammlung abgehalten, auf der sich die Bauern bereits mit Sensen bewaffnet einfanden und republikanische Kundgebungen erfolgten. Zur Beschwichtigung ernannte das Ministerium den beim Volke beliebten Oberamtmann Peter zum Regierungsdirektor in Konstanz, der jedoch bald selbst zu den Republikanern überging. Die großartigste Kundgebung, welche die Republikaner wie Fidler und Struve für ihre Ziele ins Werk zu setzen gedachten, sollte die sogenannte Landesversammlung werden, die am 19. März in Offenburg stattfand. Der Plan dazu war im Kopfe Strubes entstanden. Da jedoch Hecker gegen die Ausrufung

der Republik war und drohte, Fidler zu erschließen im Augenblick, wo er trotzdem zum Volk davon zu sprechen wage, — da außerdem auch die Gemäßigten in großer Anzahl sich einfanden, so scheiterte Strubes Absicht. Die Theilnehmer der Versammlung zählten nach vielen, vielen Tausenden. Es wurde eine Reihe radikaler,



Hecker.

aber noch nicht revolutionärer Beschlüsse gefaßt: das stehende Heer sollte mit der Bürgerwehr verschmolzen und aus allen waffenfähigen Männern eine Volkswehr

gebildet werden. Alle Abgaben mit Ausnahme der Zölle sollten abgeschafft und durch Einführung einer nach oben immer stärker wachsenden Einkommensteuer

Abresse im großherzoglichen Schloß zu Karlsruhe, in der es hieß: Wenn die Truppen nicht sogleich wieder in ihre Garnisonen zurückkehren, so wird sich die wehrfähige Mannschaft unseres Landes theils — es war die Donaueschinger Gegend gemeint — in ungeheurer Masse erheben, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben." Zwei Tage darauf reiste Hecker von Mannheim ab auf der linken Rheinseite nach der Schweiz und langte am 11. April über Zürich in Konstanz an. Damit begann der sogenannte Hecker'sche Putsch, die erste Erhebung mit Waffengewalt.

Die Revolutionäre rechneten einmal auf einen allgemeinen Aufstand des Volkes in der Heimath, außerdem aber auch auf Unterstützung vom Ausland, von Paris her. Und in der That bildete hier der Dichter Herwegh eine Freischar aus politischen Flüchtlingen und brachte sie auch, allerdings erst als es zu spät war, über den Rhein. In Konstanz forderte Hecker am 12. April in einer Volksversammlung zur Erhebung für die deutsche Republik auf, aber mit einem lächerlich geringen Erfolg. Auch in den nächsten Tagen zeigte sich nicht der erwartete Zulauf in Masse. Darum erließ Hecker einen von Geislingen, 15. April datirten geharnischten Aufruf an alle Ortsvorstände der dortigen Gegend.

Das Volk hat sich erhoben, seine Rechte zu erkämpfen und den Zustand der so lang ersehnten volksthümlichen Regierungsform zu erringen. Daher beauftragen wir die Gemeindevorstände bis



Lorenz Brentano.

ersehen werden. Ferner forderte man Aufhebung aller Vorrechte, Trennung von Kirche und Staat und eine Ausbreitung der volksthümlichen Gedanken durch einheitlich geleitete Volksvereine, die sich über alle Gemeinden des Landes erstrecken sollten.

Wo diese Vereine nun ins Leben traten, da wurden sie fast ausnahmslos Träger des revolutionären Geistes; die Volksvereine waren bloß ein Mittel, die Republik vorzubereiten, wie das von Struve auf Versammlungen in Heidelberg und Freiburg, von Fickler unter anderm in Achern offen ausgesprochen ward.

Struve und Fickler übergaben am 5. April dem badischen Bundesgesandten eine Denkschrift, worin sie allen Ernstes verlangten, der Großherzog solle in allen Gemeinden des Landes darüber abstimmen lassen, ob sie für Republik oder für Beibehaltung der Monarchie seien. Unter solchen Umständen war es begreiflich, daß auch die Regierung energischere Gegenmaßregeln ergriff. Sie erwirkte beim Bundestag den Beschluß, daß das 7. und 8. Bundesarmee-corps im südwestlichen Deutschland aufgestellt werden solle. So kamen den Rhein herauf die Hessen; zur Beruhigung des Seekreises sollten dort württembergische und bairische Truppen einrücken. Als Brentano und Hecker in der Kammer hiergegen ihre Stimme erhoben, traten ihnen Beck und Mathy, der eben ins Ministerium berufen worden war, scharf entgegen. Ja, als Fickler aus dem Unterlande nach dem Seekreis zurückkehren wollte, um dort die Dinge zur Reife zu bringen, und gerade am 8. April im Begriff war, von Karlsruhe aus weiterzureisen, ließ ihn Mathy am Bahnhof verhaften. Damit machte er einen Hauptführer der Revolution auf längere Zeit unschädlich; dagegen wurden die übrigen, welche nun auch ein ähnliches Einschreiten gegen sich befürchteten, dadurch zu rascherem Handeln gedrängt. Denn nun schritt Hecker zur Schilderhebung. Schon am 8. April erschien eine Deputation einer Mannheimer Volksversammlung zusammen mit einigen Donaueschingern mit einer



Friedrich Hecker.

morgen, Sonntag 16. April, früh am 8 Uhr ihre waffenfähigen Bürger vom 18. bis 30. Jahr nebst allen Freiwilligen späterer Jahre mit den nöthigsten Geldmitteln und Proviant für 6 Tage versehen, zu dem Volksheer in Donaueschingen stoßen zu lassen.

Wir bemerken noch obengenannten Behörden, daß wir sie für strengen und eifrigen Vollzug vor dem Volke verantwortlich machen werden, und alles anwenden, den Säumigen, wie den Verräther am Volk vor diesem zur nachsichtslosen Rechenschaft zu ziehen. Diese Ordre ist an alle Gemeinden ringsum durch Stafetten zu verbreiten, da wir nur zu wohl wissen, daß Feig-



Oberamtmann Peter.

heit und Verrath unsere Schritte zum Wohle des Volkes zu vereiteln suchen. Geisingen, 15. April 1848.

Die provisorische Regierung. Heder.

Auf solche Weise wurde nun allerdings eine beträchtliche Zahl von „Freischärlern“ zusammengebracht. Indessen konnten sie sich nicht in Donaueschingen, wo am Abend des 15. General v. Miller an der Spitze der Württemberger einrückte, sammeln, sondern dies geschah nach und nach auf der Vorwärtsbewegung über Dornsdorf, Benzkirch und weiter — da der Weg nach Freiburg durchs Hölenthal bereits von den Württembergern versperrt war — über St. Blasien und Bernau nach dem Wiesenthal. In Bernau suchten noch einmal 2 Abgeordnete des Frankfurter 50er Ausschusses, die in dessen Auftrag herbeigeeilt waren, Heder mit einbringlichen Vorstellungen zur Umkehr zu bewegen. Allein es war vergebliches Bemühen. Heder erwiderte ihnen: „Ihr werdet mich doch nicht für so thöricht halten, daß ich glauben sollte, mit meinen Scharen gegen die Truppen zu siegen? Aber ich weiß, daß die Truppen sogleich zu uns übergehen werden.“ Wirklich ermutigte sein entschiedenes Vorgehen auch andere, Farbe zu bekennen, die bisher zurückgehalten hatten. So ergriff der Regierungsdirektor Peter in Konstanz am 17. April für den Aufruhr Partei; auch in Offenburg wurde am

18. ein Versuch gemacht, das Volk für ihn zu gewinnen, der jedoch vom Bürgermeister vereitelt wurde.

Inzwischen war Heder bis nach Kandern, etwa 10 Kilometer nördlich von Dörrach, vorgebrungen. Hier sah er sich 2 badischen Bataillonen und einem heffischen, dazu einigen Schwadronen Reiterei und 6 Geschützen unter dem General Friedrich von Sager gegenüber. Es war am 20. April, dem Gründonnerstag. Aus den Reihen der Freischaren rief man den Truppen zu: „Nicht schießen! Wir sind Brüder und Freunde. Helft uns die Freiheit erobern!“ Obwohl diese Zurufe die beabsichtigte Wirkung verfehlten, scheint sich Sager seiner Leute nicht sicher gefühlt zu haben. Um etwaiges Ueberlaufen zu verhindern, stellte er sich vorn an die Spitze seiner Truppen, rief: „Freiwillige vor!“ und ließ diese mit gefälltem Bajonett einen Angriff machen. „Feuer!“ kommandirte er und gab selber aus einem Pistol einen Schuß auf den Feind ab. Darauf erfolgte von beiden Seiten Massenfeuer. Als eine Pause eintrat und sich der Pulverdampf verzog, da lag neben vielen andern Toten und Verwundeten auch Sager auf dem Schlachtfeld. So scheint nach Darstellung von republikanischer Seite der Hergang gewesen und der General ein Opfer seines Muthes, vielleicht auch einer gewissen Unvorsichtigkeit geworden zu sein, insofern er sich unnöthiger Weise vornhin zwischen die eigenen Leute und den Feind stellte. Nach einer andern Wendung, die am meisten verbreitet ist, für die aber keine ausreichende Gewähr vorliegt, wäre Sager, während er, um Blutbergießen zu verhindern, vor der Front erschien und die Freischärler zurecht wies, die seine Leute durch Zurufe zum Abfall zu bestimmen suchten, vor Beginn des Kampfes von 3 Kugeln getroffen, gefallen; sein Tod habe die Wuth seiner Leute entfacht und erst das Signal zum Angriff derselben gegeben. Das Gefecht bei Kandern endigte nach kaum halbstündiger Dauer mit völliger Auflösung der Freischaren und wirrer Flucht derselben nach allen Seiten. Heder selbst entkam nur mit knapper Noth den Verfolgern. Er gelangte in Dauernkleibern nach Rheinsfelden und hielt sich, die Sache der Republik verloren gebend, die nächste Zeit im Kanton Basel auf. Damit war seine Rolle ausgespielt. Zwar wählte ihn der Wahlkreis Thiengen zweimal in die Frankfurter Nationalversammlung; diese verweigerte ihm aber die Aufnahme. Darum begab er sich im September 1848 nach Amerika. Als die badische Mairevolution des Jahres 49 nochmals die Hoffnung auf Verwirklichung seiner Träume in ihm erweckte, kam er wieder über den atlantischen Ocean herüber; allein auch diesmal unterlagen die Republikaner, und er trat alsbald wieder die Rückfahrt an. Er lebte von jezt ab als Farmer im Staat Illinois. Im Jahre 1873 besuchte er sein Vaterland noch einmal; im Jahre 1881 ist er in Saint Louis gestorben.

Mit der Niederlage der Heder'schen Freischaren bei Kandern war die Revolution noch nicht erstickt. Ein ehemaliger badischer Lieutenant, Sigel, der sich in den 60er Jahren als General im nordamerikanischen Sklaventrug auszeichnete, hatte wenige Tage nach Heder's Abgang aus dem Seekreis hier, obgleich er anfangs dem ganzen abenteuerlichen Unternehmen sich sehr energisch widersetzt hatte, mit Erfolg neue Freischaren gesammelt. Er kam um die Zeit des Gefechts von Kandern mit etwa 3500 Mann im Wiesenthale an und rückte von hier auf Freiburg los. In der Nähe der Stadt bei dem Dorfe Güntersthal, stieß er am 23. April auf Regierungstruppen, die unter dem Oberbefehl des Generals Hofmann standen. Es kam hier zu einem Gefecht, in welchem die Freischaren überall unterlagen.

Den Schluß in der Reihe der revolutionären Unternehmungen im Frühjahr 1848 bildete der Einfall der sogenannten deutschen Legion unter dem Dichter Georg Herwegh. Bald nach dem Sturz des Julikönigthums war unter den deutschen Flüchtlingen in Paris der Gedanke aufgekommen, für die Einrichtung der deutschen Republik zu Felde zu ziehen. Am Tag des Gefechtes von Günstersthal setzte Herwegh mit etwa 800 Legionären bei Kleinkems über den Rhein. Aber bereits waren Heckers Scharen zerprengt; Sigels Niederlage erfolgte um dieselbe Zeit; so war die Lage der Legionäre äußerst mißlich. Herwegh erkannte sie richtig und war der Meinung, die einzige Rettung sei schleunigster Rückzug nach der Schweiz. Auf diesem Weg fliehen die Leute, meist halbtot vor Hunger und Strapazen, am 26. April bei Döffenbach, etwa eine Stunde vom Rhein und der schweizerischen Grenze entfernt, auf eine Kompagnie württembergischer Regierungstruppen. Es entspann sich ein kurzes Gefecht, in dem der württembergische Hauptmann persönlich den Freischarenführer Schimmelpfennig tötete. Als dann die Württemberger auch noch Verstärkung erhielten, floh die ganze Legion, soweit sie entkommen konnte, in wilder Flucht in die Schweiz. Unter allerlei Fährlichkeiten gelang es auch Herwegh, sich hierhin zu retten, von wo er dann wieder nach Paris zurückkehrte.

So war der badische Aufstand vom April 1848 verhältnismäßig leicht und außerordentlich rasch niedergeworfen worden, wie das beim Mangel jeglicher Vorbereitung und einheitlicher Organisation eigentlich gar nicht anders hätte kommen können. Aber wenn die Regierung auch gesiegt hatte, — eine Wirkung hatten Hecker, Sigel und Herwegh mit ihren fehlgeschlagenen Unternehmungen doch erreicht: die Autorität der bestehenden staatlichen Ordnung war erschüttert, die Scheu vor ähnlichen Gewalttätigkeiten war gewichen. Dazu hielt sich ein großer Theil der Flüchtlinge auf französischen Boden oder in der Schweiz auf und konnte hier ungehindert, in nächster Nähe der badischen Grenze, seine revolutionären Umtriebe fortsetzen. Durch Flugblätter, Volkskalender und dergleichen heimlich eingeschmuggelte, mit um so größerem Reiz ausgestattete Lektüre wurden die Gedanken der Flüchtlinge auch fernerhin unter dem Volk verbreitet; die Mißstimmung gegen die Regierung wuchs, wofür unter anderem die wiederholte Wahl Heckers in die Frankfurter Nationalversammlung bereites Zeugniß ablegte; gehörten doch nicht weniger als 12 von den 19 Abgeordneten, die Baden nach Frankfurt zu entsenden hatte, der republikanischen Richtung an. Am Wachsen der gärenden Elemente änderte auch eine ziemlich umfassende Amnestie politischer Angeklagter nichts, die im August des Jahres erlassen wurde.

Der Struveputsch im September 1848.

Unter solchen Umständen glaubte im September 1848 Gustav von Struve einen neuen Versuch zur Republikanisierung Deutschlands unternehmen zu sollen. Er war schon am 23. April nach Strazburg geflohen und hatte dann seinen Aufenthalt im Kanton Basel genommen. Im August veröffentlichte er zusammen mit dem Schriftsteller Karl Heinzen einen „Plan zur Revolutionierung und Republikanisierung Deutschlands.“ Darin hieß es unter anderm: „Sieg oder Vernichtung sind die Pole, zwischen welchen der Kampf so lange zerrn und schwanken muß, bis einer von beiden erreicht ist.“ Und weiter: „Humane oder auf die Ueberzeugung berechnete Mittel sind eine lächerliche Thorheit und verderbliche Schwäche. Es gilt nur der Gesichtspunkt der Nützlichkeit für unsern

Zweck, der Gesichtspunkt der Sicherung unserer Sache.“

Am 20. September verabredete Struve in Basel mit Karl Blind, mit Mägling und einigen anderen Flüchtlingen einen Einfall ins Badische und erließ an alle Gefinnungsgenossen in dortiger Gegend eine darauf zielende Proklamation. Aber der Struveputsch nahm einen noch kläglicheren Verlauf als der Aufstand im April. Es setzte sich allerdings eine nicht unbedeutende Zahl von Flüchtlingen der Abmachung gemäß am Nachmittage des 21. September nach der Südwestecke von Baden in Bewegung. Es gelang Struve, sich zum Herrn von Dörrach zu machen, wo er nun eine Mengerepublikanischer „Regierungsblätter“ und Aufrufe drucken und in die Nachbarschaft verschicken ließ. Ueberhaupt zeigen die Maßregeln und Verfügungen, die er traf, daß er auf Grund eines sorgfältig bis ins einzelne durchdachten Planes handelte. Die Widerstrebenden wurden theils durch Drohungen, theils durch hohe Geldstrafen eingeschüchtert. Trotzdem fiel der Zug nur spärlich aus. Von Dörrach wandten sich die Republikaner über Kandern, Schliengen und Mülheim nach Staufen, wo sie am 24. September vormittags ihren Einzug hielten. Mit ungefähr 800 Mann zog von Freiburg General Hofmann gegen sie heran. Gegen 1 Uhr Mittags langte er vor dem Städtchen an, das nun die Freischaren durch Barrikaden gegen ihn zu halten suchten. In zwei Abtheilungen eröffneten die Regierungstruppen mit Gewehrfeuer und Kartätschenalben den Angriff. Nach Verlauf von 2 Stunden waren sie im Besitz des Städtchens, während die Freischaren nach allen Windrichtungen auseinanderstoben. Mit diesem einen Kampf war auch die ganze zweite bewaffnete Erhebung des Jahres 1848 niedergeschlagen. Auch der Führer der Bewegung wurde diesmal vom Schicksal ereilt. Struve suchte zusammen mit seiner Frau, mit Blind und einem dritten Führer der Republikaner über Todtnau nach der Schweiz zu entkommen. In Wehr wurden sie jedoch von Schopfheimer Bürgern, die ihnen nachgesetzt waren, eingeholt und verhaftet und später nach Freiburg verbracht. Das dortige Schwurgericht verurtheilte Struve am 30. März 1849 wegen Hochverraths zu 8 Jahren Zuchthaus, und er ward auch nach Bruchsal zur Abbüßung seiner Strafe abgeführt. Indessen gab ihm die Mairevolution dieses Jahres die Freiheit wieder. Als er das Mißlingen derselben voraus sah, flüchtete er nach der Schweiz, von hier 1850 ausgewiesen nach England, und 1851 siedelte auch er nach der neuen Welt über. Nach der badischen Amnestie vom Jahr 1863 kehrte er nach Deutschland zurück; er starb im August 1870 in Wien.

Wir sind zu Ende mit unserer Betrachtung der Vorgänge in Baden im Jahre 48.

Man hätte meinen sollen, daß der zweimalige schmachvolle Mißerfolg der Revolutionäre die große Menge zur Besonnenheit zurückgeführt, ihre Bestrebungen in der öffentlichen Meinung gerichtet, deren Wiederholung unmöglich gemacht hätte. Auch hatte es thatsächlich eine Zeitlang den Anschein, als ob die Ruhe und Ordnung endgültig wiedergekehrt wäre. Aber die Republikaner gaben ihre Sache noch immer nicht verloren. Zunächst insgeheim und mit Zurückhaltung, später immer offener und dreister, in Vereinen und in der Presse, bereiteten sie eine neue große Schilderhebung vor, die ihnen dann wirklich im Frühjahr 1849 auf kurze Zeit den Sieg und die Herrschaft über Baden brachte. Wie das kam, wie das gelingen konnte, von welchem namenlosem Glend infolge davon unser Heimathland heimgesucht wurde, — das hoffe ich im nächsten Jahr, gleichfalls zum 50jährigen Gedächtniß, zu erzählen, — und somit auf Wiedersehen!

Unsere Erwerbung in Ostchina.

Im Wettbewerb der Völker um die wirtschaftliche Auftheilung unerschlossener Welttheile ist der dunkle Erdtheil in neuester Zeit vom Reiche der Mitte abgelöst worden. Zwar sind schon mehr als fünf Jahrzehnte verflossen, seit England sich an der chinesischen Küste festsetzte, und vor nahezu vierzig Jahren schon wurde eine preussische ostasiatische Expedition („Artona“, „Tbetis“, „Frauenlob“, „Elbe“) in die chinesisch-japanischen Gewässer entsendet, um vertragsmäßige Beziehungen mit den ostasiatischen Reichen anzuknüpfen, die unter dem Einfluß der englisch-französischen Siege einige ihrer Häfen dem europäischen Verkehr geöffnet hatten. Aber zu keiner Zeit seitdem sind die Bemühungen, wirtschaftliche Beziehungen zu Ostasien einzuleiten, bestehende Verbindungen zu stärken und neue Anknüpfungspunkte zu gewinnen, so vielseitige, energisch verfolgte gewesen wie in der Gegenwart, und ganz besonders ist noch niemals zuvor das deutsche Reich in diesem Wettbewerb so thatkräftig vorgegangen wie in der neuesten Zeit.

Die Kunde von der Erwerbung der Hafengebucht von Kiaotschau an der Südküste der Provinz Schantung, die zunächst als Faustpfand für die Gewährung einer Sühne wegen der Ermordung zweier deutscher Missionare im Innern der Provinz dienen sollte, im weiteren Verlauf der Sache aber zu einer völligen Eigenthumsübertragung gleichkommenden Pachtung des besetzten Gebiets durch Deutschland geführt hat, rief in weiten Kreisen des In- und Auslandes Aufsehen, in einigen Beklemmung hervor: war man doch kaum gewohnt, Deutschland eine aktive überseeische Wirtschaftspolitik in dieser Art führen zu sehen. Und doch entsprang dies nur dem natürlichen Entwicklungsgang, wie durch die in neuester Zeit bekannt gewordene Thatfache beleuchtet wird, daß schon vor 28 Jahren Fürst Bismarck sein Augenmerk auf die Erwerbung derselben Bucht gerichtet hatte, ein Vorhaben, dessen Ausführung damals nur durch den Ausbruch des deutsch-französischen Krieges und in der Folge durch die sich hieraus auf lange Zeit hinaus ergebenden inneren nationalen Aufgaben im Reich hinausgeschoben wurde.

Hierin drückt sich eine Continuität der Entwicklung aus. Welch hohe Stufe das Wirtschaftsleben des Reichs seit jener Zeit dann erlangt hat, geht aus den enormen Zahlen seines überseeischen Handels und Schiffsverkehrs hervor, in denen es nur von der seemächtigsten Nation der Erde, von England, übertroffen wird.

Es ist nicht zu weit gegriffen, wenn man sagt, daß seit der deutschen Besitzergreifung von Kiaotschau an der sich die Blicke der gesammten civilisirten Welt nach Ostchina richten, und alle Seestaaten ohne Ausnahme haben zum Zeichen dessen, daß sie dort hohe volkswirtschaftliche Interessen, denen sich bei einigen bedeutende rein politische zugesellen, zu vertreten haben, ihre ostasiatischen Geschwader verstärkt und im nördlichen chinesischen Küstengebiet concentrirt. Dieses, das die Leser auf unserer Karte dargestellt finden, umfaßt die Küstengebiete des Selben Meeres mit dem Golf von Petchili im Norden und bis zu der Mündung des Jangtsekiang und dem Haupthandels- und Schiffsfahrtsplatz Shanghai nach Süden herab. Fast inmitten dieses Küstengebiets liegt Kiaotschau, woselbst das deutsche ostasiatische Geschwader, das durch die unter dem Befehl des Prinzen Heinrich entsendete Division verstärkt wird, ankert.

Nicht weit nördlich davon, in dem chinesischen, an der Südspitze der Halbinsel Liaotung gelegenen Kriegshafen Port Arthur, haben sich die Russen mit einem achtungsgebietenden Geschwader zu Gaste geladen; sie beherrschen so, nachdem sie die geräumige Hafengebucht von Talienwan in ihren Bereich gezogen haben, den Zugang zum Golf von Petchili, durch den man über Tientien der Hauptstadt Peking zu nahen vermag. Die Lage und die nautischen Eigenschaften von Port Arthur machen dieses zu einer äußerst günstigen Position.

Britische und japanische Geschwader, stark an Zahl und Art der Schiffe, kreuzen im Nordgebiet des Selben Meeres und erscheinen zeitweilig vor dem Hafennort Chemulpo an der Westküste Koreas. Gerüchweise wird bald hier, bald dort eine britische Besitzergreifung gemeldet: Port Hamilton und die Insel Duelpaert an der Südspitze Koreas, Talienwan an der Küste von Liaotung und wieder weiter im Süden, in der weiten Mündungsbai des Jangtsekiang, der Chusan-Archipel, wurden als britisches Anreizungsobjekt bezeichnet. Japans Flotte sollte mit starker Schiffszahl den chinesischen Kriegshafen Waihaiwai an der Nordküste von Schantung besetzt halten, eine nicht unwahrscheinliche Meldung, da dieser Hafen ihm als Pfand für die von China zu zahlende Kriegsentschädigung eingeräumt war. Nordamerikanische Geschwader und Flottenverstärkungen werden von allen Seiten her als unterwegs befindlich gemeldet, kurz alles weist darauf hin, daß jede Nation hier wichtige Interessen wahrzunehmen hat.

Und dem ist in der That so, denn das ungeheure Hunderte von Millionen Einwohner zählende chinesische Reich gilt in den wirtschaftspolitischen Kreisen aller Weltstaaten als ein begehrenswerthes Erbe, das seine Reichthümer dem zu erschließen verspricht, der mit Energie und Thatkraft sie zu heben weis.

Zu diesem Zweck hat, nachdem andere Nationen, gestützt auf Handelsstationen an der chinesischen Küste, auf ihre unmittelbare Nachbarschaft zum chinesischen Reiche, sich an der wirtschaftlichen Erschließung desselben betheiligt haben, Deutschland nunmehr feste Position in Kiaotschau gefaßt. Man muß gestehen, daß diese Erwerbung eine hochbedeutende und zukunftsreiche zu werden verspricht. Nicht nur wird der von Natur vortreffliche, stets eisfreie Hafen, der den größten Flotten der Welt Raum bietet, nach Anlegung von Kais und Docks in Zukunft dem ständig in den ostasiatischen Gewässern stationirten deutschen Geschwader Unterkunft und Stützpunkt sein, sondern auch der Weg ins Innere der starkbevölkerten Provinz Schantung wird durch besonders günstige Terrainverhältnisse hier so geebnet, wie an keinem andern Punkt der chinesischen Küste. Dabei führen die natürlichen Verkehrsstraßen, denen sich in naher Zukunft sowohl Eisenbahn- wie verbesserte Kanalverbindungen zugesellen werden, unmittelbar zu den besten Kohlenfundstätten Chinas bei Weihsien, Poshan, Tschangku und Tschou, ein Umstand, der für die Schifffahrt und die zukünftige Industrie daselbst von höchstem Werthe und bei keinem andern Hafen Chinas anzutreffen ist. Auf unserer Karte sind die Kohlengebiete besonders bezeichnet. Eine über ihre Kohlenfundstellen nach Tsinan am Hoangho geführte Eisenbahn würde schon gegenwärtig durch das vorhandene Wasserstraßennetz und in weiterem Verfolg durch ihre eigene Fortsetzung nach Norden ein gewaltiges Hinterland für Kiaotschau erschließen; Projekte dieser Art sind auch bereits im Werden.

Ueberhaupt kann die Ausschließung des weiten

Fischen, regenen n mit te ge- umige ezogen durch ng zu Eigen- einer

a Zahl elben fenort htweise eifung ert an te von weiten chipel, eichnet. l den rdtäfte mahr- Pfand digung r und her als darauf wahr-

heuerer chinefi- Kreifen be, das ht, der

ationen, e Küste, efiſchen ng bes- eſte Po- en, daß utunfts- der von größten ng von den oft- ſchwader der Weg ng wird hier ſo efiſchen ſtraßen, hn- wie en, un- inas bei ein Um- ige In- ſeinem unferer ezeichnet. nan am entwärtig weiterm rden ein ſchließen; en.

s weiten



Karte von Ostchina mit dem östlichen Theil der Provinz Shantung und der Hafenbucht von Kiaotschau.

chinesischen Reichs nur durch Bahnbauten in Verknüpfung mit den dem internationalen Verkehr geöffneten Hafenstädten bewirkt werden. Die letztern findet der Leser auf unserer Karte durch Unterstreichung hervorgehoben; von erstern ist schon eine größere Anzahl projectirt, bezw. im Bau, und einige sind bereits im Betrieb. So wird im nächsten Frühjahr die kürzeste, aber älteste, 1875 schon einmal dem Verkehr übergebene, nur 18 Kilomtr. lange Bahn Shanghai-Wasung, die damals von den Chinesen zerstört wurde, von neuem eröffnet; seit 1890 besteht auch die Bahn Tientien Shanhaitwan in 276 Kilomtr. Länge am

nach einem benachbarten Kohlengebiet gebaut werden. Eine ganz China von Norden bis nach dem Süden durchziehende, 1250 Kilomtr. lange Centralbahn soll mit einem Aufwand von 150 Millionen Frs. in fünf bis sechs Jahren nach Hontou am Yangtschiang gebaut werden, der bekanntlich bis hierher für Seeschiffe befahrbar ist. Ein französisch-belgisches Syndicat ist mit diesem Bau beschäftigt. Von Peking nach Taiyuen im Südwesten ist eine 450 Kilomtr. lange Bahn in die Provinz Schansi geplant. Die vorgenannte Centralbahn soll dann nach Süden Fortsetzung finden, woselbst sie mit französischen, englischen und chinesischen



Friedliche Annäherung an China.

Solf von Viatong, sie erfuhr 1897 ihre 127 Kilomtr. lange Fortsetzung von Tientien nach Peking und steht in ihrer Gesamtheit unter der Oberleitung von Vihung-tschang, der in Tientien eine Eisenbahnschule eingerichtet hat. Nach Nordosten zu wird sie über Shanhaitwan nach der Mandschurei fortgesetzt werden, in der die Russen bereits eine Zweigbahn ihrer Sibirischen Eisenbahn einerseits nach Wladiwostok, andererseits nach dem soeben besetzten Port Arthur bauen.

Von Peking aus soll eine kurze Bahn westlich

Vinien, die zwischen Süchina, Tontin, Britisch-Birma und Kanton geplant sind, zusammentrifft.

Von dem Haupthandelsplatz Shanghai, dem Endpunkt der deutschen Postdampferlinien an den chinesischen Postdampferlinien an der chinesischen Ostküste, soll die Bahn über Wasung hinaus nach Nanking und von dort nordwestlich weiter nach Kaitong am Hoangho geführt werden, wo sie sich an die Centralbahn anschließt. Kurz überall hat sich in China eine allerdings durchweg auf fremde Einflüsse zurückzuführende Regsamkeit auf dem Gebiete des

Bahnbau entfaltet, die das Reich mit aus seiner tausendjährigen Erstarrung zu rütteln geeignet ist.

Längst schon hat ein überaus und stetig steigender Schiffsverkehr mit chinesischen Häfen stattgefunden. Der Gesamtverkehr europäischer Schiffe in den chinesischen Häfen betrug 1871 nur 3419 Schiffe, gegenwärtig ist er auf etwa 38000 Schiffe gestiegen, und daß die mitten im praktischen Wirtschaftsleben stehenden Kreise ihn noch für erheblich steigerungsfähig halten, wird von ihnen durch die That, Eröffnung neuer Linien, Vermehrung der Fahrten, Einstellung größerer Schiffe u. s. w., erwiesen.

Ueberblickt man vorurtheilslos die Situation im asiatischen Osten, so muß man die im großen politischen Gesicht ausgeführte Erwerbung der Hafenducht von Kiaotschau und ihre politische wie wirtschaftliche Sicherung durch Schaffung einer sie umgebenden neutralen Zone als einen bemerkenswerthen und vielversprechenden Abschnitt in der Entwicklung der deutschen überseeischen Wirtschaftspolitik ansehen. Die Art der Ausführung berechtigt zu der Hoffnung, daß die Erwerbung der Ausgangspunkt eines bedeutenden Aufschwungs der unter schwierigen Verhältnissen bereits zu achtunggebietendem Umfang gewachsenen Beziehungen Deutschlands zu dem zukunftsreichen Osten der alten Welt werden wird.

Die wirtschaftliche Erschließung Ostasiens, dieses riesigen Areal mit seinen ungehobenen Bodenschätzen, der Fülle seiner Naturprodukten, mit seiner geschickten, fleißigen und genügsamen Bevölkerung von mehr als 500 Mill. Seelen muß aber von jetzt ab als Faktor in der Kulturwelt mit in Berechnung gezogen werden, und zwar als Faktor, dessen Bedeutung von Tag zu Tag wächst.

Schon in kurzer Zeit wird auch „Europa, das alte“, den Einfluß dieses neuen Faktors empfinden, und vielleicht werden gewisse europäische Staaten ihn sogar schmerzlich empfinden. Es sind dies die Staaten, deren Regierungen nicht den weitausschauenden Blick hatten, der zur Beurtheilung des Kommenden notwendig war. Von einer Auftheilung Chinas in politischer Beziehung wird gesprochen, von einer Eroberung des chinesischen Marktes für die heimische Industrie, überleben aber wird die Gefahr, die für Europa mit der wirtschaftlichen Erschließung Ostasiens entsteht. Der hochentwickelten europäischen Industrie, die einen Lebensnerv des modernen Staatslebens bildet, droht diese Gefahr. Eine ständig wachsende, steigende Fluth welle naht von Osten, die diese Industrie zu vernichten droht. Die europäische Industrie ist nicht konkurrenzfähig, nicht lebensfähig gegenüber der jetzt entstehenden, ostasiatischen Industrie, der in verschwenderischer Fülle werthvolle und sehr billige Rohprodukte und in Fülle außerordentlich billige, werthvolle Arbeitskräfte zur Verfügung stehen. In wenigen Jahren wird diese ostasiatische Industrie nicht nur den Weltmarkt erobert haben, sondern auch der europäischen und der amerikanischen Industrie auf eigenem Boden einen mörderischen Kampf um die Existenz aufzwingen.

Bereits errichteten englische, amerikanische, russische und französische Industrielle in den chinesischen Küstenstädten Fabriken, in denen sie unter den günstigsten Umständen billigste Waaren produciren. Diese Industriellen bringen Maschinen und Arbeiter aus Europa, bezw. Amerika nach China. Schon nach wenigen Monaten können sie ihre Arbeiter kaukasischer Rasse nach der Heimath zurücksenden, denn die äußerst geschickten und anstelligten Chinesen sind vollständig angeleitet und bieten vollen Ersatz für die Kaukasier. Der

Chinese ist bienenfleißig, begnügt sich mit einem Tagelohn von 50 *S* (Frauenarbeit mit 30 *S* für den Tag bezahlt), streift nicht und eignet sich in kurzem eine Arbeitsfertigkeit an, in der er jeden andern Arbeiter übertrifft. Es kommt dazu, daß die Fabrikanten das beste Rohmaterial für billigsten Preis vor ihrer Thür finden. Mit diesem Rohmaterial und diesen Arbeitskräften kann man nicht nur vortreffliche, sondern auch sehr billige industrielle Produkte schaffen. Mit diesen guten und überaus billigen Produkten erobert man in kürzester Zeit den Weltmarkt, und kann man die alten Industrieländer derartig überschwemmen, daß selbst die höchsten Schutzzölle dagegen wirkungslos werden. Das Überschwemmen des europäischen Marktes mit ostasiatischen Produkten aber wird immer mehr erleichtert werden, wenn die transsibirische Eisenbahn mit ihrer Abzweigung durch die Mandschurei fertiggestellt ist. Das russische und durch dieses das deutsche Eisenbahnnetz schließen sich direkt an die transsibirische und die Mandschureibahn an, und auf Rußland und Deutschland wird sich die Hochfluth billiger und guter ostasiatischer Produkte zuerst ergießen. Der Eisenbahntransport hat große Vortheile, seien es auch nur Sicherheit und Abkürzung der Transportfrist, gegenüber dem Seetransport, er wird daher für die ostasiatischen Produkte vor allem benützt werden, nicht zum Vortheil unserer Rhedereien, die bisher durch das ostasiatische Transportgeschäft Millionen verdienten. Also Industrie und Handel, dadurch auch die Landwirtschaft und das ganze wirtschaftliche Leben der europäischen Staaten sind schwer bedroht!

Dieser Gefahr können die verantwortlichen Leiter der europäischen Regierungen nur dadurch begegnen, daß sie ihren Ländern in Ostasien eine Position schaffen, die ihnen erlaubt, dort ein Wort mitzureden, die Verhältnisse und ihre künftige Entwicklung zu beeinflussen. Diese Position hat sich Deutschland geschaffen und verstärkt sie trotz des mangelnden Verständnisses, dem die Reichsregierung selbst in den gebildeten Schichten der Bevölkerung begegnet.

Die ostasiatische Politik Deutschlands ist durch Kaiser Wilhelm persönlich eingeleitet worden, ist entstanden durch seine eigenste Initiative. Durch persönliche Korrespondenz mit dem ihm eng befreundeten Herrscher des russischen Nachbarreiches wurde das gemeinsame Vorgehen in Ostasien verabredet. Deutschland und Rußland haben in Ostasien das gleiche Interesse, und mindestens ebenso interessiert an der Entwicklung der dortigen Verhältnisse ist das in der Modernisirung begriffene Japan.

Aus Kiaotschau.

Für die guten Chinesen von Deutsch-China waren die deutschen Soldaten Objekte der höchsten Bewunderung und sind es auch noch heute. Jedesmal wenn irgendeine Militärabtheilung, vor allem die Artillerie, durch die Straßen von Tsintan zieht, ist die ganze Bevölkerung auf den Beinen, wie aus unserer Abbildung ersichtlich ist. Auch die untenstehende Abbildung, die den ersten Bataillonsappell des Marine-Infanteriebataillons auf asiatischer Erde vorstellt, zeigt dies. Für die Deutschen dagegen bietet Tsintan nur sehr wenig Interesse, denn, wenn man den Tempel

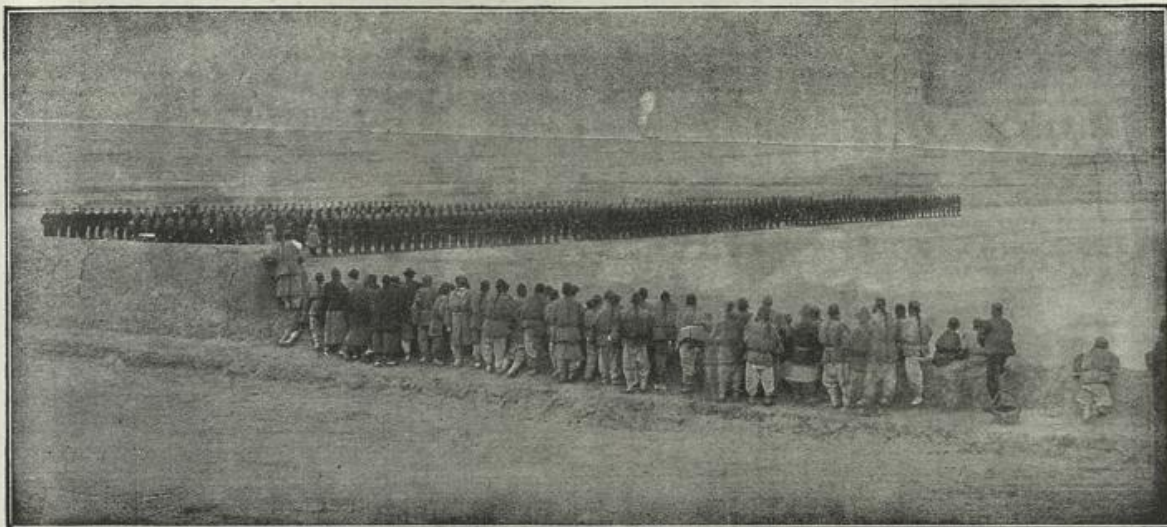


Die Hauptstraße in Tientsin: Durchmarschierende Krieger.

und das Gouverneur-Namen gesehen hat, sind die Sehenswürdigkeiten in baulicher Beziehung erschöpft. Dafür bietet sich in ethnographischer Hinsicht viel interessantes dar. Jeder einzelne Chinese und vor allem jede Chinesin ist sozusagen eine Sehenswürdigkeit. Wie das zarte Geschlecht von Tsintan aussieht, möge der Leser aus der untenstehenden Abbildung entnehmen. Sie werden den daheim zurückgebliebenen Frauen und Schätzchen der wackern deutschen Soldaten in China niemals Veranlassung zur Eifersucht geben. Die getreuen Penelopen in Deutschland mögen

der Truppen wie auch der Chinesen ist in Kiaotschau vortrefflich. Unter den erstern kommen nur sehr wenige Erkrankungen vor; die letztern sind wohl mitunter den Blattern verfallen, aber doch nicht in solchem Grade wie andere außereuropäische Völker. Merkwürdig ist es, daß sich die Chinesen von ihren Ärzten auch impfen lassen. Das Impfen war bei ihnen viel früher bekannt als bei uns.

Für die Ordnung und Sicherheit in Tsintan sorgt ein Polizeikommissär in der Person eines jungen strammen Lieutenants, der seines Amtes



Der erste Bataillonsappell des Marine-Infanteriebataillons auf asiatischer Erde.

in dieser Hinsicht vollständig beruhigt sein. Vorderhand hat noch keine „weiße“ Frau in Deutsch-China ihren Einzug gehalten, nicht einmal das bescheidenste Wäschermäddchen, und es ist für die nächsten Monate auch keine Aussicht dafür vorhanden. Arme Soldaten!

Auffällig ist die starke Verkrüppelung der Füße bei den Frauen, selbst bei jenen der niedrigsten Stände. Eine derartige Verbreitung dieser grausamen Unsitte ist in den andern Theilen Chinas nicht zu finden. Auf die sonstige Gesundheit der Frauen scheint die mit großen Schmerzen verbundene Einzwängung und Umlegung der Beine unter die Sohle nicht Einfluß zu nehmen, wenn man nach den zahllosen Kindern schließen darf, die hier überall ihre Mütter umspringen wie Küchlein die Hennen. Und doch kennt man den Storch hier nicht. An seine Stelle treten Reiber, von denen eine Familie sogar über dem Namen des Bataillonskommandanten ihr Nest aufgeschlagen hat. Freilich hier wird sie wohl wirkungslos bleiben. Der Gesundheitszustand

mit Ernst und Strenge waltet. Ihm unterstehen auch die Polizisten, gewöhnliche Chinesen, die als Abzeichen ihrer Würde auf der Kappe und dem Ärmel ihrer dickwattirten Unterjacke die deutschen Farben, in ihren Fäusten aber dicke Knüttel tragen.

Von der Flotte ist in der vorläufigen Hauptstadt Deutsch-Chinas nur wenig zu sehen, denn sie liegt nicht mehr auf der Khebe von Tsintan, sondern jenseits der nördlichen Halbinsel in der Bucht von Kiaotschau, wo die neue deutsche Stadt Kiaotschau entstehen soll, für die die Pläne eben entworfen werden.

Auch ein Rath.

Der berühmte ehemalige Leiter der Karlsruher Hofbühne, Eduard Devrient, war bekanntlich nicht nur ein gewiegter Kenner aller dramatischen Werke, sondern auch als einstiger Bühnensänger zugleich ein hervorragender Beurtheiler musikalischer Erzeugnisse. Vielfach wurde deshalb sein Rath und Urtheil nach beiden Richtungen hin eingeholt und

einmal kam ein ihm bekannter Karlsruher „Schöngeist“ zu ihm, der behauptete, nicht nur Dichter, sondern auch Komponist zu sein, weshalb er ihn bitte, ihm eine Probe seiner Leistungen auf beiden Kunstgebieten geben zu dürfen. Seufzend willigte Devrient ein und nunmehr begann „der

er ihn zum Flügel führte. Jetzt begann „der Komponist“ eine wahre gymnastische Uebung mit Händen und Füßen an dem Instrument. „Was sagen Sie dazu?“ fragte er endlich mit leuchtenden Augen den einstigen Sänger.

„Hm!“ entgegnete Devrient, den Flügel



Eine Gruppe des schönen Geschlechts in Deutsch-China.

Dichter“ ihm sein neuestes Opus, ein „trauriges“ einaktiges Drama, vorzulesen. — „Was halten Sie davon?“ fragte er zum Schlusse den berühmten Sachverständigen. — Devrient wiegte ernst das Haupt hin und her und meinte endlich: „Offen gesagt, ich meine, es wäre besser, wenn Sie nur komponiren würden!“ — „Darf ich Ihnen etwas aus meiner eben vollendeten Oper vorspielen?“ fragte daraufhin der enttäuschte Dichter. — „Bitte!“ entgegnete Devrient, indem

schließend, „es wäre vielleicht doch besser, wenn Sie — nur dichten würden!“

Im Klub.

A: Meine Herren, ich kann Ihnen eine wunderbare Neuigkeit melden: Unser Klubbruder Immergrün, ist heute, gerade an seinem 70. Geburtstag, von seiner lebenswürdigen jungen Frau mit einem gesunden Knaben beschenkt worden.
B: Sagt ich es nicht immer: Alter schützt vor — Jugend nicht?

Eugen Ruffy,

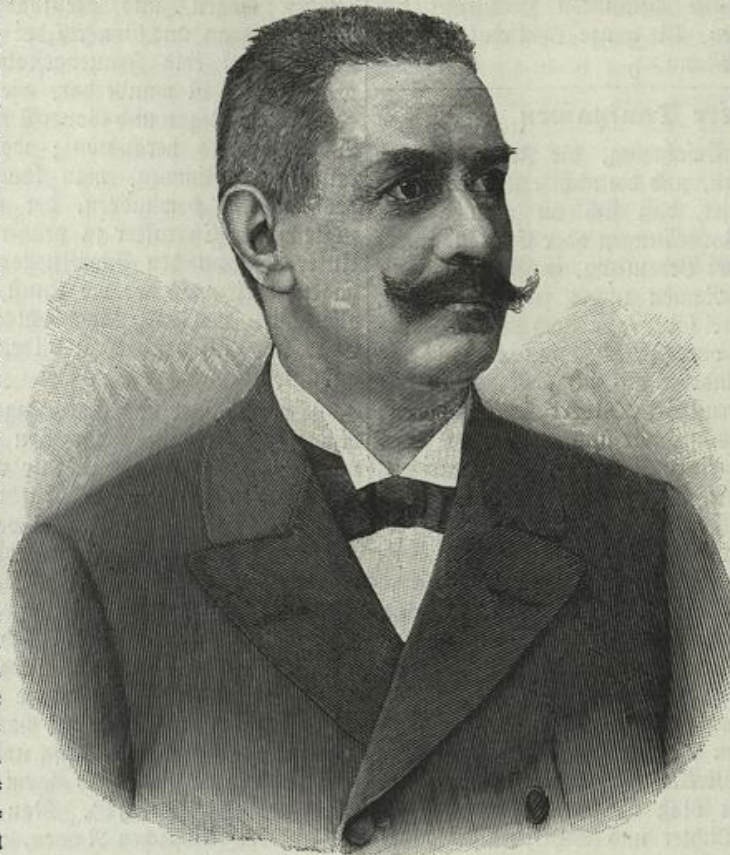
der schweizerische Bundespräsident für 1898.

Am 16. Dezember v. J. wählte die vereinigte schweizerische Bundesversammlung (Nationalrath und Ständerath) mit einem an Sinnlichkeit grenzenden Mehr zum schweizerischen Bundespräsidenten für 1898 den Bundesrath Eugen Ruffy von Nutry im Canton Waadt. Mit großem Jubel nahm das ganze Waadtländervolk die Nachricht von dieser Wahl auf und der Donner der Kanonen trug dieselbe weit ins Land hinein, hinweg über den strahlenden Spiegel des Genfer Sees in die widerhallende Couffissenwelt der Gebirge. Daß es wieder ein Waadtländer ist, der die höchste Würde der Eidgenossenschaft bekleidet, bildet an sich schon Grund genug für die lebhaften Welschen, in patriotische Begeisterung auszubrechen; aber es sind noch zwei andere, tiefere Gründe, die die Flamme der Freude insbesondere nähren. Die Waadtländer sind stolz darauf, daß in ihrem Canton es zum ersten Mal vor-

kommt, daß ein Sohn seinem Vater im höchsten Amte folgt. Ruffy's Vater war nämlich gleichfalls Bundesrath und eben zum Bundespräsidenten gewählt, als ihn ein jäher Tod aus dem Leben nahm. Mehr noch aber freut die Waadtländer, daß sie gerade für 1898 einen der Ihrigen an der Spitze der Schweiz haben, denn für dieses Jahr rüsten sie sich zur Jahrhundertfeier ihrer Befreiung als Unterthanenland und der Erhebung zum selbstständigen schweizerischen Staat. Nach dem Ungemach jener schweren Zeit schon zu wiederholten Malen und gerade während der großen Feier einen Sohn des befreiten Landes

an der höchsten Stelle des Gesamtvaterlandes zu haben, das vermag selbst in kühleren Herzen, als die Welschen sind, höhere Stimmungen zu erregen. Aber auch die übrige Schweiz begrüßt die erfolgte Wahl mit großer Sympathie, denn Ruffy hat, seit er (1894) in den Bundesrath eintrat, eine außergewöhnliche staatsmännische Befähigung und in den bis jetzt geleiteten Departements eine bedeutende schöpferische und organisatorische Kraft an den Tag gelegt. Ruffy

verfügt über eine umfassende Bildung; er ist ein tüchtiger, klarer Redner und dabei von feinen, weltmännischen Umgangsformen. Seine Studien als Jurist absolvirte er in den Jahren 1873 bis 1876 an der Akademie in Lausanne sowie an den Universitäten zu Heidelberg, Leipzig und Paris. Im Jahre 1854 geboren, befand er sich schon zu Anfang der achtziger Jahre in der vollen politischen Strömung des Cantons und der Eidgenossenschaft, in der einen wie in der andern rasch Carrière machend



Eugen Ruffy, der schweizerische Bundespräsident für 1898.

und zu den höchsten Aemtern emporsteigend. So war er lange Jahre Mitglied des Großen Rathes, der Regierung, des Nationalraths und in allen ein- oder mehreremal Präsident. Das schweizerische Volk bringt ihm viel Sympathie und großes Vertrauen entgegen.

Ein Bergführer.

Der Führerveteran Christian Almer in Grindelwald, der im Juni 1896 auf dem Gipfel des Wetterhorns inmitten seiner Familie seine goldene Hochzeit feierte und vorigen Sommer noch mehrere Hochgebirgstouren ausführte, ist im

Juni vorigen Jahres im Alter von 72 Jahren gestorben. Seit vorletzten Herbst hatte er an Rheumatismus gelitten. Früher galt Christian Almer unbestritten als der erste Berg- und Gletscherführer. Kein Unwetter, keine Entbehrung, weder Frost noch Hitze konnten der zähen, stahlharten Natur etwas anhaben. Bei den Bergführern hieß es: „Wie der alte Almer ist Keiner und wird Keiner mehr sein“. Almer hat während seiner langen, gefährvollen Laufbahn sozusagen alle bekannten Hochgipfel der Alpenwelt bestiegen. Die ganze Thalschaft trauert um den braven Mann.

Unsere Taufnamen.

Es ist eine Erfahrung, die Jeder an sich selber machen kann, und die nicht erst aus diesem Jahrhundert datirt, daß sich an manche Vornamen gerechte Vorstellungen oder Empfindungen knüpfen, die mit der Bedeutung, meistens auch mit der Form dieser Namen nichts zu thun haben. Wenn einer Michael (oder gar noch Michel!) oder Klaus oder Jost oder Peter heißt, so macht das einen anderen Eindruck auf uns, als wenn wir ihn Karl, oder Ernst oder Albert nennen hören; von einer Elsa machen wir uns eine andere Vorstellung, als von einer Liese und finden gar oft, daß der gegebene Name dem Charakter des Trägers nicht entspricht.

Woher kommt das? Aus dem Eindruck, den die Erinnerung an eine geschichtliche oder eine uns persönlich bekannte Person mit Namen so und so in uns weckt, wenn wir einen andern dieses Namen kennen lernen. Wir halten jenen Eindruck fest, Namen und Charakter sind in unserer Vorstellung zu einem Bilde verwachsen, obgleich wir jeden Tag die Erfahrung machen können, daß die Wirklichkeit seinem Bilde ähnlich sieht. Aber nicht bloß die Geschichte, auch die Lektüre unserer Dichter und Schriftsteller bildet in uns jene Vorstellungen aus, die in jedem von uns gewöhnlich dieselben sind, vor einem Robert oder vor einem Dietrich wird es uns unheimlich zu Muth, weil wir dort an den bösen Jägerburschen in Schillers „Gang zum Eisenhammer“, hier an dieses oder jenes Märchen oder irgend eine Erzählung denken, worin dem Dietrich die Rolle eines Bösewichts zugetheilt ist. Die Schriftsteller und Erzähler schmiegen sich durchaus jener allgemein geltenden Vorstellungen, sie machen die Namen durch die Schablone und dürfen kaum anders, wenn sie nicht Anstoß erregen wollen. So wird der Dietrich (trotz seinem erlauchten großen Vorfahr Theodorich) der Robert, der Runerich, der Kaspar selten in einem Roman,

Märchen, Drama u. s. w. auf guten Wegen wandeln, und umgekehrt, der Heinrich, der Max, der Karl u. A. selten auf den Pfaden des Lasters. Vornamen wie Achilles und Hector erinnern uns unwillkürlich an die Helben Homers und wir muthen ihren heutigen Trägern gewiß alles eher als persönliche Feigheit und Memmenhaftigkeit zu. Seit Shakespeare seiner „Corbellia“ ihren Charakter gegeben hat, wird kaum ein anderer diesen Namen irgend einer „bösen Sieben“ beizulegen wagen, und ebensowenig werden die Namen Regan und Gonerill der ruchlosen Schwestern je auf edle Frauengestalten übergetragen werden. Es ist wunderbar, wie allein schon aus den Namen Regan und Gonerill etwas Gehässiges, Widerwärtiges herausschönt; woran es liegt, ist kaum zu bestimmen, man kann nur die Kunst des Dichters bewundern, der mit dem Namen zugleich den Charakter zu prägen verstanden hat. Unter den deutschen Schriftstellern ist wohl Spielhagen derjenige, der die Kunst, den Namen — allerdings meistens Geschlechtsnamen — dem Charakter entsprechend zu bilden am virtuosesten ausübt.

Ein wichtiger und heutzutage vielverbreiteter Name ist Hans; man darf ihn den Rodenamen nennen. Früher war er nur von den Bauern gebraucht und bei ihnen beliebt, und auch jetzt noch ist er auf dem Lande viel verbreitet, so sehr, daß man den Bauernburschen oder Knecht schlechthin „Hans“ tauft, ohne ihn nach seinem wirklichen, in der richtigen Taufe erhaltenen Namen auch nur zu fragen. Ähnlich verhält es sich mit Grethe; es läuft auf Bauernhöfen manche „Grethe“ herum, die zu Hause bei ihren Eltern nie auf diesen Namen gehört hatte! Und welcher Unterschied in der Bedeutung und Werthschätzung zwischen einer Grethe und einem „Gretchen“ oder gar einer „Margaretha“. Man sieht, viel mehr als auf den wirklichen Namen, wie er im Kalender oder im Taufbuch steht, kommt es auf den Tic an, den ihm der Volksmund gegeben hat, dieser Volksmund aber ist, ohne es zu wollen und ohne etwas Böses zu beabsichtigen, ein Falschmünzer ohne gleichen; er prägt seine Grethe und Dörthe, seine Liese und Käthe, seinen Hans und seinen Sepp, Kunz (Konrad) und Benz (Bernhard) ohne Arg und Bedenken. Die vornehme Welt macht ihm's hie und da nach. Wenn sie einen Hans aus der Taufe zu heben hat, so sückt sie ihm noch ein n, das Zeichen der Noblesse, (Hanns) ins Kleid, um die Erinnerung an den vermeintlich bäurischen oder bürgerlichen Ursprung zu verwischen, und dieser „Hanns“ ist dann der „wahre“ und wirkliche,

nicht der traditionelle Bequemlichkeitshans; für diesen hat sie, zu demselben Zwecke, den „Johann“ erfunden, den bekannten „Rutscher“, den seine Eltern, ohne Ahnung seiner zukünftigen Stellung, in den meisten Fällen mit einem andern Namen geschmückt haben. Ist aber das vornehme Kind aus irgend welchen Rücksichten als kleiner „Johannes“ dem Herrn Pfarrer zum Taufakt in den Arm gelegt worden, so bleibt dieser Name durchaus unverfehrt und unverstümmelt, und darf weder vorn noch hinten gekippt werden, bloß wird die soziale Stellung des Täuflings und seiner Familie durch den Accent markiert: der minder vornehmere heißt Johannes; der vornehmere dagegen gleich dem Apostel und Evangelisten Johannes! Welch ein Unterschied im Eindruck auf unser Gefühl zwischen diesem Johannes und dem ursprünglich eins und dasselbe seienden „Hans“, wie solchen — es ist nicht so lange her — eine ganze Reihe von Erinnerungsbildern recht ordinärer Textur umgaukelten: Der dumme Hans (dummerian — dummer Jan — dummer Hans) der Grohhans, Prahlhans, Hans Dampf, Hanswurst, Hansnarr, Schmalhans u. s. w.

Was die biblischen Namen (wie oben Johannes) betrifft, so sind sie in neuerer Zeit mehr und mehr aus der Mode gekommen, außer denen, die von jeher bei Christen und Juden die allgemeinen und landläufigen gewesen sind, wie Maria, Martha, Magdalena, oder Jakob, Joseph, Peter. Merkwürdig, daß der letztgenannte (griechischer Herkunft) in einigen Mißkredit gekommen ist. An den „Peter“ knüpft sich gern der Begriff einer mehr als nothwendigen Gutmüthigkeit, er ist schwerfällig und das Gegentheil eines Geisteshelden; eine noch jetzt bei Maskeraden und Mummen-schanz oft gesehene Figur ist „der dumme Peter“. Daß die bekannte Chamisso'sche Figur, jener Unglücksmensch, der sich ohne Schatten behelfen muß, Peter Schlemihl heißt, ist gewiß auch kein Zufall; ein Arthur oder Alfred Schlemihl würde uns sonderbar anmüthen.

Daß die Namen der heiligen drei Könige — Kaspar, Michael und Balthasar sich keiner Beliebtheit erfreuen, zum mindesten nicht für „hic“ gelten, darf nicht auffallen, seit der „deutsche Michel“ das Urbild der latenten Kraftnatur geworden ist, die sich necken und foppen und zwacken läßt, bis ihr, spät genug, der Geduldsfaden reißt, und die derbe Faust unter die Spötter fährt. Dieses Bild der Kraft ist ein Abglanz der imposanten Gestalt des Erzengels Michael — aber weder er, noch der heilige König des Namens haben den „deutschen Michael“ gegen die Zulage anderer, nicht so beneidenswerther Eigenschaften

schützen können, und letztere sind sogar für den Eindruck, den dieser Name auf uns macht, entscheidend geworden. Was den Kaspar betrifft, so war dieser bei den heiligen Spielen des Mittelalters — die uns mitunter nichts weniger als heilig vorkommen, unter den „drei Königen“ stets die „lustige Person“ (ohne die es nun einmal in jenen Zeiten nicht ging und nicht steckte!) er spielte den Wortführer für seine beiden Kollegen; und schon sein Mohrengeßicht wirkte belustigend; diesen Eindruck suchte er nun durch allerlei Spässe und Witze, die keineswegs immer fein, im Gegentheil meistens höchst unfein waren, zu verstärken; man darf sich daher nicht wundern, wenn er im Kasperletheater wieder auf die Bühne tritt — denn er und kein anderer ist hier die lustige Figur. Von Seiten der „Moral“ sind weder Kaspar, noch sein Nachfolger, der Kasperle, jemals Helden gewesen; geradezu als moralisches Ungeheim tritt uns ein Kaspar in Webers „Freischütz“ entgegen — und jedermann findet den Namen hier passend und zweckentsprechend. Hätte der Dichter des Freischütz die Namen der beiden Jägerburschen umgetauscht, und dem vor lauter Liebe strauchelnden, im Grunde des Herzens aber frommen und unverdorbenen Max den Namen Kaspar, seinem unheimlichen, grundsüchtigen Jagdgefellen dagegen den Namen Max gegeben — Jedermann würde daran Anstoß nehmen, es gibt Eindrücke, die man, wenn auch vielleicht erklären, so doch nicht von sich abwehren kann. Aber man erkläre mir einmal den Balthasar! Es gibt heute noch Träger dieses Namens — und gewiß recht anständige — aber der Grundton klingt, das müssen wir zugeben, nicht vornehm. Warum? Etwa weil uns jener biblische König Belsazar (Balthasar) der ruchlose Gotteslästerer, in der Erinnerung haftet? Aber den wenigsten kommt ja diese Namensgleichheit zum Bewußtsein! Sonst allerdings hütet man sich vor solchen Namen, deren Träger in der Geschichte ein schlimmes Andenken hinterlassen haben. So haben z. B. die Puritaner trotz ihrer (auf religiösem Grunde beruhenden) Vorliebe für biblische Namen gewiß nie einen Judas oder Absalon in ihren Reihen gezählt, ebenso wenig als heutzutage die englischen Mylords und Ladies (welche diese Sitte noch am meisten in Ehre halten) ihren Kindern jemals diese und ähnliche Namen geben werden. Abel's Name hört man auch in der Schweiz noch klingen, seines bösen Bruders Name ist von jeher und überall verschmäht geblieben. Das Volk ist übrigens mit vielen christlichen und inhaltschweren Namen sehr unglimpflich (freilich ohne es zu wissen noch zu wollen) umgegangen. Aus dem Christophorus

(dem Christusträger) ist nicht bloß der Christoph (das ginge noch an!) sondern auch, durch Zuthat und durch Wegschnitt, Christoffel, Stoffel, Stöffel, Töffel geworden — keineswegs Ehrentamen, wie jeder weiß; der heilige Laurentius hat sich müssen zu Lorenz degradieren lassen (aus welchem dann, durch weitere Verstümmelung, der Familienname Loß und Luß, und der Vorname Lenz geworden ist); der heilige Bernhard ist zum Benz heruntergesunken (wie Friedrich zu Fritz, Gottfried zu Götz, Heinrich zu Heinz, Konrad zu Kunz, Sinz und Heiz, Ulrich zu Utz, Philipp zu Lips, Dietrich zu Dieß).

An die Verstümmelungen im Dialekt darf man vor Schrecken kaum denken. Es ist verhältnismäßig noch glimpflich, wenn der „wahre“ und wirkliche Jakob nach hinten zum Joggi und nach vorn zum Köbi gestuft wird — aber wenn der arme Jeremias sich im Volksmund zum „Meiß“ verkaufen muß lassen, so darf letzterer gar wohl ein neues „Klagelied“ darüber anstimmen. Zwar dem „Jeremias Gotthel“ wird mit Fug und Recht Niemand, auch der rabiateste Dialektschwärmer nicht, den Tott anthun, ihn zu „Meiß“ herabzumwürdigen, wie ja auch der „wahre“ Jakob ungebeugt neben seinen beiden verkrüppelten Nebenbuhlern einhergeht, aber im allgemeinen entscheidet eben doch die Laune, nicht der Respekt, und jene ist unkontrollierbar, so gut wie in vielen Fällen der Eindruck. Warum lassen wir uns den „George Brown“ als Tenor in der „weißen Dame“ gefallen, während ein Jörg Brown, (Braun) uns gegen das Gefühl gehen würde? „Sebastian“ heißt der Verehrungswürdige, ist also, inhaltlich ein wahrhaft beneidenswertes Name — aber was würden wir, beispielsweise, dazu sagen, wenn der Schiller'sche Don Carlos seinem wiedererkannten Freund Posa mit dem Ausruf „mein Sebastian“ statt „mein Roderich“ in die Arme schließen würde? Oder können wir uns statt der „schönen Helena“ eine „schöne Lene“ denken, oder statt der treuen Leonore (in „Fidelio“) eine treue „Gustel“, während letzterer Name dem Schenkemädel von Blasewitz vortrefflich zu Gesichte steht und eine „Leonore oder Mathilde von Blasewitz“ uns unausstehlich vorkommen würde? Es sind das feststehende und allgemeine, nicht etwa bloß individuelle Eindrücke, und jeder Schriftsteller hat ihnen Rechnung zu tragen. Ein Lustspieldichter darf seinen poffenhafsten Helden unmöglich „Arthur Pumpernickel“ statt Rogus P. taufen — oder er macht sich lächerlich, ein Komponist seinen Heldentenor nicht „Zacharias (statt Raoul) von Rangis“, während doch der Bassist (im „Prophet“) den Namen

Zacharias gar wohl tragen darf, er darf seine „Primadonna assoluta“ nicht mit dem Namen Barbara oder Crescenz, seine Soubrette nicht Kunigunde oder Mechthildis auftreten lassen. Die Namen müssen, nicht ihrer Bedeutung, sondern ihrer Form und ihrem Klang, vor allem aber ihrem Eindruck nach, der Situation angepaßt sein.

An seinem Taufnamen ist jedes Individuum unschuldig, weil es nicht darum befragt wird. Gefällt er ihm später nicht, wegen des „Eindrucks“, den er auf die Leute machen könnte, so möge er, zu seinem Trost und seiner Beruhigung, an die ungezählten Hunderttausende denken, die durch ihr Thun jenen „Eindruck“ Lügen gestraft und der Welt gezeigt haben, daß der Name eitel Schaum ist und für den Werth der Persönlichkeit nicht das geringste ausmacht, außer höchstens insofern er — was ja ein Vortheil ist — den Ehrgeiz anzufeuern vermöchte, trotz des minderwerthigen Namens ein großer Mann zu werden.

Tröstliche Nachschrift.

Der Tischler Fahrenbach in einer norddeutschen Großstadt erfreute sich eines sehr gesunden Durstes und kam in Folge dessen häufig erst lange nach Mitternacht heim. Darüber war natürlich seine liebende Gattin ebenso häufig nicht wenig aufgebracht und schließlich drohte sie ihm, wenn er wieder so spät heimkehre, so werde sie ihm die Hausthüre nicht öffnen. Diese Drohung führte sie auch wirklich noch am gleichen Abend aus, denn der biedere Zecher hatte ihre Warnung nicht allzu ernst genommen. Er ging deshalb von der verschlossenen Hausthüre wieder fort und — kam zwei Tage lang gar nicht heim. Am Morgen des dritten Tages aber erhielt die besorgte Gattin einen Brief folgenden Inhalts:

„Liebste Julia! Nachdem Du mir bei stockfinsterner Nacht und stark nebelhaftem Zustande hast uf die Straße stehen lassen, so zeige ik Dir hiermit an: wenn Du diesen Brief lesen thust, dann weile ik nich mehr unter die Lebenden.

Dein Andreess.“

Tödtlich erschreckt durch diese entsetzliche Nachricht, brach die arme Frau laut jammernd in Thränen aus und machte sich die bittersten Vorwürfe, daß sie ihren Mann in den Tod getrieben habe. Da gewahrte sie plötzlich, daß unten an der Briefseite das bekannte Zeichen zum „Umwenden“ gemacht war. Schleunigst that sie dies und — erleichtert athmete sie auf, denn hier stand als Nachschrift: „Ik bin nämlich Todtenkräber geworden und habe mein neues Amt so gleich antreten jemüßt“.